Zollmann

II 50

E. Breitstein.

Buenos Ayres, 1. Februar 187

Bibel und Natur

in der Harmonie ihrer Offenbarungen.

Von

Theodor Zollmann,

d. Z. evangelischem Geistlichen an der deutschen Gemeinde in Buenos Ayres.

αρτι γινωσκω εκ μερους.

Gekrönte Preisschrift.

Zweite Auflage.

E. Beilstein

Hamburg.

Agentur des Rauhen Hauses.

1869.

Die nachfolgende Schrift, die der unterzeichnete Central-Ausschuß hiermit der Oeffentlichkeit übergiebt, ist auch Anlaß eines Preisausschreibens entstanden, welches vor nun fünf Jahren von ihm ausging. Die auf dem Brandenburger Kirchentage geführten Verhandlungen, welche die schneidenen Gegensätze der Zeit im Lichte des göttlichen Wortes blos legten*) und den Verirrungen einer dem Evangelio feindseligen Naturwissenschaft gegenüber den apologetischen Beruf der christlichen Wissenschaft betonten, gaben einigen Freunden des Reiches Gottes die Veranlassung, den Central-Ausschuß für innere Mission zur Eröffnung einer Concurrenz in Anspruch zu nehmen, welche den angeblich unlösbaren Conflict zwischen der heiligen Schrift und den Naturwissenschaften zu ihrem

*) Vgl. den Vortrag von Dr. Wichern über „die Verpflichtung der Kirche zum Kampf gegen die heutigen Widersacher des Glaubens in ihrer Bedeutung für die Selbsterbauung der Gemeinde," und den von Dr. Kögel über „die Unwissenheit in christlichen Dingen in ihrer Bedeutung für die Irreligiosität der Gegenwart" in den Verhandlungen des 12. deutschen evangelischen Kirchentages zu Brandenburg. Berlin bei Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1862.

Gegenstande habe. Der Central-Ausschuß glaubte sich dieser ihm gegebenen Anregung nicht entziehn zu dürfen, vielmehr sah er es als seine Pflicht an, eine der wichtigsten Aufgaben, welche der deutschen Wissenschaft zufallen, an seinem Theil ihrer Lösung näher führen zu helfen. Es handelte sich für ihn um Provokation einer wissenschaftlichen, in der Form möglichst allgemein verständlichen Arbeit, die den Conflict, in welchen zur Beunruhigung Vieler die Naturwissenschaften in ihren neueren Resultaten gegen die Theologie und den christlichen Offenbarungsglauben getreten sind, zum Schutze der letzteren klären und den Boden sichern sollte, auf dem die Heiligthümer des Evangeliums trotz aller wirklichen oder vermeintlichen Resultate der Naturwissenschaften unserm Volke siegreich bewahrt werden können. Die zu lösende Aufgabe formulirte der Central-Ausschuß in seinem öffentlichen Ausschreiben vom 13. Juni 1863 in dem Thema:

Bibel und Natur in der Harmonie ihrer Offenbarungen,

und sprach sich dabei über die Gesichtspunkte, welche er für die Behandlung dieses Themas als die leitenden betrachtet sehn wollte, folgendermaßen aus:

„Diese Formulirung der Aufgabe schließt nicht die Absicht in sich, den Nachweis einer Einstimmigkeit und Coincidenz zu begehren, in welcher die Naturwissenschaften mit allen hieher gehörigen Aussagen der heiligen Schrift stehn sollen. Ein solcher Nachweis, wie namentlich ausländische Schriften ihn mehrfach versucht haben, wäre dem gegenwärtigen Stande der Verhandlungen nach ebenso unthunlich, als unzureichend. Freilich werden die bewährten Resultate der neueren Naturforschung, die mit dem Gehalte der heiligen Schrift harmoniren, in das

rechte Licht zu stellen sein. Es wird die zwischen beiden Instanzen vorhandene Differenz kritisch beleuchtet und auf das thatsächliche Maß zurückgeführt werden müssen, namentlich durch die gewichtigen Gegenzeugnisse der Naturwissenschaften selber gegen gewisse unreife Resultate derselben. Vor Allem aber wird in principieller Erfassung der Sache eine Auseinandersetzung zwischen den Gebieten der Theologie und der Naturwissenschaften nach den eigenen Gesetzen beider vorzunehmen sein. Das Wesen der heiligen Schrift als Urkunde der religiösen Offenbarung wird dargelegt und der Offenbarungsgehalt selbst gebührend ermittelt und verwerthet werden müssen. Es wird einer eingehenden Darlegung der reichen Gedanken bedürfen, welche in der heiligen Schrift über Schöpfung und Natur verborgen liegen, damit der Schatz unerschütterlicher und über alle Phasen der Naturforschung erhabener Wahrheiten gehoben und entfaltet werde. Resultat und Ziel müßte sein: die Wiedereinsetzung der so oft zur Verhüllung Gottes und zum Aergerniß für den Glauben gemißbrauchten Natur in ihre Rechte als einer wenn auch noch nicht vollkommenen, Offenbarung des lebendigen Gottes, die mit der Gesammtheit der göttlichen Offenbarungen in innerster Befreundung und Wahlverwandtschaft steht, — und der Nachweis, daß sowohl durch die Resultate, als trotz der Resultate der Naturforschung die heilige Schrift als untrügliche Offenbarungsurkunde der Religion sich erweist und der christliche Glaube durch jene sich nicht braucht weder suspendiren noch erschüttern zu lassen. So wäre die Gewißheit von der inneren Kraft und Festigkeit des Glaubensgrundes neu gesichert, und die freie, gewissenhafte Forschung der Naturwissenschaften vom Standpunkte des positiven evangelischen Glaubens und Bekenntnisses mit gleichem Ernste anerkannt.

„Die Preisschrift muß selbstverständlich auf der Höhe der neueren Wissenschaft stehn, sowohl im Gebiete der Theologie, als der Naturwissenschaften. Sie muß aber in einer Form abgefaßt sein, welche ihr den Zugang in alle Kreise der Gebildeten sichert. Neben der Gediegenheit des Inhalts wird auf die Durchsichtigkeit, Präcision und Allgemeinverständlichkeit der Form der vornehmste Werth gelegt werden."

Der Umfang der Schrift sollte 20 Druckbogen in Octav nicht überschreiten. Als Preis wurde die Summe von 400 Thalern ausgesetzt. Das Verlagsrecht auf die gekrönte Preisschrift wurde als Eigenthum des Central-Ausschusses in Anspruch genommen. Gleichzeitig wurde veröffentlicht, daß das Preisrichteramt die Herren Prälat Dr. Ullmann in Carlsruhe, Generalsuperintendent Dr. Hoffmann in Berlin und Professor Dr. Braun daselbst zu übernehmen die Güte gehabt. Für den Erstgenannten, dessen Heimgang bald darauf zu beklagen war, ist Professor Dr. Lange in Bonn als Preisrichter eingetreten.

Der 1. April 1865 war als Termin für die Einlieferung der Concurrenzschriften angesetzt. Nachdem aber sieben Manuscripte bis dahin eingegangen waren, — und zwar von Autoren aus dem Norden wie aus dem Süden des Vaterlandes, — hatte die Größe und Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe erst im August 1867 dem Preisgerichte die Entscheidung möglich gemacht. Nach sorgfältiger Prüfung und einstimmiger Entscheidung desselben war als die dem Ziele am nächsten kommende, nach wesentlichen Seiten hin ausgezeichnete und darum zu krönende Schrift die vorliegende anerkannt worden, doch mit dem Anspruche, daß einige Partieen derselben von dem Autor einer nochmaligen Revision unterzogen würden. Von den sechs andern Concurrenzschriften haben zwei das Preisge-

richt zu dem Wunsche veranlaßt, daß sie, von ihren Verfassern umgearbeitet und vervollständigt, der Publicität nicht vorenthalten werden möchten.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, der bei Einreichung derselben als Pfarrverweser zu Dülmen in Westphalen gestanden hatte, war inzwischen einem Rufe an die deutsche evangelische Gemeinde zu Buenos Ayres gefolgt. Die nothwendigen Verhandlungen mit ihm, die Hinsendung des Manuscripts (von dem, um bei möglichen Unfällen seinem Verluste vorzubeugen, vorher eine Abschrift hatte genommen werden müssen), die Revision, zu welcher der Verfasser — soweit sein wissenschaftliches Gewissen es gestatte — sich willig erklärte, die Rücksendung des Manuscriptes: das Alles forderte neuen Zeitverlust, so daß die Veröffentlichung der Schrift erst jetzt erfolgen kann. Wir können nicht unterlassen hinzuzufügen, daß die Entfernung und Isolirung seines gegenwärtigen Wohnortes den Verfasser bei der Revision seiner Arbeit in dem Gebrauch von wissenschaftlichen Hülfsmitteln nothwendig beschränkt hat. Die Berücksichtigung mancher neuen Erscheinung auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Literatur mag daher vermißt werden, doch wird dieser Mangel ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden können.

Gleichwohl wird die Schrift, wie wir zuversichtlich erwarten dürfen, ihren apologetischen Beruf erfüllen und zugleich eine wissenschaftlich anregende Kraft ausüben. Sie tritt viel später in die Oeffentlichkeit, als der Central-Ausschuß es gewollt, und dennoch im rechten Augenblicke, denn wann wäre der Sturmlauf der Naturwissenschaften wider das Evangelium heftiger, und wann das Bedürfniß der Gebildeten nach Schutz- und Angriffswaffen, um solchem Sturmlaufe Trotz zu bieten, größer gewesen als eben jetzt?

So lassen wir denn diese Schrift in die Oeffentlichkeit

treten mit dem Wunsche, daß sie Vielen in dem Kampfe wider den Unglauben eine Ermuthigung bieten und dem deutschen Volke, dessen Zukunft mit der Bewahrung des Evangeliums steht und fällt, eine willkommene Gabe und Förderung sein möge.

Berlin und Hamburg, August 1868.

Der Central-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche.

Wichern.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Nachdem die vorliegende Schrift, die Anfang September ausgegeben wurde, jetzt, nach zwei Monaten, bereits vergriffen ist, läßt die Verlagshandlung sofort eine zweite Auflage folgen, die, da sie nicht verzögert werden darf, schon wegen der weiten Entfernung des in Südamerika wohnenden Herrn Verfassers, bis auf die Correktur einiger Druckfehler, in unverändertem Abdruck ausgegeben werden muß.

Horn bei Hamburg, November 1868.

Einleitung.

Gewisse Grundanschauungen über Welt und Gott, über Leben und Sterben vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht; kaum daß sie gelehrt werden, denn sie liegen tiefer als das dogmatische Bekenntniß; sie werden mit der Muttermilch eingesogen, mit der Luft eingeathmet. Weil der Mensch kein Thier ist, darum kann er sich nicht begnügen, wenn er Dach und Fach für seinen Leib hat: er braucht auch ein geistliches Haus, das er auf Sand oder Felsen bauen kann — nach seinem Belieben, aber eines Hauses bedarf er. Jene Grundanschauungen setzen das geistliche Haus der Völker und Zeitalter zusammen. — Schlecht gerechnet seit 1000 Jahren haben die vornehmsten Culturvölker in dem Dome christlicher Grundanschauungen gelebt. Dem vorigen Jahrhundert war der Versuch vorbehalten, in größerem Maßstabe nicht nur einige seiner Spitzen und Verzierungen, nicht nur einige seiner Pfeiler, vielmehr sein Fundament selber als unhaltbar nachzuweisen. Mit ähnlichen und verschärften Waffen sind diese Nachweise zu unserer Zeit wieder aufgenommen, und nach der Strömung der Zeit zu urtheilen, ist vorläufig noch kein Einhalt zu erwarten. Ein Erdsturz wird diesem Tempel geweissagt, so tief, daß keine Sonne mehr seine Trümmer bescheinen wird; darum rette sich aus ihm, wer nicht in die Nacht der Unwissenheit und Verdummung sinken will!

In diesem Sinn wird besonders im Namen der Naturwissenschaft geredet, die in dem letzten halben Jahrhundert einen riesigen Aufschwung genommen hat: ihre Resultate sollen die christliche Anschauung von Welt und Menschen über den Haufen geworfen haben. So die consequenten Führer des Materialismus oder Sensualismus und ihr nachbetender Haufe. Eine andere große Schaar der lebenden

Generation aus den gebildeten wie ungebildeten Ständen will allerdings das Wesentliche — den Geist des Christenthums, d. h. was sie als sein Wesentliches und seinen Geist dunkel sich vorstellt — beibehalten; aber der natürliche Unterbau dieses „Geistes", wie ihn die heilige Geschichte und Urkunde giebt, er wird preisgegeben; — meint man doch sonst sich zu schwer an den Ergebnissen der heutigen Naturforschung und ihren unumstößlichen Resultaten zu versündigen, von denen man durch irgend eine Zeitung oder Zeitschrift oder ein populär naturwissenschaftliches Werk gehört hat. Hier fehlt jedes Kriterium zur Unterscheidung dessen, was wirkliches Resultat gewissenhafter wissenschaftlicher Forschung ist, von dem, was nur unter Voraussetzung gewisser Hypothesen, die nicht in der Erforschung der Natur ihren Ursprung haben, sich begründen läßt. Und in nicht geringerer Unklarheit befindet man sich meistens über den Inhalt des eigenen Glaubens, so wie über den Zusammenhang, in welchem die Naturbetrachtung mit dem Glauben steht; man weiß nicht, daß der Geist, soll er nicht in der Luft schweben, seine Unterlage in der Natur verlangt. Der „Geist" des Christenthums hört auf, Geist zu sein und wird ihnen zum inhaltsschweren Gespenst.

Die große Masse derjenigen, die unter dem Bann dieser Illusionen stehen, ist sich der Tragweite jener materialistischen Richtung, die in der Naturwissenschaft sich als einzig berechtigt gebährdet, nicht im Entferntesten bewußt. Diese Richtung giebt die naturwissenschaftliche Begründung und Rechtfertigung jener französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts, die ihr praktisches Resultat und ihr Ende in den Schrecknissen der Republik, in Robespierre und endlich in dem Socialdemokraten Babeuf fand, dessen Programm lautete: „Keine Kirche mehr, kein Staat, keine Ehe, keine Wissenschaft, kein Privatbesitz." Fern sei es, zu behaupten, daß alle Vertreter der jetzigen materialistischen Richtung mit Bewußtsein auf dieses Ziel lossteuern — mancher Bergmann unterwühlt ahnungslos das Erdreich, bis es ihn in seinem Sturz verschüttet —; aber ob nicht Einige unter ihnen wissen, was sie thun? — Inquisitionstribunale und Machtsprüche von Staatskirchen hat diese Richtung nicht zu fürchten; aber der Staat selber wird bei ihrer weiteren Entfaltung sich genöthigt sehn, auf seine Selbsterhaltung ernstlich zu denken. Die bürgerliche Gesell-

schaft wird durch sie in eine Sackgasse gedrängt, aus der nichts Anderes, als das den Ohren unserer Zeitgenossen meist so bittere Wort „Umkehr" sie rettet. Ohne solche Umkehr wird die Gesellschaft an einem Abgrunde anlangen, der sie in das wirre Chaos des zum Princip erhobenen, seines Ideals beraubten, für seine nackte Wirklichkeit und Willkür Geltung fordernden menschlichen Ich, und damit in das Chaos der Emancipation des Fleisches hinabreißen wird. Der entgottete Mensch wird zum Thier und zwar zu der Art von Thieren, die man mit dem Namen „Bestie" zu belegen pflegt. — Das ist unsere feste Ueberzeugung — ein Glaube, eine Hypothese, wenn man will; wir werden an der rechten Stelle auf sie zurückkommen. Zunächst aber ist unser Ziel ein anderes: das religiöse Moment in der biblischen Naturbetrachtung herauszuschälen und mit ihm die wirklich exacten Resultate der heutigen Naturforschung zu vergleichen.

Zum Glück haben wir nicht gegen alle Naturforscher der Jetztzeit, auch durchaus nicht gegen die bedeutendsten unter ihnen zu kämpfen, sondern nur gegen die materialistische Richtung, die freilich ein Geschrei erhebt, als ob ihr allein schon die ganze Naturwissenschaft zugehörte. Um so ehrwürdiger erscheinen dem Tagesgeschrei gegenüber „Groß ist die Göttin Materie!" Männer, wie Agassiz, Liebig und manche andere, welche — die größten in ihrem Fach — wider solche Unwahrheit mannhaften Widerstand leisten. —

Es ist richtig: alle jene sittlichen Consequenzen, die man aus der materialistischen Lehre zieht, und die Befürchtungen, die man für das sociale Leben vor ihr hegt, vermögen nichts wider die Wahrheit. Sind die Sätze des Materialismus richtig, so müssen wir ihre Consequenzen auf uns nehmen, und wenn es der Weltuntergang wäre. Wie der Mensch nur Einer ist, so können seine Ueberzeugungen auch nur einheitliche sein; es will nicht gehn, mit dem Kopf ein Heide und mit dem Herzen ein Christ zu sein; das Christenthum verlangt auch den Kopf. Die Wahrheit über Alles! — über allen Aberglauben und Vorurtheile, über alle Bequemlichkeit und alles Glück, ja über das Leben! Wir freuen uns, in solchen Ueberzeugungen den Gegnern aufrichtig die Hand reichen zu können, — sind es doch Ueberzeugungen, die nicht von heute erst

stammen, die mindestens so alt sind, wie das Christenthum, dessen Gründer sich um dieser Ueberzeugung willen hat kreuzigen lassen, und das unter seinen Gläubigen viele Märtyrer der Wahrheit zählt. Die Wahrheit über Alles!

Aber man verzeihe uns das Geständniß, daß wir mit einem Mißtrauen gegen „die exacten Resultate" der Naturwissenschaft des Materialismus an ihre Prüfung gegangen sind, weil wir einmal die Gewißheit, daß der Materialismus einen bodenlosen Abgrund zuführt, nicht los werden können. Die Vertreter desselben haben die Hoffnung, daß die Ausbreitung ihrer Weltansicht die Menschheit auf eine hohe Stufe zukünftigen Glücks erheben werde — wir streiten jetzt darüber nicht; Glaube steht gegen Glaube; wir notiren hier nur beiläufig die Wahrheit, daß ein Jeder, der Bibelgläubige so gut wie der Materialist, die Wahrheit irgendwie mit der Glückseligkeit in ursächlichen Zusammenhang zu bringen pflegt, und daß er von vornherein ein starkes Mißtrauen gegen jede angebliche Wahrheit empfindet, die er nur als eine Quelle des Verderbens zu erkennen vermag. Es giebt einmal angeborene Begriffe, und es ist noch Niemandem gelungen, eine irgendwie tiefere Naturbetrachtung, die nicht bloß bei der trockenen Aufzählung der nacktesten Thatsachen stehen bleiben will, von ihrer ethischen Seite loszureißen. Wir sind jedoch bestrebt gewesen, diesen Einfluß bei unsrer Arbeit auf ein Minimum herabzudrücken. Wer ihn kennt, vermag es; wer ihn leugnet, wie es die Materialisten zu thun pflegen, die ihre ganze Weltanschauung als reines Ergebniß der exacten Wissenschaft ausposaunen, der wird unbewußt und widerstandslos von ihm beherrscht.

In Bezug auf philosophische Fragen, die zu erledigen der heutige Materialismus nur sehr dürftige Ansätze gemacht hat, haben wir die naturphilosophischen Studien Büchners in seinem Buche „Kraft und Stoff" wegen des populären Tons dieser Philosophie der freien Hand und ihrer weiten Verbreitung besonders berücksichtigt. Das Buch hat bereits die achte Auflage erlebt — soll man sagen: trotz oder wegen seiner Seichtigkeit?

Capitel I.

Vorbemerkungen. Die exacten Resultate der Naturwissenschaft.

Wir suchen die Wahrheit! Man spricht von einem unlösbaren Widerspruch zwischen der veralteten jüdisch-christlichen Weltanschauung und den modernen Ergebnissen der Naturwissenschaft und ihrer auf sie gegründeten Weltansicht. Der große Astronom Keppler hoffte auf den Tag, wo man die reine Wahrheit im Buche der Natur und in der heiligen Schrift erkennen und über die Harmonie beider Offenbarungen sich freuen werde. Sollte die Aussicht auf diesen Tag für uns ferner liegen, als für Keppler? Wir behaupten, wir sind ihm um einen großen Schritt näher gerückt. Christenglaube und Materialismus streiten um die Natur als um eine Braut. — Vertheilen wir unter die Bewerber zuvor Licht und Luft gleich!

Man rühmt sich: „Die exacten Ergebnisse der Naturforschung sind unumstößlich.“ Wir geben diesen Satz zu. Welches sind aber diese exacten Ergebnisse? Sobald es sich um Principienfragen handelt, hört die Einstimmigkeit der Naturforscher auf; Autorität steht gegen Autorität. Die Einen nehmen Aetheratome an, Andere verwerfen sie; die Einen behaupten, in der Urwelt habe zuerst ein Reich der Fische, dann ein Reich der Amphibien und dann der Säugethiere bestanden, Andere leugnen diese Scheidung; den Einen ist der Organismus specifisch vom Unorganischen verschieden, die Andern sehen nur Gradunterschiede; der Eine nimmt ursprüngliche Arten des Organismus an, der Andre läßt sie alle aus einander hervorgehn, und der Dritte behauptet gar die Ewigkeit der Arten. — Worin hat diese

Erscheinung ihren Grund, daß bei der geringsten Entfernung vom Thatsächlichen, ja schon bei der Erforschung des thatsächlich Vorliegenden selbst, sofort der Widerspruch innerhalb der naturwissenschaftlichen Schule hervorbricht?

Rolle („Darwins Lehre von der Entstehung der Arten") sagt von den Naturforschern S. 2: „Wir streben nach der wahren und sicheren Kenntniß der natürlichen Dinge, nach Erfassung des tausendfältigen Zusammenhangs der Erscheinungen und nach Feststellung der diesen zu Grunde liegenden ewigen Naturgesetze." Dies Ziel erfordert freilich Waffen anderer Art, als sie ein Büchner in der angeführten Schrift S. 253 angiebt: „Der physische und physiologische Materialismus kämpft mit Thatsachen, die jeder sehn und greifen kann, seine Gegner mit Vermuthungen und Hypothesen." „Ewige Naturgesetze" aber, wie Rolle sie verlangt, sind nicht zu sehn und nicht mit Händen zu greifen. Ehe der Naturforscher zu ihnen gelangt, muß er einen Denkproceß durchmachen. Giebt es ewige Gesetze, sind sie thatsächlich vorhanden, nun so giebt es Thatsachen, die auch mit der größten Verschärfung der Lupe oder des Teleskops nie zu erfassen sind, die ewig nur dem Gedanken erreichbar bleiben. Oder aber jene „ewigen Gesetze" sind nichts Thatsächliches; dann bedarf es der Erklärung, wie sie, die thatsächlich nicht existirenden, doch mit zwingender Nothwendigkeit sich Geltung verschaffen. — Der „tausendfältige Zusammenhang der Erscheinungen" liegt auch nicht für die fünf Sinne offen; für diese existirt nur ein Nebeneinander der Dinge und ein Nacheinander der Erscheinungen. Daß, nachdem die Sonne aufgegangen, sich eine allgemeine Helligkeit verbreitet, ist nur ein Nacheinander zweier Erscheinungen: die Sonne geht auf, es wird hell; wenn ich aber sage: durch den Sonnenaufgang ist die Helle entstanden, so verknüpfe ich die beiden auf einander folgenden Ereignisse als Grund und Folge mit Hülfe eines Denkprocesses; denn ohne zu denken würde ich nur ein Nacheinander der beiden Erscheinungen wahrnehmen. — Und wenn Büchner weiter sagt: „Die Hypothese in der Weise und Ausdehnung, wie sie von der philosophischen Speculation benutzt wird, verläßt den einzig sichern Boden menschlichen Begreifens, die sinnliche Erkenntniß, und erhebt sich in Regionen,

welche entweder nicht vorhanden oder unsrer Einsicht durchaus unzugänglich sind," — so giebt es leider keine reine sinnliche Erkenntniß; die Sinne für sich sind höchstens ein Spiegel, in dem die Dinge vorüberziehend sich reflectiren, wie das Auge physiologisch solchen Spiegel bildet; sie führen zu keiner „Erkenntniß". Sobald nur von einem „Zusammenhang der Erscheinungen" geredet wird, so erhebt man sich bereits in höhere Regionen, die „entweder nicht vorhanden oder unsrer Einsicht durchaus unzugänglich" sein sollen. —

Dieses unheimliche Gefühl — für ihn eine Gespensterfurcht — hat auch Büchner beschlichen, als er obige Worte schrieb; er fühlt, daß auch die Naturwissenschaft nicht ohne Hypothese auskommen kann, und will deshalb nur die Hypothese „in der Weise und Ausdehnung, wie sie von der philosophischen Speculation benutzt wird," verworfen haben. Wir werden aber sehn, daß die heutige Naturwissenschaft Hypothesen baut trotz einem Philosophen; nur die Art und Weise der philosophischen Hypothesen sagt den Materialisten nicht zu; was Niemand bezweifelt, weil Materialismus und Philosophie schlecht Freundschaft halten können. Es liegt auf der Hand, daß der Materialismus nur seine besondere „Weise" hat, Hypothesen zu bauen. —

Freilich rafft sich Büchner noch einmal auf und erklärt: „Alles, was über die sinnliche Welt und die aus der Vergleichung sinnlicher Objecte und Verhältnisse gezogenen Schlüsse hinausliegt, ist Hypothese und nichts weiter als Hypothese." Gern wäre er wohl bei dem ersten Theil seiner Erklärung stehn geblieben: „Alles, was über die sinnliche Welt hinausliegt, ist Hypothese;" aber selbst der eingefleischte Materialist kann nicht umhin sich zu erinnern, daß seine eigene Naturwissenschaft und Weltanschauung auf dem Wege des Schließens zu Stande gekommen, das bekanntlich keine Arbeit des Sehens oder Riechens ist. Also nicht alle Schlüsse sollen in das Reich der Hypothese verwiesen werden, sondern nur die nicht „aus der Vergleichung sinnlicher Objecte und Verhältnisse gezogenen." Nach dieser Erklärung nehmen wir das Recht in Anspruch, auch die Existenz Gottes nicht zu den Hypothesen zu zählen, sobald sie als Schluß „aus der Vergleichung sinnlicher Objecte und Verhältnisse" gezogen wird. Hoffentlich gehören auch geschichtliche

Ereignisse nach der Ansicht dieser Vertreter des Materialismus in das Bereich sinnlicher Objecte und Verhältnisse, von denen aus man durch Vergleichen und Schließen zu gewissen Lehren gelangt; man hätte sonst eine entgeistete Geschichte, eine Aufzählung von zusammenhangslosen Thatsachen; bis dahin will man sich nicht versteigen, mag immerhin die Consequenz des Materialismus auch die Leugnung aller Geschichte sein. Sprechen doch die Materialisten selber so gern von den Lehren der Geschichte, sprechen von einem Zeitalter der Religion und einem der Naturwissenschaft — das etwa von Kopernikus datirt —, vergleichen also die Zeiträume mit einander, erkennen einen Fortschritt in ihnen. Soll das alles keine Hypothese sein? Nun so beanspruchen wir, daß man uns die Möglichkeit zugesteht, durch „Vergleichen" von Thatsachen und „Schließen" aus ihnen vielleicht bei einem Wunder, vielleicht sogar bei einem Wunder der Auferstehung eines Gekreuzigten anlangen zu können. Oder aber man gebe uns das Recht, jedes Hinausgehn der Naturwissenschaft über die gemeinste Wirklichkeit, jedes erst durch Schlußfolgerung gefundene Gesetz, jeden vermeinten Zusammenhang der Dinge mit dem Namen Hypothese zu belegen. Man muthe uns nicht zu, die falschen Waaren blindlings zu acceptiren, die unter der Etiquette: „exacte Ergebnisse der Naturwissenschaft, gefunden einzig durch die fünf Sinne," uns vorschwindeln wollen, daß es keinen Gott, keinen Geist, keinen Willen, keine Freiheit, keine Unsterblichkeit gebe; daß die einzelnen Naturordnungen und die große Generalordnung der Natur nur aus dem bewußtlosen und planlosen Spiele der Verbindung und Trennung der Atome resultire, daß der Stoff ewig sei, u. s. w. Alles das sind nicht unmittelbare Ergebnisse der Untersuchung mit Lupe und Retorte, vielmehr Ergebnisse aus logischer — oder unlogischer — Vergleichung und Verbindung der mit Lupe und Retorte gefundenen Resultate. Am deutlichsten tritt das hervor bei der Grundannahme der heutigen Naturwissenschaft, dem Atomismus. Noch keiner hat ein Atom mit seinen Sinnen erreicht; der Atomismus ist eine großartige Hypothese; mit ihr hat sich schon die Naturwissenschaft „von dem einzig sichern Boden menschlichen Begreifens der sinnlichen Erkenntniß" entfernt. Sie ist dazu genöthigt, will

sie anders auf dem nackten Empirismus ein Reich des Denkens, des Nachdenkens und Erdenkens aufführen. Als moderner Riese Antäus, wie Moleschott die Naturwissenschaft in seinen physiologischen Briefen nennt, muß sie freilich immer neue Kräfte aus der Berührung mit der Erde, mit dem Thatsächlichen schöpfen; aber nur ihre Füße dürfen die Erde berühren, das Haupt muß riesig über dieser emporragen. Will sie sich nicht über die Erde, das Empirische, das Experiment erheben, so wird auch ihr Haupt die Erde berühren, sie wird zum Thier, vielleicht zur Schlange. Sie steht darin nicht anders als jede Wissenschaft, jede Kunst, der Glaube auch: was sich von der Wirklichkeit losreißt, das verschwindet in nebelhafte Regionen, wo keine Frucht mehr reift; was aber mit seinem Blick nur an der Wirklichkeit haftet, ohne sie geistig zu erfassen, zu durchdringen und zu verklären, das wird geistlos und schaal. —

Wir können daher als „exacte Resultate" der Naturwissenschaft nur den Befund anerkennen, welcher das enthält, was nach unwidersprochenem Zeugniß der competenten Naturforscher — sei es mit, sei es ohne Hülfe von Instrumenten — gesehen, gehört, kurz mit den fünf Sinnen wahrgenommen ist. Dies ist die einzig mögliche Grenzlinie zwischen exact uud nicht exact; wird sie überschritten, so drängt sich unwiderstehlich eine ganze Fluth von Hypothesen in das Gebiet des Exacten ein. — Der Befund solcher Art ist freilich nur unbedeutend, und die wahre Religion der fünf Sinne möchte sehr armselig ausfallen. Wir können aber im Interesse der „Wahrheit" nichts Anderes als exactes Ergebniß anerkennen und beanspruchen es, den Gedankenbau, den die Naturwissenschaft auf diesem Fundamente construirt, denkend nachconstruiren, anerkennen, berichtigen, verwerfen zu dürfen. Die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne z. B. gehört nicht zu den exacten Ergebnissen im strengen Sinn; denn bekanntlich ist sie erst das Produkt eines sehr scharfsinnigen Denkprocesses. Exactes Ergebniß sind eigentlich nur jene mit den Sinnen wahrgenommene Thatsachen, welche eine Bewegung der Sonne um die Erde unwahrscheinlich, undenkbar machen. Diese Thatsachen sind freilich derartig, daß der Lauf der Erde um die Sonne zu den unzweifelhaft richtigen Ergebnissen gerechnet werden muß; aber der Bereich der fünf Sinne ist mit dieser Lehre schon überschritten, und

ihre Beurtheilung fällt durchaus nicht den Naturforschern allein anheim, sondern jedem logisch gebildeten Menschen, der sich die Thatsachen von den Naturforschern hat mittheilen lassen. — Dies unsre erste Vorbemerkung.

Capitel 2.

Fortsetzung. Glauben und Wissen.

Unsre zweite Vorbemerkung bei einer Vergleichung der exacten naturwissenschaftlichen Ergebnisse und ihrer nothwendigen Folgerungen mit der christlichen Weltanschauung ist die, daß wir uns nicht den absoluten Gegensatz, den man von materialistischer Seite zwischen Wissen und Glauben zu statuiren pflegt, gefallen lassen können.

Daß Wissen und Glauben in keinem diametralen Gegensatz stehn, daß sie sich vielmehr gegenseitig fordern — dieser Nachweis ist neuerdings vielfach geführt und von materialistischer Seite so gut wie nichts darauf entgegnet. — Es ist ein eigenthümlich Ding, daß der christliche Glaube, der doch mindestens ein Jahrtausend lang der Pfleger und Erhalter aller menschlichen Wissenschaft gewesen ist, jenen Nachweis zu führen hat. Freilich man erinnert uns an Galiläi und seine Verurtheilung! Aber was an ihm gesündigt ist, verschuldet nicht der christliche Glaube, sondern der mit seinem Namen sich schmückende Aber- und Mißglaube an die Satzung eines Buchstabendogmas. Der christliche Glaube ruht tiefer als das jeweilige Dogma. Die Schuld lastet gerade auf der Partei derjenigen, die keinen Glauben an die Wahrheit des Evangeliums hatten; hätten sie an seine Wahrheit, sie hätten auch an seine Macht geglaubt. Es hat noch Niemand nachweisen können, was in aller Welt die Thatsache, ob sich die Erde um die Sonne,

oder die Sonne um die Erde bewegt, mit der Religion des Menschen, d. h. mit seiner Erkenntniß Gottes und seiner Stellung zu Gott zu thun hat.

Doch man hat sich von materialistischer Seite einmal daran gewöhnt, nicht blos die christliche Religion mit der Naturwissenschaft, sondern auch — was man mit diesen beiden sofort identificirt — den Glauben mit dem Wissen in unheilbarem Zwiespalt zu denken und an diesen Satz zu — glauben. Wir sagen: die „Materialisten glauben"; trotzdem wir uns bewußt sind, mit diesem Worte eine Blasphemie gegen die Majestät des naturwissenschaftlichen Materialismus zu schleudern. — Wir lassen die landläufige Erklärung von Glauben passiren: Glauben ist ein Fürwahrhalten aus subjectiv zureichenden Gründen. Daß nun Glauben und Wissen unversöhnlich sollen mit einander verfeindet sein, diesen Satz möchte schwerlich Jemand als ein exactes Ergebniß der Naturwissenschaft behaupten wollen. Subjectiv zureichende Gründe mag freilich der Materialist für sich haben, uns aber erscheinen seine Gründe als durchaus unzureichend; und auf unserer Seite stehn Denker seit Jahrtausenden; und wenn die Stimmen seit Jahrtausenden alle gezählt würden, so möchte die Majorität, auf die man jetzt so viel hält, für uns sein; und wenn die Stimmen erst geprüft nnd dann gezählt würden — das Resultat würde dasselbe sein. Die Gründe für jenen Satz scheinen danach durchaus subjectiver Art zu sein; seine Annahme ist ein G l a u b e n.

Alles Wissen setzt einen Glauben voraus. Wenn ich in der Nacht die Augen öffne, so sehe ich, so weiß ich, daß es finster ist. Aber ich bin mir dessen nicht gewiß, außer unter bestimmten Voraussetzungen, die mir gewöhnlich nicht zum Bewußtsein kommen, die aber gerade deshalb das vorausgesetzte sichere Fundament meiner Denkoperation bilden. In jenem Falle muß ich nämlich annehmen, daß ich nicht blind bin. Ich mag für diese Annahme meine subjectiv zureichenden Gründe haben, ich erinnere mich etwa, daß ich am Abend noch habe sehen können und weiß nicht, daß eine Veränderung mit meinen Augen in der Zwischenzeit vorgegangen ist. Aber wenn gleich ich auch wieder zur Annahme dieser Gründe meine subjectiv zureichenden Gründe haben mag — ein

sicheres, d. h. vom Glauben losgelöstes Wissen erhalte ich dadurch nicht; denn es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß meine Erinnerung an den Abend und mein Bewußtsein über die unveränderte Fähigkeit meiner Augen mich täuscht; vielleicht bin ich, wie das vorkommt, ohne es zu wissen, erblindet. Auch selbst wenn ich ein Licht anzünde und mich überzeuge, daß ich noch sehe, so sagt auch diese Thatsache noch nichts absolut Gewisses über meinen vorigen Zustand aus. Denn es könnte mir Jemand einwenden, daß ich doch vielleicht vorher blind gewesen und zufällig in dem Augenblicke, in welchem das Licht angezündet würde, meine Sehkraft wieder erhalten hätte, so daß meine vorige Aussage „es ist finster" auch nur zufällig mit dem Thatbestande übereingetroffen wäre; u. s. w.

Die Sinne täuschen; die Naturwissenschaft selbst lehrt es. Unser Auge sagt uns, daß die Sonne sich um die Erde dreht. Gewißheit entsteht auch noch nicht, wenn zwei Sinne dieselbe Aussage thun; denn mein Gefühl sagt mir, ebenso wie mein Auge, daß die Erde still steht; und doch sollen Auge und Gefühl zusammen Unrecht haben. Wenn aber zwei Sinne zusammen keine Gewißheit geben, wie sollten es drei oder vier oder fünf? Es entsteht durch die gleiche Aussage verschiedener Sinne nur eine größere Wahrscheinlichkeit, keine absolute Gewißheit. Ist jeder einzelne Sinn irrthumsfähig, so sind sie es alle; denn Irrthumsfähigkeit zu Irrthumsfähigkeit addirt, giebt nie Irrthumslosigkeit, sondern immer wieder Irrthumsfähigkeit. — Auch die Uebereinstimmung mehrerer Menschen, etwa in dem Satze, daß es in einem gegebenen Augenblick finster ist, giebt noch keine Gewißheit; denn wieder: ist der Einzelne irrthumsfähig, so sind es auch die Vielen und Alle zusammen; es könnte die Gleichheit der Wahrnehmung auf einem colossalen Zufall beruhn. Ein absolutes, d. h. in sich selbst beruhendes und abgeschlossenes Wissen giebt es für den Menschen nicht; das Fundament, auf dem wir wandeln und handeln, auf Grund dessen wir *wissen*, ist ein Fürwahrhalten aus subjectiv zureichenden Gründen, ein Glauben.

Also nirgends Sicherheit, nirgends ein fester Punkt? — Denkt man diesen Gedanken durch, so schwindelt der Kopf, der von

Zweifel an seine fünf Sinne erfaßt wird — erfaßt von dem Zweifel an diesem Zweifel selbst; es ist ein Gedanke des Wahnsinns. Man denke auch an die Beziehungen von Mensch zu Mensch, an die Freundschaft des Freundes, an die Treue des Weibes, an die Liebe der Eltern, an die man glaubt — alles schwankt als unsicher unter den Füßen, der Mensch sinkt, und es giebt kein Halten mehr; seine Finsterniß wird von keinem Lichtstrahl durchbrochen. Bezweifeln läßt sich Alles, auch die eigene Existenz, auch der eigene Gedanke. Wie groß pflegt sich heut zu Tage die Mittelsorte denkender Menschen in dem Zweifel zu fühlen! Aber die Größe des Menschen wird nie bestehen im Niederreißen, sondern im Aufbauen.

Was giebt denn einen sichern Halt, einen einzigen Lichtstrahl? Was macht es dem Menschen möglich, noch weiter zu leben? Wieder ein Glaube! Der Glaube an die Unmöglichkeit, daß die Menschheit existiren, daß sie denken sollte, ohne irgend welche der Wirklichkeit entsprechende Wahrnehmungen und Kenntnisse zu besitzen, auf Grund deren sie weiter bauen könnte. Die Menschheit hat die Aufgabe, ihre Wahrnehmungen und Kenntnisse, ihr Wissen zu prüfen und immer von Neuem zu revidiren; daß sie aber diese Arbeit mit gutem Glauben an einen Erfolg verrichten kann, das hat seinen Grund einzig in diesem Glauben, daß sie zu irgend welcher Gewißheit gelangen muß. Dieser Glaube ist als rother Faden in die Existenz des Menschen gewoben; reiß ihn heraus und der Mensch wird verrückt — verrückt, weil er von dem Glaubensgrunde weggerückt ist. Die Naturwissenschaft belehrt uns, daß alles Licht der Erde im letzten Grunde vom Lichte der Sonne seinen Ursprung habe — der Glaube ist die Quelle alles Lichts für ein Menschenleben. Er ist mehr als „ein Fürwahrhalten aus subjectiv zureichenden Gründen.“

Das hat der Verfasser des Hebräerbriefs gewußt, als er, um den Glauben ganz allgemein zu erklären, niederschrieb: „Glaube ist eine Unterlage (ὑποστασις) für das, was man hofft.“ Ohne Glaube ist die Gegenwart ohne Zukunft, weil hoffnungslos; in die ideallose Wirklichkeit ist der Mensch untergetaucht, und hat noch nicht einmal die Hoffnung, sie erkennend zu durchdringen. „Glaube“

fährt der Hebräerbrief fort, „ist ein Beweis für Dinge, die man nicht sieht“ d. h. für Dinge, die über die fünf Sinne hinausliegen. Wir sagen die Stelle noch einmal mit den schönen Worten, in denen Luther sie verdeutscht hat: „der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ „'πιστις-ελεγχος“; „Glaube — ein Beweis“; — hier hat der Hebräerbrief zwei Begriffe zusammengebracht, die für den Verstand des Materialismus auseinander liegen wie Nacht und Tag. Der Materialismus meint: „beim Glauben hört das Beweisen auf, und wo das Beweisen angeht, da hört der Glaube auf.“ Der Hebräerbrief ist anderer Ansicht; und wir haben dargethan, daß alles Beweisen erst möglich ist, wo geglaubt wird, und daß alles Beweisen aufhört zugleich mit dem Glauben. Der Materialist glaubt, denn er beweist. „Glaube — ein Beweis für Dinge, die man nicht sieht.“ Tiefsinnige Worte! Verstehen wir sie recht, so wollen sie sagen: der Glaube an Unsichtbares ist selber der Beweis für das Unsichtbare; leugnest du die Existenz des Glaubens nicht, wie kannst du die Existenz des Unsichtbaren leugnen? Ist doch der Glaube etwas Unsichtbares, das über die Wahrnehmung der fünf Sinne weit hinausliegt, ja vielmehr ihr zum nothwendigen Substrat dient. Gäbe es nichts Anderes als das, was für die fünf Sinne erreichbar ist, — der Mensch wäre nie über ihren Bereich hinaus gekommen; er vermöchte vielleicht zu existiren, aber nimmermehr zu denken — ohne Glauben.

Wir könnten hierauf einen Beweis für die Existenz eines persönlichen Gottes bauen. Wenn nämlich der Glaube an die Möglichkeit von irgend welcher gewissen Erkenntniß mit der menschlichen Existenz selbst gegeben ist, die Erfüllung dieses Glaubens aber nicht in den Dingen selbst begründet liegt — denn die Natur der Dinge allein betrachtet, komme ich nie über den Zweifel hinaus — dann muß die Unmöglichkeit, immer zu irren, ihren Grund haben in einem persönlichen Willen; dieser will sie nicht, er hebt die Möglichkeit eines totalen Irregehens auf. Jeder Mensch, der noch irgend etwas für gewiß hält, der noch nicht Alles bezweifelt, sogar seinen eigenen Zweifel, mit einem Worte: jeder Mensch, der noch bei Verstand ist, der glaubt an einen überweltlichen Liebeswillen;

der Materialist auch, er mag sich drehen und wenden, wie er will; so lange er noch von Erkenntnissen, von exacten Ergebnissen u. s. w. spricht, so lange er noch nicht mit den alten Skeptikern behauptet, daß alles Erkennen werth- und wahrheitslos sei, — so lange glaubt er an den lieben Gott. — Doch dieser Nachweis liegt unsrer Aufgabe fern; es handelte sich nur um den andern, daß Wissen ohne Glauben ein Unding. Ein aufrichtiger Denker, wie Czolbe (Neue Darstellung des Sensualismus, 1855) bekennt dies trotz seines Materialismus; er sagt S. 6: „Wenn die Naturforscher glauben, daß sie ohne irgend eine vorgefaßte Meinung aus ihren sinnlichen Wahrnehmungen Begriffe, Urtheile und Schlüsse bilden, so dürfte dies nur auf Selbsttäuschung beruhn." Also auch das Wissen des Naturforschers hat ein Glauben zu seiner Voraussetzung.

Das bewußte Leben des denkenden Kopfes wird von dem stetig und dem Menschen unbewußt fließenden Blute des Herzens genährt. — Das tiefere Verständniß dieses Satzes wird sich bei Betrachtung des vierten Tagewerks erschließen.

Der Herzensglaube des Christen nun ist nichts Anderes, als die richtige und volle Entfaltung des keimartig oder verkümmert überall vorhandenen Glaubens; er ist der Glaube katexochen. In dem Glauben geht ein neues, ungekanntes Leben in des Menschen Herz ein — ungekannt, aber doch nicht unvorbereitet und nicht ungeahnt. Augustin sagt: „Des Menschen Herz findet keine Ruhe, bis es Ruhe findet in Gott". Was der Heide sucht: „den unbekannten Gott" (Apostelgesch. 17, 23), das hat der Christ. Den Mittelpunkt seines Glaubens bildet die heilige Liebe Gottes, der die Sünde haßt und den Sünder liebt. Gottes Herz hat des Menschen Herz getroffen. — Von diesem Punkte aus gewinnt die Welt einen verklärten Schein. Johannes wiederholt, aus vollem Herzen betonend: „Alles," Alles, „ist durch das Wort," die ewige Liebesoffenbarung Gottes, „geworden, und ohne dasselbige ist Nichts geworden, das da geworden ist"; auch nicht das Leid, auch nicht der Tod. Der Mensch lebt nicht mehr wie eine verstoßene Waise in der Welt, er hat den Vater gefunden, der ihn reden hört, zu dem er redet; der ihn führt, von dem er sich führen läßt.

Und worin liegt die Bürgschaft, daß dies neue Leben nicht das Produkt einer erregten Phantasie ist, dem keine Wirklichkeit entspräche? — Paulus sagt: „Der Geist giebt Zeugniß unserm Geist." Er weiß von einem Zeugniß des heiligen Geistes an uns. — Nach dem christlichen Glaubensbekenntniß ist die Wirksamkeit des heiligen Geistes eine doppelte: die heilige, allgemeine Kirche, und die Vergebung der Sünden. — Beginnen wir mit dieser!

Vergebung der Sünden ist nicht nur verneinend zu fassen; vielmehr sagt Luther: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit." Das ist dem Christen die eine Bürgschaft für die Realität dessen was er glaubt. Einerseits nämlich widerstrebt seiner Natur der Glaube, dem gegenüber er sich beugen, die souveräne Herrschaft des eignen Denkens und Wollens aufgeben, sich selber verleugnen, sein Leben verlieren muß. Und doch kommt wieder dieser selbe Glaube seiner allereigensten und allerwahrsten Natur, einem verborgenen, vielleicht unter einem Sündenleben versunkenen Zuge entgegen; — das ist Gottes Bild in ihm! — und mit jedem Schritte, den er in seinem Glaubensleben vorwärts thut, erfährt er als eine Thatsache, daß, je mehr er seine eigene Natur verleugnet und den Einflüssen seines Glaubens sich öffnet, desto höher hinauf seine wahrste und klarste Natur, die wahre Menschheit in ihm sich entfaltet — die wahre Humanität, die ihre Quelle in Gott hat. Hiemit erst beginnt ihm ein Leben, das den Namen „Leben" wahrhaft verdient; es geht ihm Leben und Seligkeit auf. —

Mit diesen Erfahrungen und mit diesem Glaubensleben ferner findet er sich nicht isolirt: Andere erfahren das Gleiche. Er findet sich, obgleich nicht dem großen Haufen angehörig, von dem der Herr sagt: „Viele wandeln auf dem breiten Wege," doch in einem gewaltigen Strome von Gläubigen, der, von Abraham, dem Vater der Gläubigen, beginnend, sich durch die Zeiten ergießt; der von Christo an seine Arme nach allen Seiten hin aussendet und doch nicht ärmer wird, bis daß er, zum Meer geworden, die Welt umfassen wird. Der gläubige Christ sieht, wohin dieser Strom eilt: das Ende heißt: „Auferstehung des Leibes und ein ewiges Leben." — In dieser Gemeinschaft wächst er, an ihr corrigirt er sich auch. Sie ist die wahrhaft humane Gemeinschaft; denn in ihr sind alle

Klassen der menschlichen Gesellschaft vertreten; hier gilt nicht arm und reich; hier kommt auch nicht das Wissen in Betracht, von dessen Höhe herab die Wissenden heut zu Tage auf den unwissenden Haufen herabsehn; hier entscheidet und bindet nicht das gleiche Denken, auch nicht das gleiche Dogma, sondern der gleiche Herzensschlag für die Ewigkeit, für die heilige Liebe Gottes, die sich fort und fort in Nächstenliebe umsetzt. —

Diese beiden — die Kirche und die Vergebung der Sünden — sind der thatsächliche Beweis, daß der echte Ring nicht verloren gegangen ist, wie Nathan meint, der „nicht ganz Stockjude, aber auch nicht ganz und gar nicht Jude sein will und mit Mährchen seinen Sultan abspeist.“ (Lessing: Nathan III. Auftritt 6, 7). In Kraft allein des Ringes ist die Christenheit „der Fürst des Hauses,“ der Menschheit, und nicht das Judenthum und nicht der Muhamedanismus. Dieser echte Ring hält seinen Siegeszug durch die Welt unter allem Wechsel der Zeit und des Zeitgeistes, unter allem Mißverständniß und allem Mißbrauch, dem gerade die edelsten Güter der Menschheit ausgesetzt sind, — unter allen Sünden der Gläubigen auch. —

Von diesem Christenglauben daher kann wohl im vollen Sinne die allgemeine Erklärung gelten, die der Hebräerbrief giebt: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ Dieser Glaube schließt keine Ungewißheit ein — er schließt sie aus; denn er selber ist eine unumstößliche Erfahrung, eine Thatsache, und stützt sich auf Thatsachen und Erfahrungen. —

Wir sagten: alles Wissen hat ein Glauben zu seiner Voraussetzung. — Wir haben noch den andern Satz zu erweisen, daß der Glaube ein Wissen in sich schließt und sich zu ihm entfaltet. Er ergiebt sich unmittelbar aus der vorigen Erwägung. — „Ich weiß, an wen ich glaube“; das ist auch eine Versöhnung von Glauben und Wissen. Der Glaube kann freilich so versteckt in den Wurzeln der menschlichen Existenz ruhn, daß der Mensch von seinem eigenen Glauben nichts weiß, wie das — wir erwiesen es zuvor

— dem Materialisten passirt. Sobald der Glaube aber dem Menschen zum Bewußtsein kommt, so wird er etwas Gewußtes. Er ist etwas Thatsächliches, das, wie der Hebräerbrief sagt, den Beweis seines Inhalts in sich selber trägt. Der denkende Mensch tritt mit den logischen Gesetzen an diesen Glauben heran, erforscht seinen Inhalt, vergleicht und stellt seine Momente zusammen, fragt nach den Gründen des Glaubens, bis er bei dem letzten Grunde angelangt ist, und ordnet endlich das Wissen von seinem Glauben auch ein in sein Wissen von sich und der Welt, das durch den Glauben eine Modification und eine Bereicherung erfahren wird. Selbst der Fetischismus hat ein Wissen von seinem Glauben; der unbewußte Glaube ist durch den nothdürftigsten Denkproceß hindurchgegangen. Ihren Höhepunkt hat die Wissenschaft des Glaubens im Christenthum erreicht. Die Geschichte der christlichen Kirche ist erfüllt von den Bestrebungen der tüchtigsten und edelsten Geister, den Glaubensinhalt denkend zu erfassen, ihn zu begründen, ihn mit allem übrigen Thatsächlichen, das in der Welt vorhanden, erkannt und denkend angeeignet ist, zu verknüpfen d. h., eine Wissenschaft des Glaubens zu errichten. An dieser Arbeit nimmt Jeder Theil, der seinen Glauben denkend zu erfassen strebt.

Fragt man aber, wie es doch komme, daß, wenn das Wissen von diesem Glauben wirklich gleicher Art mit andern Wissenschaften, auch der Naturwissenschaft ist, doch keine allseitig, mit gleicher Sicherheit wie auf dem Gebiete der letzteren anerkannten Resultate erzielt werden; — wie eine solche Verschiedenheit zwischen dem Glaubenswissen der Fetischanbeter und der Christen, und solche Verschiedenheiten zwischen den Christen selber wieder möglich sind: so ist einmal darauf hinzuweisen, daß keine andre Wissenschaft in sich einig ist, wie im vorigen Kapitel gezeigt. Und die Naturforschung hat auch ihre Fetischdiener des naturwissenschaftlichen Erkennens. Die Nationen, welche heut zu Tage auf der tiefsten Stufe religiöser Erkenntniß stehn, haben auch naturwissenschaftlich die niedrigste Erkenntniß. Den Negervölkern, die ihren Fetisch anbeten, ist die Sonne etwa eine Feuerkugel, die alle Morgen neu entzündet wird, um am Abend im Meer zu erlöschen; und die Aufgabe, diese Völker auf die Höhe der modernen Naturwissenschaft

zu erheben, läuft, was ihre Schwierigkeit betrifft, parallel mit der andern, ihnen statt des Fetisches den lebendigen Gott zu geben. — Wie kommt es, fragen wir dagegen, daß trotz der exacten Methode und trotz der exacten Ergebnisse, deren sich die Naturwissenschaft rühmt, dennoch nicht alle Köpfe der Naturforscher sich wollen unter einen Hut bringen lassen, sondern in dem Maße einander widerstehn, daß Einige der materialistischen Richtung huldigen und Andere die Natur nicht meinen begreifen zu können ohne Gottesglauben? In der Antwort, die ein Materialist darauf giebt, werden „Vorurtheile, Angewohnheiten, Denkfaulheit" und dergleichen Raritäten mehr eine große Rolle spielen. Hierin liegt aber gerade das Anerkenntniß, daß die wissenschaftliche Arbeit durchaus kein bloßes Rechenexempel ist, sondern in ihren Resultaten von dem Willen des Menschen, seiner Vergangenheit, seiner Zuneigung oder Abneigung, seiner Oberflächlichkeit oder Gründlichkeit aufs mächtigste beeinflußt wird. — Und das führt uns auf einen allerdings anzuerkennenden Unterschied zwischen der Glaubenswissenschaft und allen übrigen Wissenschaften. Keine greift nämlich so tief in das Leben, in die mannigfachsten Interessen und Seelenstimmungen ein, als jene. Ihre reine Entwickelung wird aufgehalten durch Indifferenz und Fanatismus, durch wüthenden Haß und unverständige Liebe, durch crasse Vornirtheit und Aufklärungsdünkel, durch Standesinteressen und Revolutionsgelüste u. s. w. u. s. w. Es wäre zu verwundern, wenn die Glaubenswissenschaft weniger heiße Geisterkämpfe hervorriefe; doch bestätigen sie alle nur die Realität des Glaubens selbst, wie alle Kämpfe der Naturforscher um die Erfassung der Natur die reale Existenz der Natur selbst bestätigen. Die Wissenschaft des Glaubens ist für die Menschheit die einflußreichste; sie ist die größte und auch die schwerste.

Was insonderheit die christliche Glaubenswissenschaft betrifft und ihre inneren Streitigkeiten, so hat sie als Stoff der Bearbeitung die allgemeine Thatsache, daß der Mensch glaubt, mit allen übrigen Religionen gemeinsam, und erst in ihrer wissenschaftlichen Auseinanderlegung werden die Forscher auseinandergehn. Sodann aber dient ihr als eigenthümlicher Stoff eine Reihe von Ereig-

nissen, aus denen die christliche Culturperiode hervorgewachsen ist. Der Geognost sucht die Unterlage des Bodens, auf dem er wandelt, zu erforschen; er entdeckt übereinandergelagerte Schichten, deren jede ihre Besonderheit in der Eigenthümlichkeit ihrer Elemente und in dem Mangel oder in der Art ihrer Fossilien hat, und er erkennt in ihrer Stufenfolge eine immer reichere Entfaltung organischen Lebens, bis der Mensch erscheint. Der Höhepunkt ist erreicht, aber auf dieser höchsten Stufe entfaltet sich nun dem Denker das reichste Leben in der Geschichte der Menschheit. — Parallel hiermit, aber um eine Stufe höher, sucht die Glaubenswissenschaft den geistigen Unterbau der Thatsache des christlichen Gottesbewußtseins und der christlichen Cultur zu erforschen; und da entdeckt sie auch Reihen von Ereignissen und Zuständen, deren jede folgende auf der früheren basirt, — Entwickelungsperioden, die auch ihre Fossilien in Schriften zurückgelassen haben, bis diese Entwickelung eine Höhe erreicht, — bis ein Mensch erscheint, der sich den Menschensohn nennt; ein Höhepunkt, der noch nicht überschritten ist, auf dem aber das reichste Leben in der Christenwelt sich entfaltet hat. Die wissenschaftliche Ergründung und Combination dieser — Heilsgeschichte, wie die Theologie zu sagen pflegt, ist nun auch keine leichte Arbeit, und noch weniger leicht, als die Aufgabe der Geognosie. Da ist es wohl erklärlich, wenn verschiedene Auffassungen sich geltend machen, sogar hartnäckige Streitigkeiten entstehn, sobald man die vorhin berührte Verkehrtheit des menschlichen Willens gerade in diesen Dingen mit in Anschlag bringt. Die thatsächliche Unterlage aber wird dadurch nicht angegriffen, sondern nur durch den Chorus der christlichen Kirchen und dogmatischen Schulen bestätigt. Und wo christliche Gottesgelehrte Grundthatsachen des geschichtlichen Unterbaues nicht sehn wollen oder von einem einseitigen Standpunkt aus nicht sehn können, da kann die Glaubenswissenschaft auch solche Richtungen duldend tragen, in dem festen Glauben, daß die Macht der geschichtlichen Wahrheit sich immer wieder Bahn brechen muß, wie sie es seit 1800 Jahren gethan hat; — ebenso wie die humane Naturwissenschaft einen Forscher nicht gleich aus ihrer Mitte stoßen wird, dem es einmal wieder einfällt, die Erde still

stehn zu lassen; — es sind das eben Verirrungen, die aussterben werden.

Und um jenes thatsächlichen Fundamentes willen macht denn auch die Glaubenswissenschaft den Anspruch eine Wissenschaft zu sein, gleichberechtigt mit den andern. Ihr Stoff läuft dem Stoff der Naturwissenschaft parallel: beide haben es mit Thatsächlichem zu thun, das vor allen Dingen aufgefunden und festgestellt sein will. Man muß erst der Geschichte ebenso wie der Philosophie ihren Charakter als Wissenschaft genommen haben, dann wird ihn auch die Theologie verlieren: wenn die fabelhafte Zeit wird angebrochen sein, von der einige Materialisten phantasiren, wenn die Naturwissenschaft alle andern Wissenschaften wird verschlungen haben und die Naturwissenschaft wird Alles in Allem geworden sein — aber früher nicht! Dem Stoffe nach steht in beiden Wissenschaften, der des Glaubens, wie der der Natur, Thatsache gegen Thatsache. Mögen auch die Materialisten von Profession die Thatsachen des christlichen Glaubens und deren Anerkennung mit vornehmer Anmaßung als überwundenen Standpunkt ignoriren; sie erinnern in ihrem Gebahren an den Vogel Strauß, der seinen Kopf im Sande vergräbt, um die ihm feindliche Wirklichkeit nicht zu sehn. Schon Petrus wußte von einer „Unwissenheit der thörichten Menschen“ — zu denen vorzüglich diejenigen gehören, die sich die Wissenden dünken — einer Unwissenheit, die in erster Linie nicht durch Vernunftbeweise, sondern „Gutesthun muß verstopft“ werden. — Auf der andern Seite aber darf auch die Glaubenswissenschaft vor den Thatsachen der Natur ebenso wenig ihre Augen verschließen. Sie müßte sich selber aufgeben, ihren eigenen Glauben verleugnen, wenn sie auch nur einen Augenblick die Hoffnung verlöre, die Harmonie der Glaubensthatsachen und der Thatsachen der Natur zu finden und zu constatiren.

Auch die Methode ist in beiden Wissenschaften dieselbe: Vergleichung und Verbindung des Thatsächlichen in einem einheitlichen Zusammenhang gemäß den allgemeinen Denkgesetzen. Faktisch möchte in der Methode die Glaubenswissenschaft — nicht der Naturwissenschaft, sondern ihren materialistischen Vertretern weit überlegen sein; denn sie hat nicht blos von jeher in ihren Reihen tüchtige Denker gezählt, sondern ist selbst eine Zeitlang mit der Philosophie durchaus

verwachsen gewesen; und wenn sie sich gewissen Richtungen der Philosophie mißtrauisch und feindlich gegenübergestellt hat, so muß doch diese Spannung nothwendig aufhören, besonders seitdem der Materialismus angefangen hat, seine Hiebe eben so wohl auf allen Glauben, wie auf alle philosophische Speculation regnen zu lassen. Und allerdings ist der Materialismus seiner Natur nach der Tod jedes philosophischen Gedankens; er würde, consequent durchgeführt, der Tod seines eigenen Denkens sein. — Und in der That macht sich in den materialistischen Schriften ein Mangel an philosophischer Durchbildung und an präcisen Definitionen stark fühlbar — ein Umstand, der ihren Gegnern den Kampf erleichtert, den Materialisten aber das Gefühl, geschlagen zu sein, erschwert. Wir werden hiervon einige Proben kennen lernen.

Capitel 3.

Fortsetzung. Grenzstreitigkeiten zwischen Bibel und Naturwissenschaft.

Wir protestirten gegen den diametralen Gegensatz von Wissen und Glauben und vindicirten der Theologie den Charakter einer Wissenschaft. — Wir haben noch ein Wort zu sagen gegen die Annahme, als hätte die Theologie, die Anspruch auf den Namen einer gläubigen macht, jeden Buchstaben der heiligen Schrift als Buchstaben zu vertheidigen; eine Annahme, wie sie sowohl von steif orthodoxer als von materialistischer Seite her geltend gemacht wird. — Was ist denn die Bibel? Wir können hier auf dem Boden allgemeiner Wissenschaft keine dogmatischen Lehrsätze geltend machen, sondern müssen die Bibel so ansehn, wie sie nach den allgemeinen Regeln kritisch-historischer Wissenschaft erscheint. Danach ergiebt sich Folgendes als Antwort:

Die Bibel ist eine Sammlung einzelner Schriften, die von verschiedenen Verfassern und aus verschiedenen Zeiten herstammen. Das Gemeinsame ihres Ursprungs bildet der Umstand, daß alle Verfasser Nachkommen Abrahams sind. Hieran knüpft sich die Gemeinsamkeit ihres Inhalts: sie sind Träger einer israelitischen Tradition. Stammes- und Volksüberlieferung über die Entstehung und Bildung der Erde und des Menschen, über seine frühesten Erlebnisse eröffnet die Sammlung; sie verläßt dann den Boden der Universalgeschichte und wendet sich der Geschichte des israelitischen Volkes zu. — Was aber die Geschichtschreiber desselben für der Aufzeichnung werth gehalten haben, das sind nicht sowohl die Thaten und Geschicke des Volks, als vielmehr die Spuren von dem Walten seines Gottes, des Jehovah. An ihn ist Israel — gläubig oder ungläubig — gebunden. Das Volk selbst und seine Erziehung ist der Zweck Jehovahs. Von diesem Glauben sind, wie das Volk, so auch seine Geschichtschreiber getragen; ihm entquellen Gesänge (die Psalmen), ihm die Prophetieen, die recht eigentlich die Idee tragen, welche die Volksgeschichte leitet; ihm entquellen die Sprüche israelitischer Lebensweisheit; diesem Glauben gegenüber betrachtet sich auch die israelitische Philosophie (im Prediger) als unbefriedigende Vorstufe.

Die Sammlung wird bald nach Zurückführung der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft geschlossen, als Israel von einer entgeisteten Gegenwart aus nur sich sehnen kann — rückwärts nach den Zeiten der Offenbarung Jehovahs an die Väter, und noch vielmehr vorwärts nach einer Zukunft, die angedeutet war in dem vorahnenden Schauen der Propheten, ja instinctmäßig eingeprägt in das Bewußtsein des Volks, das seine Existenz und Geschichte nur begreifen kann im Hinblick auf einen bleibenden Höhepunkt der Zukunft als Ziel und Zweck seiner Geschichte. Das Volk der Religion ist auch das Volk der Hoffnung. —

Noch einmal öffnet sich die Sammlung zur Aufnahme von Schriften, gegen die, obgleich von Juden verhaßt, von dem jüdischen Volke als gegen Lüge protestirt wird. Die Heidenwelt hat ihnen Zeugniß gegeben und um dieser Schriften willen auch vor jener ersten Sammlung sich gebeugt. Die Schriftsteller des neuen

Testaments behaupten, mit ihrem Glauben auf den Voraussetzungen und Postulaten des alten Testaments zu stehn und mit ihrer Verkündigung dem abgestumpften Kegel nur die Spitze hinzuzufügen, auf die das Fundament geweissagt hat. Die in dem alten Testament angebahnte Entwickelung innerhalb der nationalen Schranken wird universal. Auf diesem Glauben ist eine neue Culturperiode erbaut, die vor nun bereits 18 Jahrhunderten ihren Anfang genommen hat.

Es war erforderlich, an die Entstehungsgeschichte der Bibel zu erinnern, um ihre Aufgabe und unsre Forderungen an sie richtig bemessen zu können. Aus den obigen Sätzen erhellt nämlich, daß die Offenbarung, auf die das Christenthum sich gründet, nicht — wie oft fälschlich angenommen wird — die Bibel ist; sondern die Offenbarung Gottes besteht in göttlichen Kundgebungen durch Thaten und durch innere Einsprache bis zum Gipfel der Offenbarung in der Person Christi. Die Bücher der heiligen Schrift sind erst secundärer Art, ein schriftlicher Niederschlag des Offenbarungsstromes. —

Daraus folgt weiter: so sehr dem Christenglauben gemäß die Offenbarung eine schöpferische That Gottes ist, ebenso sehr ist sie auch unter die Gesetze der menschlichen Entwickelung getreten. Der Mensch, als Träger der Offenbarung, trägt auch seine Unvollkommenheit in sie hinein; denn Gott offenbart sich nicht blos d u r c h den Menschen, sondern auch i n dem Menschen. Moses schaut den sich offenbarenden Gott von dem Glauben aus, den ihm die Väter vererbt haben, aber unter den Formen, die der damalige Stand der nationalen israelitischen Entwickelung, die seine eigene Individualität bedingten. Jener Glaube, der immer reicher sich in Israels Geschichte auf Grund der neuen That- und Wort-Offenbarungen entfaltet, ist das Wesenhafte, das Bleibende; diese nationale und individuelle — Form zerbricht. Das Wesenhafte von der Form zu unterscheiden, wird die Aufgabe der folgenden höheren Stufen der Gottes- und Welterkenntniß sein, welche bestätigen und weiter bilden, oder auch verwerfen. Die Metamorphose im Thierleben verdeutlicht den Vorgang: in der Raupe ist bereits der Schmetterling wesentlich enthalten, trotzdem er sich nicht in seinen

einzelnen Theilen aufweisen läßt, jedenfalls kann die Larvenhülle nicht vom Schmetterling in seine Höhe mitgeschleppt werden.

Hieraus erhellt ferner: die einzelnen Theile der Bibel sind für das religiöse Leben nicht gleich werthvoll; ihre Bedeutung richtet sich nach der in einer einzelnen Schrift niedergelegten Fülle der göttlichen Offenbarungsthatsachen. Die Evangelien bilden den Höhepunkt, den die Episteln nur darlegen und auslegen; in jenen ist die Höhe aller Gottesoffenbarung abgespiegelt. Und je näher ein Theil des alten Testamentes oder ein Satz aus ihm dem Geiste des Evangeliums steht, um so höher ist seine Bedeutung, je entfernter, desto geringer. — Die Bibel ist also nicht eine Mosaikarbeit, in der jeder Vers ein Steinchen, das zu dem Ganzen unbedingt nothwendig und mit jedem andern in gleichem Maße integrirend wäre; sondern die Bibel ist der lebendige Organismus eines kräftigen Baumes, der von der Wurzel aus zum Stamm aufschießt bis zur Krone hin, an dem auch mancher Zweig zur Seite wächst — ein Schmuck für den Baum, doch kein nothwendiger Bestandtheil. Wenn gleich das Schütteln auch an diesem Zweige eine Frucht geben wird, so gehört er doch nicht zum nothwendigen Fortschritt der Offenbarung bis zur Krone, zu Christo, hin.

„Heißt das aber nicht das Ansehn der heiligen Schrift schmälern und untergraben? Wo soll die Grenze sein? Wenn Etwas fällt, so kann auch Alles fallen; entweder ist Alles in gleichem Maße göttliche Autorität und göttliche Wahrheit, oder nichts.“ Eine solche Anschauung müßte consequent nicht blos bis zur Wortinspiration durchgeführt werden, nein auch bis zur Inspiration der Vocale des hebräischen Textes, auch bis zur Inspiration des textus receptus etwa, denn jede Textunsicherheit wird ihr zur Glaubensunsicherheit. Diese Meinung besagt im Grunde auf dem Gebiete der heiligen Schrift dasselbe, was der Materialismus auf dem Gebiete der Natur: Alles ist eine unbedingte Nothwendigkeit, jeder Buchstabe der Schrift, sagen jene — jedes Atom der Natur, sagen diese. Für jene giebt es nur Wunder, für diese nur Natur; es kommt auf dasselbe hinaus: beide ignoriren die menschliche Freiheit. — Auf jedem Schritt in der heiligen Schrift tritt uns das Menschliche, das Freiheitliche ihrer Entstehung entgegen. —

Und gerade darin ist die Leitung des Gottes zu erkennen, dessen Gedanken erhaben sind über der Menschen Gedanken und Klügeleien, wie der Himmel über der Erde: Gott fesselt den Menschen nicht an den Buchstaben; er treibt ihn vielmehr durch die Unmöglichkeit, an dem Buchstaben der Schrift zu kleben, in die Tiefen des Geistes zurück, dessen Erzeugniß sie ist. („Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig.") Der Buchstabe soll nur Führer in den Geist sein. Und dieser Geist ist die Offenbarung des lebendigen Gottes, der nicht Buchstabe ist, sondern Geschichte, Thatsächliches.

Und so erhellt endlich weiter, daß, wenn die Schrift als Niederschlag der großen geschichtlichen Offenbarungsthatsachen anerkannt wird, es sich bei dem Glauben an sie nicht um Conservirung des culturgeschichtlichen Standpunktes einer einzelnen Nation in einer gewissen Periode verflossener Jahrhunderte handeln kann; sondern sie ist vielmehr eine Quelle der Religion geworden, und wird diese Quelle — nach ihrem Zeugniß – bleiben, so lange es eine Völkergeschichte giebt. Die Bibel ist eine Urkunde und Quelle der Religion, und kein Compendium der Naturwissenschaft. Der Glaube hat es nur mit ihren religiösen Anschauungen zu thun.

Wir können uns deshalb — nämlich um deswillen, was die heilige Schrift ist und wie sie sich selber giebt, also aus Ehrfurcht vor ihr — nicht die unerträgliche Last aufbürden lassen, den naturwissenschaftlichen Standpunkt des israelitischen Volks in früheren Zeiten festhalten und vertheidigen zu sollen. Der Materialismus hat seinen guten Grund, dies Verlangen zu stellen, um leichten Kaufs ein Hohngelächter über den verrotteten Glauben aufschlagen zu können. Er thut, als hätte es in der theologischen Wissenschaft keine andere Gläubigkeit je gegeben, als eine bizarre Buchstabengläubigkeit. Diese ist entwicklungsunfähig, sie würde ewig dieselbe bleiben, während bekanntlich die christliche Glaubenswissenschaft eine gewaltige Entwickelung erfahren, die neuen Momente menschlichen Lebens und Wissens sich angeeignet hat und durch sie wie ein Phönix sich erneut hat, indem sie die alte Natur, den alten Glauben immer beibehielt. Müßte der Bibelgläubige die Naturwissenschaft des israelitischen Volks vertreten, so müßte er noch vielmehr für dessen

politische und sociale, endlich auch für dessen gottesdienstliche Einrichtungen schwärmen; diese möchten zum Theil dem Glauben noch um einen guten Schritt näher stehn, als die naturwissenschaftlichen Dinge. Aber die Bibel selbst hebt in ihrem zweiten Theil diesen Standpunkt auf. Das neue Testament streift die nationale Hülle ab, um den alten israelitischen Volksglauben zu einem Universalglauben zu erheben, der fähig ist, alle Völker und jede Periode culturgeschichtlicher Entwickelung zu umfassen und zu ertragen. Ein Augustinus schon bleibt in dem Sechstagewerk nicht bei einem Tage von 24 Stunden stehn, ohne daß er deshalb wäre verketzert worden. — Wir finden in der Bibel selbst gar keine Veranlassung, um des christlichen Glaubens willen die Bewegung der Sonne um die Erde zu vertheidigen, oder den Himmel für ein Gewölbe zu halten, an dem die Sterne befestigt sind. Wir brauchen auch nicht vor den Forschungen nach den Ursprungspforten des Windes uns zu bekreuzen, weil der Herr sagt: „Du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.“ Wenn sich Naturforscher, und unter ihnen auch Leute, denen man, wie Schleiden, einen feineren Tact und besseren Geschmack zutrauen sollte, mit diesen Worten wohlfeile Witze erlauben, so können wir solches Gebahren nur mit der Albernheit jener Leute vergleichen, die in hoher naturwissenschaftlicher — besser: schulmeisterlicher Weisheit in dem schönen P. Gerhard'schen Liede: „Nun ruhen alle Wälder“ die Worte: „es schläft die ganze Welt“ umcorrigirten: es schläft die halbe Welt!“ Wer wird aus Gerhard'schen oder auch aus Schiller'schen Liedern Naturwissenschaft lernen wollen? Und wenn Zeller „eine Zoologie nach biblischen Grundsätzen oder eine lutherische Botanik“ für einen Widerspruch in sich selber erklärt, so ist das ebenso gewiß richtig, wie es ein Unsinn wäre, etwa aus Schillers Maria Stuart Geschichte studiren zu wollen. Wenn man Werke menschlichen und göttlichen Geistes mißverstehen will, so braucht man nur Forderungen an sie zu stellen, für die sie absolut nicht gemacht sind; — probatum est. Jeder Mensch, der noch nicht zum steifsten Philister geworden, empfindet die Wahrheit jenes Satzes nach: „Es schläft die ganze Welt“, und in dem lauteren Sinne einfachen Naturgefühls bleibt es ewig wahr: „Du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er

fährt", und wird von allen empfänglichen Seelen, seien sie naturwissenschaftlich gebildet oder nicht, als tiefes und treffendes Bild der Wiedergeburt verstanden werden. Wohl dem, der sich dies Naturgefühl bewahrt hat, und der sich den Genuß eines Sonnenuntergangs nicht von den nüchternen Gedanken verkümmern läßt, daß es eigentlich gar keinen Sonnenuntergang giebt; der von dem Fund des Kopernikus nicht gehindert wird, die Naturschilderungen der Psalmen und des Buches Hiob durch seine Seele klingen zu lassen!

Es fällt uns also nicht ein, an eine Naturwissenschaft der Bibel zu glauben, geschweige, sie als wissenschaftlich correct vertheidigen zu wollen. Der religiöse Inhalt ist wohl zu unterscheiden von der natürlichen Anschauung, z. B. der Glaube, daß Gott Himmel und Erde (eigentlich das Hohe und das Niedere) geschaffen hat, von der Anschauung, daß die Erde astronomisch einen Gegensatz zum Himmel bilde, daß die Erde das Niedrige und der Himmel das Hohe sei. Ueber die Richtigkeit der letzteren Anschauung sitzt allein die Naturwissenschaft zu Gericht, über jenen religiösen Inhalt hat sie keine Gewalt.

Wenn, wie es unzweifelhaft ist, die Bibel keine Naturwissenschaft lehren will, sondern Religion, — dann möchte es sehr leicht erscheinen, den Conflict zwischen der Glaubens- und der Naturwissenschaft zu lösen: es sind zwei verschiedene Gebiete. Daher suum cuique! Das Gebot gerechter Theilung scheint zur Lösung zu genügen. Die Theologie, die einst die Naturwissenschaft als ihr unterworfene Domäne behandelte und rebellische Naturkundige wohl verfolgte, gebe diese unberechtigten Ansprüche auf! Und die Naturwissenschaft, die in der natürlichen Schwankung zum Extrem ihrerseits Gleiches mit Gleichem vergolten, die Theologie für ein ihr zur Vernichtung anheimgefallenes Gebiet erklärt und die Glaubensanschauungen mit dem Bann und Interdict der Wissenschaft und der öffentlichen Meinung belegt hat, sie ziehe sich auf ihr Gebiet zurück! —

Sollten aber die alten Ansprüche der Theologie auf das Gebiet der Naturwissenschaft, und die neuen der letzteren auf das Gebiet der Theologie nur auf Verkennung ihrer Eigenthümlichkeiten

ohne irgend einen Rechtsgrund beruhen? — Eine nähere Erwägung macht allerdings die Grenz- und Gebietsstreitigkeiten zwischen Theologie und Naturwissenschaft sehr erklärlich. Denn die Theologie ist nicht blos, was ihr Name besagt: Gottesgelehrsamkeit. Will sie zu ihrem Gegenstande nicht eine inhaltleere Abstraction haben, so kann sie sich nicht mit einem Gott begnügen, der die Welt und den die Welt nichts anginge; sie bedarf eines Gottes, der in realem Verhältniß zum Menschen, zur Welt steht. Sie muß vor allen Dingen auch Anthropologie sein: auch der Mensch ist Gegenstand ihrer Wissenschaft, freilich nur in seiner Beziehung zu Gott. Ehe aber über diese irgend eine Aussage geschehen kann, muß gewußt werden, was der Mensch ist. Mit der Frage: „was ist der Mensch?“ beschäftigt sich nun die Naturwissenschaft auch und beansprucht deren Beantwortung als ihre Aufgabe. Aber auch nach dieser Seite scheint eine Grenzlinie sich ohne Schwierigkeit ziehen zu lassen. Die Theologie — so scheidet man — hat die *geistige* Seite, die Naturwissenschaft die *leibliche* Seite des Menschen zu erfassen. Jedoch die Naturforscher erheben einen neuen Anspruch, nämlich den, für oder gegen die Theologie erst auszumachen, ob von einem „Geiste“ des Menschen im bisherigen theologischen oder philosophischen Sinne überhaupt noch die Rede sein könne, oder ob dieser angebliche Geist nur das Produkt leiblicher Funktionen sei. Ist er nur letzteres, so verlieren die Theologie und der Glaube den Grund und Boden unter ihren Füßen; sie müssen ins Lager der materialistischen Naturforscher übergehen, d. h. aufhören zu existiren. Umgekehrt nimmt die Theologie — und der Glaube — auch die *leibliche* Seite des Menschen in Anspruch und thut Aussagen über das Verhältniß dieses Leibes zum Geiste. Die Erlösung will den *ganzen* Menschen umfassen; darum sträubt sich die Theologie gegen die Vormundschaft der Naturwissenschaft auch auf diesem Gebiete. — Ferner muß die Theologie auch Kosmologie werden und Sätze aus ihr entlehnen; denn der Mensch, ihr nächster Gegenstand, ist unlösbar, physisch wie psychisch, mit der Welt verknüpft. Ueber das grundlegende Verhältniß des Menschen zu Gott läßt sich nichts aussagen, ohne zugleich über das Grundverhältniß der gesammten Welt zu diesem Gott zu reflectiren. Ueber dieses Verhältniß spricht

sich deshalb die Bibel gleich in ihrem ersten Abschnitt, in dem Schöpfungsbericht, aus, und Sache der Theologie ist es, ihre Aussagen zu dogmatisiren. Sofort aber fällt ihr die Naturwissenschaft in die Arme und ringt mit ihr um dieses Gebiet: sie bestreitet der jüdisch-christlichen Urkunde Fähigkeit und Recht, über diese Dinge Aussagen zu thun. Auf der andern Seite sucht die Naturwissenschaft, nämlich in ihrer materialistischen Richtung, von ihrer Weltdurchforschung aus selbst in das Allerheiligste der Bibel und Theologie zu dringen, den lebendigen, mit der Welt in irgend einer Beziehung stehenden Gott vom Altar zu stoßen und will ihr allenfalls nur erlauben, an seine Stelle einen Götzen zu setzen, von dem man eben nichts weiß, und an den glauben mag, wer will. Erst wenn sie bis an diese äußerste Grenze gelangt ist, wenn sie die Welt entgottet hat, will diese Richtung im Frieden mit der Theologie leben.

Der Glaube hat eine Basis in der Natur; und eine Naturwissenschaft, die nicht in der nacktesten Empirie verharrt, sondern den Namen einer Wissenschaft verdient, wird nothwendig zu Anschauungen leiten, die das Gebiet des Glaubens berühren.

Heut zu Tage sind die äußersten Consequenzen blosgelegt. Das ist ein Vorzug. Die neblige Mittelregion muß verlassen werden, und entweder aufwärts führt der Weg, oder abwärts. Die Theologie soll Klarheit gewinnen, hat ihre Grundbegriffe zu revidiren. Aber auch die Naturwissenschaft, deren ernsteste Vertreter wissen, daß in jenem Rechenexempel des Materialismus ein Fehler steckt, hat eine Revision anzustellen. So wird es zu einer Ausgleichung, zu einer herzlichen Versöhnung kommen, zu einer wahren Einigkeit, in der die volle Freiheit wissenschaftlicher Forschung nach beiden Seiten hin gewahrt bleibt. Die Theologie hat sich in Sachen der Natur rein auf den Unterbau des religiösen Gehalts der Bibel zu beschränken, während die Naturwissenschaft sich bewußt bleiben muß, daß ihre wirklich „exacten“ Resultate an die höheren Fragen menschlichen Lebens nicht heran reichen. Wir werden erkennen, daß solchergestalt die heutige Naturwissenschaft mit der Bibel nicht streitet.

Je hitziger der Kampf entbrannt ist, je gründlicher er bis in das Centrum hinein geführt wird, desto näher ist die Entscheidung.

Wer wird siegen? Jede Seite glaubt für ihren Theil an den Sieg! Warum? weil jede an den Sieg der Wahrheit glaubt. Für den gläubigen Standpunkt ist in der Bibel die ewige Wahrheit niedergelegt; der gläubige Mensch hat sie als solche an sich erfahren; er hat einen Thatbeweis für sie; er fühlt, daß diese Wahrheit in ihm eine Quelle ewigen Lebens geworden. Was braucht er den Kampf zu scheuen? Im Gegentheil wir acceptiren auch die trunkene Siegeshoffnung der Gegner, sofern sie eine Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit ist. Diese ihre Hoffnung spricht für uns; denn sie reicht weit hinaus über die Religion der fünf Sinne. Der Glaube an einen Fortschritt, an ein Ziel der Menschheit, der Glaube an eine sittliche Macht, die hoch über dem Ringen der Menschengeister schwebt und die ihre Zwecke hinausführt, deren Ahnung sie unvertilgbar auch in die Brust der Materialisten gesenkt hat — dieser Glaube liegt jener Hoffnung zu Grunde, oder sie wäre thöricht, weil bodenlos. Mit diesem Glauben aber ist der grobe Materialismus bereits überwunden. Wenn die Siegeshoffnung der Gegner selbst in unsere Siegesdrommete stößt, wie sollten wir nicht muthig den Kampf aufnehmen!

Capitel 4.

Die religiöse Naturanschauung der Bibel.

Welche Lehrsätze stellt die Bibel auf von der Art, daß sie die Naturwissenschaft berühren? Ihre ersten Capitel enthalten fast den ganzen Stoff; an wesentlichen Ergänzungen bringen die übrigen biblischen Bücher nur wenige.

Die Bibel beginnt: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Wir haben uns nicht darum zu kümmern, daß das hebräische Wort bara ursprünglich „schneiden und durch Schneiden bilden" bedeutet, so daß in dem Wortlaut die Vorstellung von einer vorgefundenen Materie läge, die Gott bearbeitet habe. Aehn=

lich geht es dem deutschen Worte „schaffen“, das im Zusammenhange mit schöpfen (Schöpfer) auf dieselbe Vorstellung leiten könnte. Jedenfalls ist aus diesem Worte der israelitisch-christliche Schöpfungsbegriff erwachsen: Gott ist der Grund der Existenz der Materie selbst; er ist überweltlich und persönlich.

Jede höhere Entwicklungsstufe, welche die Erde erreicht, wird von dem Worte Gottes abhängig gemacht: „Und Gott sprach.“ Wenn wirklich das bara des ersten Verses von der ursprünglichen Volksüberlieferung noch nicht als rein schöpferische Thätigkeit zur Erzeugung der Materie gedacht worden wäre, so zeigt sich ganz gewiß in diesem „Und Gott sprach“, daß die religiöse Anschauung auf dem Wege zum Schöpfungsbegriffe schon nahe an dem Ziele angelangt ist: der Gott der Bibel ist kein Weltbildner, der den Widerstand des Stoffes zu überwinden hätte. Diese wiederholten „Werde“ deuten auf keinen, auch nicht den geringsten Grad der Ohnmacht gegen die Natur hin, vielmehr tönt aus dem ganzen Schöpfungsberichte der freie Fußtritt der Allmacht heraus. Der Stoff steht Gott gegenüber in absoluter Abhängigkeit; ihm gegenüber giebt es keine Widerstandskraft des Stoffes mehr. Gott selbst ist die absolute Widerstandskraft; sein Wort — sagen wir dafür: sein Wille — ist eine That; er genügt, um über die Materie zu disponiren.

Aber trotzdem giebt es eine allmählige Entwickelung durch sechs Tagewerke hindurch. Dies ist eine für die Eigenthümlichkeit der religiösen Anschauung der Bibel sehr bezeichnende Thatsache. Warum läßt die israelitische Volksüberlieferung, da sie doch einen des Stoffes durchaus mächtigen Gott kennt, ihn nicht mit einem einzigen schöpferischen „Werde“ das All sofort auf der Stufe hervorrufen, welche sie erst am sechsten Tagewerk erreicht? Die Thatsache, daß sie es trotzdem nicht thut, steht fest; worin liegt die Erklärung?

Die Bibel kennt einen Gott, der obgleich — oder vielmehr weil er allmächtig ist, sich selbst zu beschränken vermag und der Materie eine relative Selbständigkeit ihm selbst gegenüber verleiht. Diese Selbständigkeit wird aber nie, weil erst verliehen, der Materie an sich inhärirend; Gott bleibt vielmehr ihrer an sich absolut mächtig. Gott trägt, Gott erhält die Welt; das göttliche „Werde“

ist der fortdauernde Grund der Existenz der Weltordnung. Man kann nicht blos sagen: die Materie wird von Gott entwickelt, sondern auch — um ihrer relativen Selbständigkeit willen — sie entwickelt sich selber innerhalb der einzelnen Tagewerke.

Aber freilich die Natur kann nicht durch sich selbst aus einer niedern Ordnung der Dinge zu einer höhern Ordnung sich erheben; sie würde ohne das „Werde" Gottes innerhalb der niederen Ordnung verharren. In ihrer relativen Selbständigkeit greift die Natur nicht über sich selbst hinaus. Jede höhere Stufe ist nur durch einen besonderen Act des göttlichen Willens zu begreifen.

Auf der andern Seite ruft Gott sein „Werde" in die Materie selbst hinein; er schafft bei jeder neuen Stufe nichts Neues aus sich heraus, sondern die Materie ist von vorn herein auf die ganze Entwickelung bis zur höchsten Naturstufe hin angelegt.

Die Entwicklungsgeschichte der Erde hat ihren Ausgang von einem Zustande der Dinge genommen, welcher von der Bibel als tohuwabohu bezeichnet wird. Es ist das Chaos der heidnischen Mythologieen und Kosmogenieen — auf heidnischem Boden durchaus begreiflich und consequent, auf dem Boden des Judenthums aber mit seinem des Stoffes absolut mächtigen Gott wie eine Inconsequenz erscheinend. Die Auflösung kann wieder nur die obige sein: der allmächtige Gott beschränkt sich selbst; und diesen Gedanken der Selbstbeschränkung und der relativen Selbständigkeit der Materie verfolgt die jüdische Volksüberlieferung bis zurück zum Chaos. — Dieser chaotische Zustand hat zu manchen Bedenken, Schlußfolgerungen und Hypothesen Anlaß gegeben. „Sollte Gott ein Chaos geschaffen haben, er, der nur das Vollkommene, das Geordnete hervorruft?" Man hat deshalb zwischen die Erschaffung von Himmel und Erde und den chaotischen Zustand den Fall des Teufels und seiner Engel eingeschoben, in Folge dessen die nicht in vollkommenem Zustand geschaffene Erde bis zum Chaos hin verderbt sei, aus dem sie sich erst wieder zu neuer Gestaltung habe entwickeln müssen. — Diese Auffassung verkennt die Einfalt des biblischen Berichts und legt ihm Dinge unter, an die er nicht gedacht hat und von denen in der That nichts in ihm zu finden ist. Und gerade dies Moment, das den Glauben recht nahe berühren

würde — den Fall der Engel — hätte die Bibel mit Stillschweigen übergangen? Es fragt sich, ob das tohuwabohu von einem Zustande des Verderbens zu verstehen ist. Die Materie ist gestaltlos; dies kann herrühren von einem „Noch nicht" ebensogut wie von einem „Nicht mehr gestaltet." Ob es an andern Stellen diese oder jene Bedeutung hat, entscheidet nichts; denn die Entscheidung hängt vom Zusammenhang der einzelnen Stellen ab. Die Bibel giebt nicht die entfernteste Andeutung von einer früheren Gestaltung; man müßte denn fälschlicherweise „den Himmel und die Erde" des ersten Verses schon auf ihrer höchsten Vollkommenheitsstufe angelangt denken. (Vgl. darüber wie über manche andere in diesem Capitel nur angedeutete Punkte die spätere Auseinandersetzung). Vielmehr wird erst am zweiten Schöpfungstage der Himmel selber von der Erde getrennt und gebildet. Das tohuwabohu ist die Gestaltlosigkeit der Materie, der Zustand, den die heutige Naturwissenschaft sich meistens als Gasform der Elemente vorstellt, also der Zustand, in welchem die Elemente isolirt für sich dastehn, noch nicht auf einander wirken, obgleich sie bereits die Eigenschaften und Kräfte besitzen, aus denen sich die zukünftige Weltgestaltung entwickeln soll. Es ist die niedrige Stufe des Daseins, die des schöpferischen Rufes erwartungsvoll harrt. — Durch ein göttliches „Werde" konnte freilich dieser Zustand nicht hervorgerufen werden; denn dies „Werde" setzt bereits etwas voraus, zu dem geredet wird; das „Werde" ist das gebietende Wort an das Geschaffene, das in ihr Angelegte zu entfalten; es drückt die secundären Schöpfungsacte aus. Die Schöpfung der Materie hätte nur durch ein göttliches Zwiegespräch eingeleitet werden können, wie die Erschaffung des Menschen; diese erhabenste Form verspart aber die biblische Erzählung für den höchsten Act und verbraucht sie nicht für die niedrigste Stufe. Die Stufe des tohuwabohu ist zwar die niedrigste, aber eine nothwendige und nicht herrührend vom Bösen. Die biblische Schöpfungsgeschichte, ja die ganze Bibel weiß hiervon nichts.

Vom Chaos ausgehend durchläuft nun die Erde eine Stufenreihe immer reicherer Entwickelungen. Nachdem mit dem Lichte als sie alle bedingend, die physikalischen und chemischen Processe einge-

leitet sind, kann die Sonderung der chaotischen Masse erfolgen in Himmel und Erde; ferner auch die Differenzirung in Wasser und Land. Dann tritt organisches Leben auf; zuerst entwickelt sich die Flora; die Entwickelung der Fauna, vorbereitet durch den Unterschied der Tageszeiten des vierten Tagewerks, bezeichnet eine höhere Stufe, bis endlich der Mensch erscheint. — Die religiöse Grundanschauung ist hierbei folgende: Gott ist ein Gott der Ordnung; er leitet die Entwickelung nach einem Plan: er läßt die Natur nicht auf eine frühere Stufe zurücksinken, gestaltet auch nicht die eine Ordnung der Natur in die andere um, indem er die erste vernichtet, sondern er hebt die vorige in der folgenden auf, er macht die niedere einer höheren Naturordnung dienstbar: die physikalisch-chemische Ordnung wird der Ordnung des Organismus, die Ordnung des Pflanzenlebens der Ordnung des Thierlebens dienstbar.

Das Pflanzen- und Thierleben verläuft wieder in kleineren zusammengehörigen Kreisen; diese sind in Arten unter einander abgegrenzt, deren Individuen bestimmte Lebensordnungen mit einander gemein haben; innerhalb derselben sind sie glücklich und dürfen diese nicht ohne herabzusinken überschreiten; „ein jegliches nach seiner Art." Nicht die einzelnen Individuen schafft Gott in ihrer Isolirtheit, sondern er schafft sie in den geschlechtlichen Zusammenhang der Art hinein mit Abstammung und Fortpflanzung: die individuelle Existenz gründet sich auf den Boden der Art. —

Kein Plan ohne Ziel; denn die Idee des Ziels geht dem Plan voraus. Daher kann die israelitische Volksüberlieferung, sobald sie ein planmäßiges Walten Gottes anerkennt, auch von keiner Entwickelung ins Unendliche hin träumen, sondern die Entwickelung findet ihren Abschluß in der erzielten Stufe der Naturordnung. Das Ziel ist die Existenz des Menschen; in ihr kommt das Schaffen Gottes zur Ruhe; es tritt ein Sabbath ein, und hinfort kommt es zu keiner höhern Ordnung der Dinge mehr. — Auch in der Sintfluth kommt in diese letzte Ordnung nur noch einmal eine Störung hinein, die wieder aufgehoben wird.

Die anorganische und organische Erde nicht nur, sondern auch die andern Weltkörper, die Gestirne, sind dieser höchsten Naturordnung zum Dienste gestellt; sie müssen den Wechsel von Tag

und Nacht geben. Hierzu dienen sie, obgleich keineswegs gesagt wird, daß dies ihr einziger Zweck sei.

Warum aber ist im Menschen das Ziel Gottes erreicht? Unsre israelitische Ueberlieferung findet die Antwort in dem Wesen des Menschen. Die Geschöpfe der bisherigen Naturordnungen sind Erzeugnisse der Allmacht Gottes, Erzeugnisse seines Gedankens, die er aus der Materie selber hervorgerufen hat; jetzt aber richtet sich das Schöpferwort nicht mehr an die Natur: „Sie lasse Menschen hervorgehn," sondern in erhabenem Monolog werden die Abbilder göttlichen Wesens selbst geschaffen: „Lasset uns Menschen schaffen." Nach seiner Naturseite wird der Mensch wohl eng mit der Thierwelt des Festlandes zusammengeschlossen, — ein Schöpfungstag umfaßt sie beide —; aber zugleich hat im Menschen, der nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, Gott sich selbst auf dem Gebiete des Erschaffenen erreicht; er hat sich — um uns eines pantheistischen Ausdrucks zu bedienen, der aber seinen guten theistischen Sinn hat — er hat sich selbst wieder gefunden. Eine höhere Stufe kann es selbstverständlich nicht geben; in dem Menschen reicht die Schöpfung dem Schöpfer die Hand.

Worin liegt die Ebenbildlichkeit Gottes im Menschen? Man hat wohl gemeint, die Erklärung läge in den Worten, die jenen „ein Bild, das uns gleich sei" sich anschließen, nämlich: „die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht." Wie Gott über das Alles herrscht, so solle der Mensch als Unterkönig ein Herr über die Erde sein. Diese Worte aber blicken vielmehr nur zurück auf die vorhergehende Reihe der Erdentwicklungsstufen und besagen nichts anderes, als daß diese nun ihr Ziel erreicht hat, indem sie dem Menschen dienstbar wird. —

Worin das Ebenbild besteht, das *sagt* uns nicht die israelitische Volksüberlieferung, sondern sie läßt es uns *schauen* an dem Auftreten des Menschen selbst und an seiner von göttlichen Gegenwirkungen durchwirkten Geschichte. Die Ueberlieferung erzählt nämlich: „Gott setzte den Menschen in den Garten Eden, daß er ihn bauete und bewahrete." Dem Menschen wird ein Auftrag,

eine Arbeit gegeben. Und weiter: „Gott der Herr gebot dem Menschen und sprach: du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten, aber von dem Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben." Dem Menschen wird eine Erlaubniß und ein Verbot gegeben. — Das ist die neuerreichte Stufe: Gott redet zu dem Menschen; zu keinem Geschöpfe vor dem Menschen hat er geredet, um verstanden zu werden; sein „Werde" ist nur der Ausdruck seines unmittelbaren schöpferischen Willens. Der Mensch aber versteht Gott; das ist der Grundzug seiner Ebenbildlichkeit; es ist dasselbe, was der Dichter empfand, als er schrieb: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne würd' es nie erblicken; wohnt nicht in uns des Gottes eigne Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken? — Der Mensch erhält einen Auftrag, ein Verbot, deren Walten nicht mit zwingender Nothwendigkeit sich vollzieht. Auf den vorigen Naturstufen herrscht das Müssen; aus dem Müssen ist für den Menschen ein Sollen geworden; der Mensch hat die Fähigkeit, Gottes Willen zu verstehn, der für ihn ein Sollen ist.

Das „Sollen", der Auftrag, die Erlaubniß und das Verbot setzen nothwendig Freiheit voraus, die Möglichkeit, das Sollen nicht zu wollen, den Auftrag nicht zu vollziehn, das Verbot zu übertreten — wie denn auch die israelitische Ueberlieferung sogleich von solchem Uebertreten zu erzählen weiß. — Jetzt wird es erst verständlich, warum die Ueberlieferung Gott nicht mit einem Zauberschlage die höchste Naturstufe schaffen läßt: diese sittliche Freiheit des Menschen ist der Schlußpunkt, auf den die relative Selbständigkeit der Naturentwickelung innerhalb jeder einzelnen Stufe angelegt war. Auf beiden Gebieten findet ein Geschehenlassen von seiten Gottes statt: dort gemäß den der Natur gegebenen Gesetzen, hier mit der Möglichkeit, daß dies Geschehen auch gegen das Gesetz Gottes verstoße. Der Mensch ist die Krone der Entwickelung auch nach seiner sittlichen Seite hin: in dem freien Willen.

Die Freiheit des Menschen ist jedoch nicht schöpferischer, sondern nur kreatürlicher Art; er findet sich selbst als gegeben vor; er ist geschaffen für die Erfüllung des göttlichen Willens. Daher ist es für ihn selber nicht gleichgültig, ob sich seine Freiheit zu dem

göttlichen Willen hin oder gegen diesen wendet. Er muß die Reaction Gottes erfahren, wenn er gegen Gottes heiligen Willen sich entscheidet: was zur Erhöhung seines Wesens dienen sollte, gereicht ihm durch seine Schuld gerade zur Erniedrigung. Die israelitische Ueberlieferung erzählt: die Menschen sündigten und mußten, mit dem Fluch Gottes über ihr Erdenleben und mit dem Fluch des Todes beladen, aus dem Paradiese weichen. Die Erdentwickelung ist auf ihrem Höhepunkt angelangt; ihr Ziel selbst, der Mensch, sinkt zurück.

Und hier ist die Stelle, an der es sich deutlich zeigt, daß wir an dieser israelitischen Ueberlieferung mehr als das Philosophem eines geistreichen Kopfes und mehr als die Sagenbildung einer von den ersten Zeiten der jungfräulichen Erde schon weiter abliegenden Periode haben. Der Kopf nämlich, in welchem der Gedanke einer stufenmäßigen Entwickelung der Erde aus einem Chaos heraus bis auf ihre zu einem Schauplatz der Thaten des Menschen zubereitete Gestaltung empfangen und zu einer so plastischen Form, wie wir sie vor uns haben, ausgebildet worden wäre, — derselbe Kopf, begeistert von seiner Entwickelungstheorie aus dem Chaos her, würde sicherlich beim Menschen noch einmal von vorn angefangen und ihn aus einem geistigen Chaos sich zu der Bildungsstufe haben entwickeln lassen, die der Verfasser selbst inne hatte. Das wäre derselbe Gedanke gewesen, den der Materialismus als wundergroße Weisheit preist: „von dem Affenchaos her hat sich der Mensch bis zur sechsten Stufe entwickelt, die er in der Existenz des Materialisten erreicht hat!" Und die Pantheisten stimmen in den Chorus ein: „alle Entwickelung dauert von der Identität des Seins und Nichtseins an bis auf Hegel." Wie nahe war die israelitische Ueberlieferung daran, einen solchen Fund zu machen! Wie schade, daß sie ihn nicht that! Jahrtausende sind dadurch verloren. —

Ebensowenig hat die israelitische Tradition den entgegengesetzten Weg anderer Volkssagen aus der Urzeit eingeschlagen, die ein goldenes Zeitalter an den Eingang der Menschheitsgeschichte stellen und dieses allmählich in ein silbernes, kupfernes u. s. w. herabsinken lassen. Ihr goldenes Zeitalter fällt mit dem Paradiese der Bibel zusammen; von da an geht es unaufhaltsam und hoffnungslos rück-

wärts, bis einst das alte Chaos wiederkehrt. Den Grund hiervon finden die alten Sagen in einer Verschlechterung der Menschheit, also in einem sittlichen Moment. Die israelitische Ueberlieferung hat dieses sittliche Moment auch, sie faßt es aber aufs energischste: der Wille Gottes ist absolut; und wenn sich die Freiheit des Menschen zur Linken abwendet auch nur um einen Schritt, so ist der Wille Gottes übertreten, ein ungeheurer Abfall geschehn: der Damm ist an einem Punkte durchbrochen und die Wasserfluthen des Verderbens überströmen die Gefilde. Das goldene Zeitalter verschwindet nicht allmählich — mit einem Mal ist es vorbei, und das eiserne an seine Stelle getreten.

Folgerichtig wäre hier die eben begonnene Menschheitsgeschichte schon an ihrem Ende angelangt. Daß sie hinfort noch ein Interesse, eine Entwickelung haben kann, das liegt in einer Aussicht, welche die israelitische Ueberlieferung in allen ihren Stadien unablässig im Auge behält: der Schaden soll wieder gut gemacht, das Ziel der Menschheit auch trotz jenes Abfalles auf einem Umwege erreicht werden; die Menschheitsgeschichte wird unter Gottes rettender Hand zu einem Gefäße für Anbahnung, Vollziehung und Ausbreitung des Heils gemacht. — So eignet sich die israelitische Tradition, die schönste Perle aller Ursagen, das goldene Zeitalter an und verbindet mit ihr das Kleinod philosophischer Systeme: den Glauben an den Fortschritt der Menschheit aus der Tiefe in die Höhe. — Und wie vermag sie die scheinbar unversöhnlichen Gegensätze zu vereinigen? Indem sie in der aufs schärfste erfaßten Beziehung des Menschen zu Gott und in der Gottes zum Menschen den Hebel aller Geschichte gefunden hat.

Der erste Mensch ist gefallen; aber nicht blos auf ihn, das Individuum, erstreckt sich der Fall, sondern die Menschheit bildet nach Seele und Leib eine Art: die Art ist unrein geworden und kann nie einen Reinen erzeugen; was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch. Da die Menschheit von einem Paare abstammt und daher gliedlich in ihrem Thun und Leiden verbunden ist, so ist die Sünde zu allen Menschen hindurchgedrungen; es giebt eine Erbsünde.

Aber auch die übrige Natur ist auf den Menschen hin angelegt; sie soll ihm dienen. Sie muß ihm auch dienen in seiner Sünde; sie wird mit in sein Verderben gezogen — zum Heile des Menschen. Sein Einzelleben und sein Gattungsleben, beide werden mit dem Fluch belegt: der Acker soll nur dem Schweiße des Angesichts die Frucht geben; die an sich süße Arbeit wird verbittert. Und Kinder, die süßen Gottesgaben, bringen Schmerzen.

Diese Wahrheit fällt zusammen mit der Lehre von der göttlichen Weltregierung und kann auch so ausgedrückt werden: Gott führt um der Sünde des Menschen willen das Uebel herbei zur Strafe und Züchtigung; dieses hat eine verwundende, aber auch eine heilende Kraft. Dieser Glaube und diese Zuversicht bricht an vielen Punkten der hebräischen Literatur hervor: wo Jemand Thränenbrod ißt, da murrt er nicht wider Gott, als wäre das Elend eine ursprüngliche schöpferische Einrichtung der Welt, — und wo er murrt, da wird es ihm zur Sünde angerechnet; — sondern er erkennt den Grund des Elends in der Sünde, der eignen und der allgemeinen.

Die Weltregierung Gottes, die Disponirung des natürlich gesetzlichen Geschehens zur Erreichung eines höheren Zweckes, ist an sich ein Wunder d. h. ein Vorgang, der durch das blos gesetzliche Geschehen in der Natur nicht zu begreifen ist; sie bildet daher die Voraussetzung für den engeren Begriff des Wunders, als eines Ereignisses, welches in der Auffassung des Menschen den Naturgesetzen zu widersprechen scheint — wir sagen „scheint"; denn wie vermögen wir die Grenze des natürlich gesetzlichen Geschehens zu bestimmen? Wir vermögen das so wenig, wie etwa der Neger, der die Erscheinung einer Dampfmaschine für etwas Uebernatürliches hält — und darin keineswegs nur Unrecht hat; denn sie ist ein Product des übernatürlichen, weil aus der Natur nicht zu begreifenden Denkens des Menschengeistes.

Die Spitze alles Uebels ist der Tod. Für das Thier ist der Tod kein Uebel, denn für dies hat der Tod keinen Stachel. Das Thier kennt den Tod nicht; er ist für dieses durchaus natürlich. Für den Menschen liegt die Sache anders, da er nicht nur Natur ist, sondern Gottes Ebenbild. In seiner irdischen Natur liegt der

Tod begründet; und daher wird bei Gelegenheit des göttlichen Fluchs über die Sünde die Naturseite des Menschen aufs stärkste in den Worten hervorgehoben: „du bist Staub und sollst (oder wirst) wieder zum Staube zurückkehren.“ Als eine Thatsache wird es ausgesprochen, daß der Mensch Erde ist, daß er auf dem Grunde der Natur ruht; und dem entsprechend wird bestimmt, daß er auch wieder zu diesem seinem natürlichen Ursprung zurückkehre. Daß dies Wort aber überhaupt ausgesprochen und noch dazu bei dem Fluche ausgesprochen wird, läßt uns ahnen, daß unsre Ueberlieferung den Ausgang des Menschenlebens ursprünglich sich anders gedacht hat. Wie triumphirend hatte sie den die Krone der Schöpfung, den Menschen schaffenden Gott eingeführt: „lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei!“ Und wie traurig schließt das letzte im Paradiese gesprochene Gotteswort: „du sollst wieder zum Staube zurückkehren, von dem du genommen bist!“ Das göttliche Ebenbild scheint vergessen; es geht unter im Staube. Die Möglichkeit zu sterben liegt in der Natur des Menschen; diese Möglichkeit aber ist erst durch die Sünde zur Wirklichkeit geworden; die Naturseite überwiegt.

Hier fällt der Vorhang und geht erst wieder auf im zweiten Theil der israelitischen Geschichte. Im neuen Testament erfährt der Glaube an die Auferstehung der Todten, der allmählich in der israelitischen Hoffnung gereift war, seine Erhebung zur siegreichen Gewißheit und empfängt ein Unterpfand in der Auferstehung Christi von den Todten.

Christus ist der Idealmensch, aus dem Volke Israel geboren, aber nicht kraft der natürlichen Entwickelung der Menschheit, sondern durch ein neues schöpferisches Werde ist diese neue Stufe der Menschheit erreicht — auf Grundlage der alten. Obgleich im Kampf mit der Sünde rein bleibend, ist Christus doch in die gegenwärtige sittliche Ordnung der Welt eingetreten, die eben unter dem Einfluß der Sünde steht; er hat gelitten und ist gestorben. Aber dies Sterben ist seine freie That: der Tod hat über ihn, den Heiligen, keine Gewalt; er ersteht wieder aus dem Grabe.

Von der Sündentiefe zu seiner eigenen Höhe erlöst Christus die an ihn Glaubenden, seines Lebens theilhaftig Gewordenen. Alle

Völker sind für dieses Heil bestimmt; die Menschheit bildet wie in Adam, so in Christo eine Einheit.

In Christi Auferstehung haben die Gläubigen die Gewähr der eigenen Auferstehung. — Wann diese eintritt, hört die jetzige Art der Weltregierung Gottes auf; denn ihre Ursache, die Sünde, ist nicht mehr. Das Reich Gottes tritt in die Sichtbarkeit; die Natur wird erlöst aus dem Dienste der Knechtschaft, wird also einer höheren Art der Weltregierung Gottes unterthan. Die Welt wird mit dem Menschen der Auferstehung verklärt.

Der Materialismus wendet sich mit Abscheu hinweg von allem Uebersinnlichen, nicht nur von Wunder, Weltregierung, Gott, nein auch vom freien Willen und vom Geist. Natürlich! für ihn giebt es nichts vor und über dem Stoff, seiner Kraft, seinen Gesetzen, seinen Wirkungen; daher ist ihm nothwendig der Stoff als Einzigstes auch zugleich das Höchste und Letzte. — Für die biblische Betrachtung ist die materielle Welt nur Produkt des Göttlichen und Unterlage für den geschaffenen Geist; daher sind Existenz und Gesetze der Materie nicht das Höchste und Letzte, das schließlich Maßgebende. Wir können daher alle vorigen Sätze zusammenfassen in dem Schlußsatz der biblischen Naturbetrachtung:

Der Geist ist das Erste und Höchste und Letzte — vor aller Materie und über ihr und ihr Ziel.

Vergleichen wir nun mit diesen Schriftwahrheiten die Aussagen des Buches der Natur!

Capitel 5.

Die Atomen-Hypothese.

Trotz mancher Gegner ruht doch die neuere Naturwissenschaft auf der Atomen-Hypothese. Man nahm früher gewöhnlich einen vollkommenen Zusammenhang der Materie an und gab Zwischenräume nur in soweit zu, als diese sich sinnlich nachweisen ließen.

Das Mikroskop hat diese (dynamische) Hypothese zerstört; es hat im Wassertropfen eine ganze Welt von Infusorien nachgewiesen, deren jedes wieder seine Glieder hat; jedes Glied hat seine Zelle, jede Zelle ist eine Zusammensetzung von vielen Stofftheilchen. Bis in diese Feinheiten reicht freilich auch das Mikroskop nicht; aber wir werden zu der Annahme einer feinsten Zertheilung der Materie bis in unwahrnehmbare Theilchen hineingedrängt. Auch die Physik erfordert diese Annahme; so z. B. reißt ein Faden, den man fort und fort zieht; nach der dynamischen Hypothese müßte bei fortgesetztem Ziehen der Faden nur unendlich an Dichtigkeit abnehmen, während nach atomistischer Ansicht zwischen den einzelnen Atomen des Fadens schon ein Abstand sich befindet, der bei verstärkter Zugkraft endlich an einem Punkte wahrnehmbar wird. Ferner können aus jeder chemischen Verbindung, in welche man Elemente hat eingehn lassen, diese Elemente wieder gewonnen werden, ohne daß sie irgend welche Veränderung oder Abnahme erlitten hätten; sie bleiben unverändert, sie sind selbständig, gegen einander abgeschlossen. Die Veränderung, die wir in der Erscheinungswelt wahrnehmen, ist keine Veränderung der Atome, sondern nur eine Veränderung ihrer gegenseitigen Beziehungen. Solcher Grundstoffe oder Elemente, die sich mit den bisherigen Mitteln nicht mehr zerlegen lassen, sondern immer wieder gewonnen werden, hat man 61 entdeckt. — Die Atomen-Hypothese nimmt deshalb an, daß auch in der chemischen Verbindung (z. B. des Wasserstoffs und Sauerstoffs zu Wasser) die Atome noch auseinander bleiben: sie gehn nicht *in* einander ein, es findet nur eine *Neben*einanderlagerung statt, die freilich im Gegensatz zur Mischung (z. B. des Zuckers im Wasser) ganz eigenthümlicher Art sein muß. Welcher Art ist sie? Die chemische Verbindung zeigt zwar die Eigenthümlichkeit, daß in ihr die Atome der Elemente sich nur in constanten unabänderlichen Gewichtsverhältnissen verbinden, also aneinanderlagern. Allein durch diese Eigenthümlichkeit erfahren wir nur etwas über das Quantum der sich aneinander lagernden Atome, aber nichts über die Art ihrer Aneinanderlagerung selbst. Jenes Gesetz der sogenannten multiplen Proportionen sucht man sich wieder durch die neue Annahme zu begründen oder wenigstens zu verdeutlichen, daß

die Größe der Atome des einen Elements verschieden ist von der Größe der Atome des andern Elements; daß z. B. das Atom Wasserstoff acht mal so groß sei, wie das Atom Sauerstoff, weil beide sich in dieser Proportion verbinden, und ein Atom Schwefel sechszehn mal so groß, wie ein Atom Wasserstoff und zweimal so groß wie ein Atom Sauerstoff. Wieder aber erfahren wir nicht, warum denn in der Mischung die Atome nicht auch nach Verhältniß ihrer Größe sich an einander lagern. — Ebensowenig erklärt uns den eigentlichen Grund der chemischen Verbindung ihre andere Eigenthümlichkeit, daß beim Zustandekommen derselben jedesmal Wärme entwickelt wird, was bei der Mischung nicht der Fall ist — eine Erscheinung, die gleichfalls noch auf ihre Erklärung wartet. — Man hat die chemische Verbindung auf Elektricität zurückführen wollen, aber diese Annahme ist eine bloße Annahme und erklärt nichts, da die Natur der Elektricität selbst noch unbekannt ist. Man denkt sich jetzt gewöhnlich die Atome von Wärmesphären umgeben, deren Widerstand durch die Verwandschaftskraft der Atome bei der Annäherung überwunden werden müßte. Nun bilden sich aber gerade durch Wärme, die den Körper ausdehnt, also die Atome von einander entfernt, chemische Verbindungen, die sonst nicht entstehn; die zu überwindende Distanz der Atome wird also gerade durch die Wärme vermehrt, und trotzdem kommt es zu chemischen Verbindungen. — Es liegen hier Räthsel vor, welche der Atomismus bisher vergebens zu lösen versucht hat; die chemische Verbindung erscheint aus einer bloßen Aneinanderlagerung der Atome nicht erklärlich. —

Ferner müssen — wenn auch unendlich kleine — Zwischenräume zwischen den Atomen angenommen werden, da sie nicht continuirlich zusammenhängen. Wodurch sind diese ausgefüllt? Man nimmt meistens Aether=Atome an, die freilich ihrerseits wieder Zwischenräume unter einander lassen müßten, so daß dieselbe Schwierigkeit sich erneuert. Diese Aether=Atome müssen aber zugleich zur Erklärung des Lichts (und der Wärme), des Magnetismus und der Elektricität dienen, sofern diese Erscheinungen durch die Bewegung dieser Aether=Atome hervorgerufen werden sollen. So gelangt die Hypothese zur Annahme einer doppelten Art von Atomen, der

ponderablen (wägbaren) und imponderablen (unwägbaren) oder Aether-Atome. Weil diese durchaus unwahrnehmbar sind — während die wägbaren Atome in ihrer Aneinanderlagerung die wahrnehmbare Sinnenwelt ausmachen, — so muß ihnen die Widerstandskraft abgesprochen werden; denn die Dinge nehmen wir nur deshalb wahr, weil sie irgend einem Sinne eine Widerstandskraft, ein Beharren entgegensetzen. Von einer solchen Materie aber, die der Grundeigenschaft der übrigen Natur geradezu widerspricht, sich eine Vorstellung zu machen ist rein unmöglich.

Man sieht aus diesen wenigen Andeutungen: die Atomen-Hypothese ist durchaus nicht so einfach und sonnenklar, wie sie von manchem ihrer Anhänger ausgegeben wird; vielmehr reiht sich Hypothese an Hypothese, deren eine immer zur Stütze der andern dienen muß, so daß ein ganzer Hypothesenbau entsteht; und man versteigt sich „von dem einzig sichern Boden menschlichen Begreifens der sinnlichen Erkenntniß", für den Büchner schwärmt, „in Regionen, welche entweder nicht vorhanden oder unsrer Einsicht durchaus unzugänglich sind." Ganz gewiß sind die Aether-Atome der sinnlichen Erkenntniß durchaus unzugänglich, und zu ihrer Annahme sieht sich die Atomen-Hypothese gleich bei ihrem ersten Schritte genöthigt. Die sinnliche Welt bietet der Forschung eben so große Schwierigkeiten, wie die Welt des Geistes.

Außerdem fragt sich, ob der Atomismus mit all seinen Hülfshypothesen auch wirklich erklärt, was er erklären soll, nämlich die Welt der sinnlichen Erscheinungen. Vor einiger Zeit ist ein Buch erschienen, das diese schwache Seite der gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Betrachtung scharf aufdeckt und wenigstens in seiner Negation bedeutend ist. Es hat den Titel: „Grundlinien einer Wissenschaft der Natur als Wiederherstellung der reinen Erscheinungsformen" von K. Ch. P l a n k. Wir lesen da: „Die gegebenen Thatsachen sind zunächst die Erscheinungen. Eben zu diesen aber setzt sich die naturwissenschaftliche Theorie in den entschiedensten Gegensatz und fängt auch theilweise an, dies ganz offen einzugestehn." Dies wird z. B. an dem Lichte nachgewiesen: „Das Licht und die ganze Sichtbarkeit giebt sich für den Sinn als ein ruhiges Erscheinen des e n t f e r n t e n (leuchtenden) Objectes s e l b s t . . .

Dies Wesentliche und Unterscheidende an der Erscheinungsform des Gesichtssinnes wird nun aber aufgehoben durch die physikalische Theorie. Denn mag man auch den Aether, in dessen Schwingungen dieser Theorie zufolge das Licht bestehen soll, als einen noch so feinen Stoff denken, so sind doch jene Schwingungen, ganz analog wie die des Schalles, nicht blos eine unruhige Bewegung, statt eines ruhigen Erscheinens, sondern sie sind auch vor allem ein blos mittelbares Wirken des entfernten leuchtenden Objektes, statt eines unmittelbaren Erscheinen dieses Objektes selbst. Wir sollten nach dieser Aethertheorie, ganz analog wie im Schalle, nur die Einwirkung auf uns selbst empfinden, nicht aber die Erscheinung des hiervon ganz geschiedenen, räumlich entfernten Objektes selbst haben. Die Vergleichung mit dem Schalle ist also in Wahrheit nur geeignet, den Widerspruch recht klar zu machen, der zwischen zwei Erscheinungsweisen, die doch nach der physikalischen Theorie auf ganz analoge Weise zu erklären sein sollen, stattfindet.

Ebenso in der chemischen Theorie: „Während nach der sinnlichen Erscheinungsform die chemisch verbundenen Stoffe zu einem wahrhaften Ineinander zusammengefaßt erscheinen, so daß sie ihr selbständiges Dasein gegen einander ganz verloren haben... so bleiben nach der chemischen Theorie die Atome immer noch außereinander, die Stoffe werden nicht, wie es sich nach der Erscheinung darstellt, wahrhaft eins."

Plank widerlegt ferner den Einwand, daß auch sonst die Sinne ihre einseitige subjektive Natur zeigen; „denn die Meinung, daß sich die Sonne und Gestirne um die Erde drehen, beruht nicht auf den Erscheinungen im vollen Sinne, sondern ist blos eine unvollständige subjektive Auffassung derselben, die durch vollständigere Kenntniß der reinen Erscheinungen sich berichtigte... Dagegen jene Zurückführung des Lichts auf eine Wellentheorie ist ein wirklicher Widerspruch gegen das Wesen der Erscheinung." Und ferner: „Man wendet ein: was z. B. auf den Gesichtsnerven wirkt, sei es auch ganz heterogener Art, ein Schlag auf das Auge, eine elektrische Erschütterung desselben u. s. w., das bringe doch immer nur ein dem Gesichtssinn entsprechendes Bild hervor... Allein... ein Sinnes-

organ, das schon in dieser specifischen Weise organisirt ist, d. h. für diese bestimmte Seite sinnlicher Einwirkung, kann freilich auch nur in seiner specifischen Weise empfinden... Allein wie kann man aus diesem ganz natürlichen und nothwendigen Verhältniß folgern, daß der betreffende Sinn auch eben in Beziehung auf die Seite, für welche er von Natur organisirt ist, zu einer wesentlich unangemessenen, gegen die Einwirkung selbst heterogenen Empfindungsweise angelegt sei? Dies müßte aber dem Früheren zufolge beim Gesichtssinne der Fall sein." Jener Autor prophezeit der gegenwärtigen Theorie ihren Untergang, denn „bis jetzt hat jede Theorie, die sich in Gegensatz zu den wirklichen Erscheinungen stellte und ein Anderes, was an sich denselben zu Grunde liegen soll, an die Stelle setzte, sich als unhaltbar gezeigt." Er sieht in dem bisherigen Verlaufe der Naturwissenschaft nur „einseitige Gegensätze eines philosophischen Idealismus und andererseits einer äußerlich empirischen Stoffanhäufung." „Und eben so gut ist von dieser letzteren Seite her eine zu einseitig mechanische und äußerliche Auffassungsweise der Erscheinungen zu fürchten, als von jener andern Seite her die Verkehrung derselben zu bloßen Gedankenabstraktionen."

Ob Plank seine Aufgabe gelöst hat, haben wir hier nicht zu untersuchen. Jedenfalls wird der alte Materialismus Erklärungen von Licht und Wärme — z. B. wie die Planks: „Diejenige Form, in welcher sich rein die innerliche Beziehung des Mittelpunktes zur Peripherie (oder dem Weltraume) darstellt, ist die Wärme. Dagegen diejenige Seite der Rückbeziehung, in welcher das für sich selbst geschiedene Wesen des Centrums, seine Abgrenzung gegen die Peripherie sich darstellt, ist das Licht" — solche Erklärungen der sinnlichen Erscheinungen wird der alte Materialismus jedenfalls in das Gebiet der abstrusesten Speculation verbannen — und sie sind doch von ihm ausgegangen.

Bezeichnet aber vielleicht jenes Werk einen Rückschlag gegen die allzu sinnliche (sensualistische) Richtung der Naturwissenschaft und eine Umkehr zu einer geistigeren Betrachtung? Sollte jedoch das aufgestellte Problem — die naturwissenschaftliche Erklärung der Erscheinungsformen — als unlösbar sich aufweisen, so würde Plank

dem Materialismus den Weg zu seiner Consequenz zeigen; nämlich zur Anerkennung der Nothwendigkeit, auf die Erklärung der sinnlichen Erscheinungen zu verzichten, auch nicht mehr ein Anderes der Erscheinung (wie die Wellenbewegung des Aethers dem Lichte) zu substituiren, sondern mit dem Sensualismus, der Religion der fünf Sinne, wirklich Ernst zu machen, einfach bei der Erscheinung selbst, als dem einzig und allein den fünf Sinnen Zugänglichen, stehn zu bleiben, d. h. auf das Denken zu verzichten — und die Erscheinung allein auf sich wirken zu lassen, d. h. zu genießen mit den Thieren. —

Es haften endlich rein logische Schwierigkeiten an dem Begriff des Atoms. Das Atom soll schlechthin untheilbar sein, wie das Wort selbst sagt. Dieser Gedanke ist aber schlechthin nicht zu vollziehen. Denn ich mag wohl nicht mit den heutigen Mitteln der Naturwissenschaft im Stande sein, die Theilung auszuführen; die Möglichkeit der Theilung an sich aber bis ins Unendliche muß ich zugestehn; oder aber ich müßte ein Etwas erhalten, das überhaupt ausdehnungslos wäre. In solcher Ausdehnungslosigkeit hat man in der That das Atom zu fassen gesucht. Aber dann ist wieder nicht zu begreifen, wie die ausdehnungslosen, also keinen Raum erfüllenden Atome doch die Raum erfüllenden Körper constituiren können. Liebig erklärt deshalb (Chemische Briefe 4. Auflage): ein physikalisches Atom sei „eine Gruppe von viel kleineren Theilchen, die durch eine Kraft oder Kräfte zu einem Ganzen zusammengehalten werden, stärker als alle auf dem Erdkörper zu ihrer weiteren Spaltung zu Gebote stehenden Kräfte.“ Aber mit dieser Erklärung ist offenbar die philosophische Frage nur weiter zurückgeschoben; denn jetzt müßten wir diese „Theilchen“ für die eigentlichen Atome erklären und die obigen Schwierigkeiten erhöben sich von neuem. — Atom ist ein Grenzbegriff unsers Denkens.

Trotz aller aufgezählten Schwierigkeiten sind wir dennoch genöthigt, die Atomen-Hypothese vorläufig gelten zu lassen, so lange sich die bedeutendsten naturwissenschaftlichen Autoritäten, besonders Physiker und Chemiker, für sie entschieden haben, und weil sie jedenfalls besser zur Erklärung vieler Erscheinungen sich eignet, als die dynamische Hypothese. Der Glaube und die Glaubenswissen-

schaft müssen sich jedenfalls mit der atomistischen Hypothese auseinandersetzen.

Uns lag nur daran darzuthun, daß der Boden der heutigen wissenschaftlichen Naturbetrachtung eine Hypothese ist, und zwar eine solche, die noch viele Fragen offen läßt und wieder eine große Zurüstung von Unterhypothesen nöthig macht; eine Hypothese, die gerade, was sie erklären sollte, die sinnliche Erscheinung, nicht erklärt; eine Hypothese endlich, die in mannigfache logische Schwierigkeiten verwickelt ist. Mit ihr ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, vielmehr scheinen schon die Raben auch dem stolzen Babel des Atomismus sein Ende zu prophezeien. Um deßwillen würde der Naturwissenschaft Bescheidenheit nicht blos wohl anstehn, sondern sie hat sogar sehr triftige Gründe bescheiden zu sein. Deßhalb kann auch der Glaube desto getroster sein; denn wenn sich auch als Resultat ergäbe, daß der Bibelglaube mit der Atomen-Hypothese in unlöslichem Conflict stände, so hätte der Gläubige nicht die mindeste Veranlassung, den Thatsachen der Bibel, denen der Christenheit und seines eigenen inneren Lebens gegenüber, seinen Glauben mit einer unsichern Hypothese zu vertauschen.

Wir werden sehn, daß die Bibel und der Glaube nicht sowohl mit der Annahme von Atomen streitet, als vielmehr mit der Hypothese, die sich an den Atomismus aufs engste angeschlossen hat und sich mit ihm zu identificiren sucht, nämlich mit der des Mechanismus. Nach dieser soll auf allen Stufen der Naturordnung bis hin zum Organismus, ja bis hin zum denkenden und seiner selbst bewußten Geiste nichts Anderes herrschen, als die Kräfte des Mechanismus. Einzig und allein durch die verschiedene Aneinanderlagerung der Atome soll diese Welt der mannigfaltigsten Erscheinungen mit ihren Ordnungen und ihrer Harmonie entstanden sein! Diese mechanische Ansicht ist die des Materialismus. Büchner formulirt den Gegensatz dahin (Natur und Geist 2. Auflage): „Die speculative Philosophie ist die Erklärung des Theils aus dem Ganzen: die Atomistik“ (will sagen: der Mechanismus) „hingegen die Erklärung des Ganzen aus den Theilen.“ Oder mit andern Worten: Philosophie und Religion kennen eine Idee der Welt vor der Welt, der Mechanismus nur eine ideenlose Welt.

Die mechanische Ansicht wird verschieden weit durchgeführt. Einige legen die physikalischen Bewegungen im weiteren Sinne (die chemischen mit einbegriffen) zu Grunde und suchen aus diesen rein für sich die Erscheinung des Organismus zu erklären; meistens aber geht man in der Consequenz noch einen Schritt weiter, und führt alle Erscheinungen auf die anziehenden und abstoßenden Kräfte der Atome zurück.

Man erkennt zwar an, daß die chemischen, daß die organischen Verbindungen andere Erscheinungen zeigen, als die des reinen Mechanismus, aber sie sollen nur Modificationen der gewöhnlichen mechanischen Vorgänge sein, die unter gewissen eigenthümlichen Bedingungen zu Stande kommen. Unter diesen entstehen zuerst die chemischen Verbindungen und mit ihrer Hülfe die organischen. Leider wird aber gar nicht angegeben, welches diese „eigenthümlichen Bedingungen" sind. Wenn es nichts weiter giebt, als die anziehenden und abstoßenden Kräfte der Materie, so müssen doch auch jene „eigenthümlichen Bedingungen" selbst wieder durch die Wirksamkeit dieser anziehenden und abstoßenden Kräfte hervorgerufen sein. D a ß diese Bedingungen aber eintreten, ist offenbar nicht nothwendig in d e m Sinne, wie die anziehenden und abstoßenden Kräfte selbst und die Gesetze ihrer Wirksamkeit nothwendig sind; diese Kräfte könnten ja nach ihren Gesetzen die Atome so aneinanderlagern, daß nie jene „eigenthümlichen Bedingungen" einträten, d. h. daß gerade diese eigenthümlichen Aneinanderlagerungen von Atomen, welche zur Entstehung einer chemischen, einer organischen Verbindung vorausgesetzt werden, nie zu Stande kämen. Daß diese Bedingungen wirklich eingetreten sind, ist ein offenbarer Zufall; denn wo sollte die Nothwendigkeit liegen? Nicht in den Atomen, denn diese stoßen sich nur ab und ziehen sich an. Daß sie d i e s thun, ist nothwendig; daß sie sich aber gerade zur Hervorrufung jener „eigenthümlichen Bedingungen" zusammenfinden, ist der reinste Zufall; denn außer den Atomen und ihren Kräften soll es nichts geben. Nun sehn aber die chemischen und organischen Verbindungen durchaus nicht danach aus, als ob sie blos durch Zufall existirten, sondern sie erscheinen mit Nothwendigkeit in die gegenwärtige Ordnung hineinverflochten; sie bilden gerade die Welt der Erscheinung

in ihren weitaus bedeutendsten Theilen. Denn die anziehenden und abstoßenden Atome ohne jene „eigenthümlichen Bedingungen" ergeben nur ein Stück Gold oder Eisen oder Quecksilber oder ein Amalgam oder eine sonstige Mischung, nicht aber die chemische Verbindung des Wasser- und Sauerstoffs zu Wasser und nicht die organischen Verbindungen der Pflanzen- und Thierwelt. — Der Mechanismus versündigt sich also wieder an der „Erscheinung der Dinge," er vermag die Welt nicht wirklich zu begreifen, sondern ist nur eine Hypothese, der jeder Schein von Begründung fehlt, und die vollständig in der Luft schwebt.

Nur ihr Motiv enthält ein Körnchen Wahrheit: sie will den lebendigen Gott aus der Natur verbannen, weil er alles gesetzmäßige Geschehen in der Natur, alle Selbstentwickelung und damit alles vernünftige Begreifen der Natur mit seinem Dareingreifen störe. Diese Opposition wendet sich aber, wie wir sehen werden, nur gegen einen falschen Schöpfungsbegriff, den man wohl auch der Bibel untergelegt hat, der ihr aber gänzlich fremd ist. Die mechanische Hypothese hat das Interesse, in den Atomen selbst die ganze Möglichkeit der jetzigen Weltgestaltung zu erblicken; sie sagt mit Recht: die anorganische, wie die organische Welt bestehen beide aus denselben elementarischen Stoffen; wie können nun dieselben Stoffe bei ihrem Uebergange aus der anorganischen Verbindung in die organische mit einem Mal umgeändert, total oder theilweise andere werden? Dies richtige Interesse verfolgt aber die mechanische Ansicht auf unbefriedigende Weise, so daß sie schließlich nichts zu erklären weiß, indem sie Alles auf die mechanischen Kräfte der Anziehung und Abstoßung zurückführen will. Sie sollte vielmehr erklären, daß die Atome in ihrer Existenz schon auf die chemischen so gut wie auf die mechanischen Verbindungen hin angelegt sind; so wäre ihr Motiv und zugleich die Möglichkeit, zu einer befriedigenden Erklärung der existirenden Welt zu gelangen, gewahrt. Freilich diese Annahme würde zu Gott führen; aber ohne einen lebendigen Gott ist einmal — wie die mechanische Hypothese auch ihrerseits klar erweist — die ganze Welt ein unlösbares Räthsel.

Die Atomen-Hypothese selbst fordert zu ihrer tieferen Begründung den Gottesglauben, wie dies das folgende Capitel zeigen wird.

Capitel 6.

Die Schöpfung.

Der Materialismus behauptet: die Atome sind ewig; d. h. sie sind das absolut Seiende, sie haben den Grund ihrer Existenz in sich selbst; es läßt sich von dem Grunde ihrer Existenz nichts weiter sagen, als daß sie eben existiren. Diese Behauptung soll aus den exacten Resultaten der Naturwissenschaft folgen. So z. B. sagt Büchner (Kraft und Stoff): „Es ist das große Verdienst der Chemie.. gelehrt zu haben, daß die ununterbrochene Verwandlung der Dinge ... in nichts Anderem besteht, als in der beständigen und unausgesetzten Metamorphosirung derselben Grundstoffe, deren Menge und Qualität an sich stets dieselbe und für alle Zeiten unveränderlich bleibt." Hieraus wird dann die Unsterblichkeit, Unvergänglichkeit des Stoffes gefolgert und endlich mit dem kühnen Ausruf: Wie könnte etwas geschaffen worden sein, das nicht vernichtet werden kann!" der Schluß gemacht: „Der Stoff muß ewig gewesen sein, ewig sein und bleiben." — Daß die Menge und Qualität der Grundstoffe *für alle Zeiten* unveränderlich bleibt, folgt freilich streng logisch noch nicht, sondern der Schluß gilt nur für die gegenwärtige Naturordnung, soweit sie in den Bereich unsers Wissens fällt, und die Unveränderlichkeit des Stoffs für *alle* Zeiten ist nur ein Schluß nach Wahrscheinlichkeit. Aber selbst diesen Schluß zugegeben, folgt zunächst nur, daß die Materie unzerstörbar ist, mit andern Worten dasselbe, was der christliche Glaube bekennt: „Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten."

Die Unzerstörbarkeit ist aber noch nicht dasselbe mit dem Ewig-sein im obigen philosophischen Sinne; die Verwechslung beider ist das Kunststück des materialistischen Atomismus. Denn es fragt sich, woher die Eigenschaft der Unzerstörbarkeit den Atomen zukommt. Entweder kann der Grund der Unzerstörbarkeit in ihnen selbst liegen oder außer ihnen. Die Entscheidung hierüber muß aus den Thatsachen geschöpft werden.

Wenn die Atome ewig wären, d. h. den Grund ihres Daseins und ihrer Eigenschaften, also auch ihrer Unzerstörbarkeit in sich selber trügen, so könnte entweder jedes einzelne Atom seine Existenz und seine Eigenschaften rein für sich ohne Beziehung auf die andern haben; oder es könnte auf die andern Atome bezogen sein. Wäre das Erste der Fall, so wäre es die denkbarste Möglichkeit, daß die Atome in sich selbst abgeschlossen, ohne alle Beziehung auf einander existirten — jedes Atom eine Welt für sich allein; oder daß unter dieser mit keinen Billionen mal Billionen zu erreichenden Anzahl von Atomen nur einige einander gleich wären, sich auf einander zu beziehen vermöchten und mit einander correspondirten, während die übrigen kraft ihrer Selbstsetzung keine Verbindungen irgend welcher Art mit den andern einzugehn vermöchten. Dies ist aber nicht der Fall, sondern die unendlich große Menge der Atome ordnet sich in 61 Klassen von Elementen, innerhalb deren Ein Atom genau die Eigenschaften des andern hat. Die Atome desselben Elements sind wieder unter einander, wie mit den Atomen anderer Elemente durch die Schwerkraft, Cohäsionskraft, chemische Verbindung u. s. w. verbunden, so daß aus diesen Elementen Organismen und eine ganze Welt der Harmonie hervorgegangen ist. Es muß also angenommen werden, daß die Atome ursprünglich auf einander bezogen sind. Dann fragt es sich aber, worin diese ursprüngliche Beziehung auf einander ihren Grund hat.

Nicht in den einzelnen Atomen! Denn ein Sichbeziehn auf einander setzt ein Hinausgehn aus sich selbst voraus. Die Naturwissenschaft lehrt aber, daß die Kraft an den Stoff gebunden ist; wo der Stoff aufhört, hört deshalb auch die Kraft auf; also wo das Atom aufhört, hört auch die Kraft des Atoms auf; dasselbe kann

unmöglich eine Thätigkeit über sich hinaus üben, sich selbst auf ein anderes Atom beziehn.

Also kann der Grund jener ursprünglichen Beziehung der Atome auf einander auch nicht in der Gesammtheit der Atome liegen; denn die Fähigkeit, die dem einzelnen Atom abgeht, kann ebensowenig ihrer Gesammtheit zukommen. Es können daher die Beziehungen, in denen die Atome zu einander stehn, und also weiter ihre Eigenschaften, auf denen diese Beziehungen basiren, nicht in den Atomen selbst ihren Grund haben; der Stoff kann nicht in sich selbst beruhen, sondern weist mit Nothwendigkeit auf eine tiefere Grundursache zurück, welche die Atome ursprünglich auf einander bezogen hat.

Einige Naturforscher stellen sogar die (sehr schwach begründete) Vermuthung auf, daß im Grunde alle Atome einander gleich wären, daß es also nur ein einziges Element gäbe. Dann würde es aber um so unbegreiflicher, wie alle diese Atome, die den Grund ihrer Existenz in sich selber haben sollen, doch alle sich einander ganz gleich bestimmt haben. Es läßt sich nichts Anderes annehmen, als daß sie durch irgend etwas außer ihnen ganz gleich gesetzt und auf einander bezogen sind. —

Nun könnte diese Grundursache die Atome vorgefunden und ihnen die gegenseitige Beziehung zu einander erst mitgetheilt haben. Diese Beziehung erscheint aber nicht als eine ihnen äußerliche, wie wenn ich ein Buch neben ein anderes stelle, sondern sie ist die Aeußerung ihrer Eigenschaften selbst. Die chemische Wahlverwandschaft drückt am klarsten diese ursprüngliche Bezogenheit der Atome auf einander um ihrer Eigenschaften willen aus. Ihre Eigenschaften sind nicht etwas äußerlich ihnen Angeklebtes — der Naturwissenschaft widersteht ein solcher Gedanke durchaus — sondern sie gehören ihrer eigensten Natur an. Die Bezogenheit auf einander muß also mit ihrer Existenz selbst gegeben sein. Die Ursache, von der die Atome ihre gegenseitige Bezogenheit d. h. ihre Eigenschaften empfangen haben, muß zugleich die Ursache ihrer Existenz sein, d. h. der Stoff ist nicht ewig, schlechthin in sich selber beruhend, sondern der Stoff ist geschaffen; und wenn er unzerstörbar ist, so ist auch diese Eigenschaft zugleich mit seiner Existenz von jener Grundursache gesetzt.

Die Atomen-Hypothese fordert daher die Annahme einer geistigen Urkraft, die auf ein Ziel hin, also nach einem Plane, die einzelnen Atome gesetzt haben muß.

Es gilt hier auch nicht der gewöhnliche Einwand, daß man, bei der Grundursache der Atome angekommen, weiter nach dem Grund dieser Grundursache, und dann weiter nach dem Grunde dieses Grundes fragen müßte u. s. w.; daß man also ebenso gut bei den Atomen als bei dem Letzten stehn bleiben könnte. Vielmehr ist der Begriff einer „Endursache" eine Denknothwendigkeit; denn alle übrigen Ursachen, die nicht Endursache sind, sind in der That nicht Ursache, sondern Mittel, weil sie nur die Wirkung ihrer vorgehenden Ursache zu der Folge, die von ihnen ausgeht, vermitteln; die Endursache erst ist Ursache im eigentlichen Sinn. Wenn es also keine Endursache gäbe, so hätten wir nur lauter Mittel, und also auch lauter Folgen ohne Ursache. Zu einer Endursache muß also das Denken vordringen. Es kann aber nicht bei den Atomen als Endursache stehn bleiben; denn die Atome haben, wie gezeigt, nicht die Art einer Endursache, sondern weisen über sich hinaus auf einen höhern Grund zurück. Diesen Grund nun so zu lassen, daß er als Endursache wirklich befriedigt, das ist die Aufgabe der Philosophie und Theologie, damit er „das ewige Fundament" unter dem Gebäude der Natur sowohl, wie unter dem Gebäude des Gedankens und der Geschichte abgebe.

Büchner bezeichnet als „den Angelpunkt" des Streites zwischen dem materialistischen Glauben und dem Gottesglauben die Frage, „ob die Vernunft vor der Natur oder in ihr sei." Aber ist die Vernunft nicht vor der Natur, so ist sie auch gewaltig schwer in der Natur zu entdecken. Denn ist die Vernunft in der Natur, so muß sie in den einzelnen Atomen sein; denn wenn sie nicht in den einzelnen Atomen wäre, so könnte sie unmöglich ihrer Gesammtheit zukommen; denn was den einzelnen fehlt, muß auch allen fehlen. Die Atome müßten demnach selber als vernünftige Wesen gefaßt werden, da, wie gezeigt, sich jedes mit den besondern Eigenschaften angelegt hätte, welche die große Mannigfaltigkeit der Verbindungen, der mechanischen, wie der chemischen und organischen ermöglichen — eine Vernunft, welche die des Menschen weit

überragt; denn der Mensch kann nur mit höchster Mühe nachconstruiren, worauf hin von vornherein die Atome sich angelegt und auf einander bezogen hätten — bis selbst zu der Möglichkeit, einen denkenden, selbstbewußten Menschen mechanisch hervorzubringen. Entweder hat die materialistische Behauptung, daß die Vernunft in der Natur sei, diesen Sinn — und der Materialist hat dann in jeden Atom seines eigenen Leibes eine unendlich höhere Vernunft zu verehren, als er selbst als Mensch sie besitzt — oder sie ist ein Unsinn. Aber auch wieder jenen Sinn angenommen, so ist es nicht minder ein Unsinn, daß sehr vernünftige Wesen in ihrer Zusammenordnung ein weniger vernünftiges Wesen als jedes Atom ist, ergeben sollten, — wie ja der Mensch wäre, der mit unendlicher Mühe das All oder seinen eigenen Leib noch nicht nachdenken kann, während die Atome doch seinen Leib und das All vordenkend bereits ausgeführt haben.

In seinen Gesprächen über „Natur und Geist" führt Büchner die Erörterung bis in diese letzten Fragen nicht zurück — vielleicht, weil er „in allgemein verständlicher Form", wie er auf dem Titel sagt, schreiben wollte! Jedenfalls zeigt sich sein gottesgläubiger Wilhelm sehr bildungsbedürftig gegenüber dem Materialisten August, der viel mehr die Rolle eines Lehrers, als eines an Wissen gleich stehenden Freundes spielt. Jeder Leser dieser Gespräche will sich natürlich nicht dem schülerhaften Wilhelm gleichstellen, sondern schwingt sich sofort auf den erhabenen Standpunkt Meister Augusts — will sagen Louis Büchners; — so fängt man Mäuse!! — In Bezug auf unsere Frage giebt der gute Wilhelm zu: „ich kann mir allenfalls denken, daß ein Stoff oder ein Körper mittelst der ihm anhängenden (sic!) Kräfte ... einen einfachen chemischen Act begeht; aber ich kann mir nicht denken, daß z. B. der wunderbare Bau des Auges... durch Kräfte bewirkt sein könne, welche lediglich an dem Stoff selbst haften." Natürlich hat Meister August jetzt leichte Arbeit, ihm nachzuweisen, daß, wenn der chemische Act rein aus natürlichen Ursachen erklärt werden kann, beim Organismus derselben Erklärungsweise kein Hinderniß im Wege liegt. Aber der Knoten liegt nicht erst in der organischen, auch nicht erst in der chemischen, sondern schon in der mechanischen Verbindung: woher kommt es,

daß die Atome sich in ihren Eigenschaften derartig auf einander beziehen, daß alle diese Verbindungen in der unfaßbarsten Mannigfaltigkeit möglich sind?

Die Vernunft ist vor der Natur; und weil die Natur von ihr gesetzt ist, darum ist die Vernunft auch in der Natur; d. h. weil diese vernünftig angelegt ist, darum muß es in ihr auch ein vernünftiges Geschehen geben; darum kann es in ihr auch zu einem vernünftigen Wesen kommen.

Der Stand der heutigen Naturwissenschaft kann unmöglich den Stoff als in sich selbst seinen Grund habend, als ewig denken; er fordert vielmehr die Anerkennung des biblischen Satzes: der Stoff ist geschaffen. —

„Gott hat die Welt aus nichts geschaffen." Dieser Satz ist streng genommen nicht biblisch. Die Bibel lehrt nämlich 1. Mose 1, daß Gott die Welt geschaffen, aber nicht woraus. Erst der Hebräerbrief 11, 3 giebt eine genauere Bestimmung: „Durch den Glauben nehmen wir wahr, daß die Welten durch ein Wort Gottes gegründet sind, so daß das, was man siehet, geworden ist aus Nichterscheinendem;" „μὴ ἐκ φαινομένων." Gemäß dem Unterschied der griechischen Negationen οὐ und μὴ würden οὐ φαινόμενα Dinge sein, die (an dem Zeitpunkt oder unter den Umständen, wovon gerade die Rede ist) nicht in die Erscheinung treten; μὴ φαινόμενα dagegen Dinge, die ihrem Wesen nach nicht in die Erscheinung treten können. Die Dinge, aus denen die Welt nach dem Hebräerbrief hervorgegangen, sind also unsichtbarer Art, aber reale Existenzen; denn der Bibel besteht kein Gegensatz zwischen unsichtbar und real; sondern umgekehrt heißt es: „was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig," also höchste Realität — ein Satz, der dem Verständniß des Materialisten gar nicht fern liegt in seiner Weise; denn die „ewigen Atome" erscheinen nirgends; und wenn die Wissenschaft hoffen kann, auch die jetzigen Elemente noch weiter in ihre Elemente aufzulösen, so muß sie um so mehr die andere Hoffnung aufgeben, je zum „Schauen" des Ewigen, des Atoms zu gelangen. Wir sehn immer nur die zeitliche, vergängliche Erscheinung. Die Bibel geht noch um einen Schritt weiter zurück und verfolgt die Welt der Erscheinung bis

in den göttlichen schöpferischen Gedanken, in dem sie von Ewigkeit her Bestand hat. Wir vergleichen mit jenen μὴ φαινόμενα am besten die Platonischen Ideen: was ist, ist vorher in der Idee Gottes; der göttliche Gedanke ist das Urbild, von dem die Welt der Erscheinungen das Abbild ist; und wenn dieses Realität hat, so noch vielmehr das Urbild. (Mit diesen Sätzen hängt dann weiter die Logoslehre des Johannes, und die Lehre des Paulus von dem „Erstgeborenen aller Schöpfung" zusammen.) —

Es giebt für die Bibel keine höhere Realität, als Gott und sein Gedanke; die Realität der sichtbaren Welt ist erst abgeleiteter, d. h. geschöpflicher Art. Gott kann nicht eine der seinen gleiche Realität denken und schaffen; denn diese zweite Realität, die der ersten gleich, also auch ewig sein soll, müßte auch geschaffen sein; und es ist ein Widerspruch, daß das Ewige, d. h. das in sich selbst seinen Grund Habende geschaffen, d. h. gesetzt wird, indem es zu seinem Grunde ein Anderes erhält. Die höchste Realität kann nur eine secundäre, eine geschaffene Realität setzen. Das Höhere setzt das Niedere.

Der Schöpfungsbegriff hat sein Gegenstück in der materialistischen Idee, den Geist aus der Materie hervorgehen zu lassen. Wird einmal die Materie über den Geist gestellt, so muß sie auch vor dem Geiste sein; und es ist durchaus nicht auffallend, wenn die Materie den Geist producirt — das Höhere das Niedere; die Materie ist das Wesentliche, weil Ewige; der Geist ist die wechselnde flüchtige Erscheinung gewisser Aneinander-Lagerungen von Atomen; er ist secundär.

Wir werden nachweisen, daß die Behauptung, der Geist sei das Produkt der leiblichen Funktionen, kein Resultat der exacten Naturwissenschaft ist. Woher stammt denn diese Behauptung, dieser Glaube? Die Forschung läßt sich unbewußt von der Neigung des Menschen beeinflussen: was man wünscht, das glaubt man. Der Materialismus hat zu seinem Ursprung eine Scheu vor der Priorität des Geistes vor der Materie. Daß der Geist der Materie untergeordnet, ist nicht thatsächliches Resultat, sondern vielmehr Prinzip der naturwissenschaftlichen Forschung des Materialismus. — Wem es aber nicht zu stark ist zu glauben, daß die Materie

den Geist erschaffe, der braucht sich nicht als über Köhlerglauben zu verwundern, wenn andere Menschen glauben, daß der Geist die Materie erschaffe. „Der Stoff ewig und der Geist die wechselnde Erscheinung" und „Der Geist ewig, und die Welt die wechselnde Erscheinung." Hier steht zum mindesten Glaube gegen Glaube, Hypothese gegen Hypothese. Die exacten Resultate der Naturwissenschaft sagen darüber gar nichts aus; was aber diese exacten Resultate als logische Folgerung fordern, haben wir eben gezeigt: die Vernunft vor der Materie und als schöpferisches Prinzip der Materie. —

Capitel 7.

Die Weltentwickelung.

„Der Geist, dies Produkt der Materie, ist der Materie gegegenüber durchaus secundär," so lautet das materialistische Axiom. Will aber der Sensualist trotzdem dem Geiste den Vorrang über die Natur einräumen, indem er das Produkt der Atome höher stellt als diese, indem er vielleicht sogar den Geist als ihr Ziel anerkennt, auf das die Entwickelung der Natur hinarbeite, so verfällt er in eine Voraussetzung, die ihm etwa noch von den pantheistischen Kinderschuhen her übrig geblieben ist. Der Pantheist nämlich setzt die absolute Idee voraus, die sich schaffend in die Materie verliert und durch den Proceß der Weltentwickelung hindurch auf sich selbst abzielt, bis sie sich — in der pantheistischen Philosophie — wiedergefunden hat. Hier wird die Vernunft als principium anerkannt, und darum widerspricht die pantheistische Ansicht nicht dem logischen Grundgesetz, daß die Wirkung nicht größer sein kann als die Ursache. Der Materialist dagegen, der den Geist für höher achten will, als den Stoff und ihn doch nur die Wirkung des Stoffes sein läßt, erklärt die Wirkung für größer als die Ursache. Die richtige Consequenz — wie sie auch wirklich gezogen ist —

lautet: die Materie steht über ihrem Produkt, dem Geist; der Geist ist das Geringere. Es zeigt sich aber an solchen Inconsequenzen, wie der Materialist den alten Sauerteig des Pantheismus noch nicht verdaut hat. Der Pantheist weiß von einer nothwendigen Entwickelung der absoluten Idee, die sich selbst als ihren Wiederschein aus sich entläßt und Natur wird und durch die einzelnen Stufen der Natur im Menschen wieder zu sich selbst kommt. Hier wird wenigstens der Versuch zur Beantwortung der Frage gemacht, wie es kommt, daß überhaupt eine Entwickelung aus dem Niederen zum Höheren stattgefunden hat und stattfindet. Wie kommt es, daß die Atome nicht auf der niedrigsten Stufe ihrer Aneinanderlagerung — in Gasform etwa — verharrt sind? Es wird von materialistischer Seite geantwortet: „durch die Bewegung, in der sie sich befanden.“ Woher aber stammt diese Bewegung? Aus den Atomen unmöglich, da ja diese vielmehr die vis inertiae besitzen. Doch wollen wir die Bewegung gelten lassen und annehmen, daß diese nun physikalische und chemische Processe zwischen den Atomen eingeleitet hat. Dann fragt es sich weiter: wie ist die Natur auf die Stufe des organischen Lebens erhoben? Wieder durch die Bewegungen der Atome! Und wie bis zum Menschen hin? Wieder durch die Bewegung der Atome! Niemand aber kann behaupten, daß durch „die Bewegung des Stoffes“ die Atome nothwendig eine höhere Form ihrer Verbindung erreichen müßten; denn es erscheint ebensogut möglich, daß die Atome in fortwährender Bewegung auf derselben Stufe verharren, oder daß „die Bewegung“ sie auch auf eine niedrigere Stufe zurückführt; denn es ist durchaus nicht einzusehn, weshalb die Atome die höhere Ordnung ihrer Aneinanderlagerung festhalten müssen, weshalb sie diese nicht auch wieder verlieren können. Nun weist aber die Geognosie aus den verschiedenen Erdschichten und ihren Fossilien viele Entwickelungsreihen zwischen dem ersten organischen Leben sowohl in der Pflanzen- wie in der Thierwelt bis zur Existenz des Menschen hin auf. Und analog dieser unsrer Kenntniß von der verhältnißmäßig so kleinen Erde werden wir schließen, daß eine ähnliche Entwickelungsreihe vom Niederen zum Höheren auch von dem ersten gasförmigen Zustande des Erdkörpers an bis zur Vollendung seiner Struktur

stattgefunden, und daß die anderen Weltkörper wieder ähnliche Entwickelungsreihen wie unsre Erde — ein jeglicher nach seiner Art — werden aufzuweisen haben. — Wie erklärt der Materialismus diese überall und immer geschehene Entwickelung des Höheren aus dem Niederen? Durch den Zufall! Freilich hören wir, daß z. B. die Bildung der ersten Zelle des ersten Organismus nur habe vor sich gehen können unter eigenthümlichen (nicht nachweisbaren) Bedingungen. Aber damit ist nichts erklärt; denn diese „eigenthümlichen Bedingungen" sind selbst wieder nur durch die Bewegung der Atome zu Stande gekommen — durch den Zufall! — Es ist die collossalste Zufallshypothese, die sich ersinnen läßt: zufällig lagern sich Aetheratome (denn auch auf diese muß sich natürlich der Zufall erstrecken) so aneinander, daß Licht entsteht; zufällig ponderable Atome zu Säuren und Basen; zufällig Basen und Säuren zu Salzen, zufällig zu Steinen, zu Pflanzen, zu Thieren, zu Menschen, zu Fixsternen, zu Planeten, kurz zu allem Möglichen. Der Zufall, der große Hexenmeister, steht auf der Bühne, frei mit entblößten Armen, damit das Publikum sehe, daß nichts hinter der Decke, sondern allein die außerordentliche und noch nie dagewesene Geschicklichkeit des großen Meisters Alles hervorzaubert — nach Belieben des Publikums. An diese Zufallshypothese zu glauben, übersteigt die Leistungsfähigkeit des Glaubens aller Gläubigen zusammengenommen. Der Materialist glaubt an diesen Zufall nicht wegen der zwingenden Nothwendigkeit der naturwissenschaftlichen Thatsachen, sondern trotz ihrer. Die Macht der exacten Resultate steht auf Seiten der Bibel gegen den sensualistischen Aberglauben. —

Daß die Materialisten die aufwärtssteigende Naturentwickelung, sobald nur die erste Bewegung zugegeben wird, für ihren Glauben in Anspruch nehmen, und daß ihre Gegner den gewaltigen Widerstreit dieser Naturentwickelung gegen die materialistische Ansicht vielfach nicht merken, hat darin seinen Grund, daß unsre Augen noch zu sehr von den Lehren des Pantheismus gehalten werden; wir haben uns gewöhnt, von einem gegebenen Anfange aus auch sofort die Entwickelung zuzugeben. Aber im Munde des Materialismus, dem die Welt nur eine zufällige Aneinanderlagerung der Atome

ist, sind nicht nur die Worte: „Ziel und Zweck," sondern auch die Worte: „Entwickelung, Höheres und Niederes" ein Unsinn. — Der Materialismus verwirft jede teleologische Naturbetrachtung principiell. Doch läßt sich leicht eine starke Blumenlese aus materialistischen Schriften zusammenstellen, welche nachweist, daß die Materialisten dennoch nicht umhin können, den Zweckbegriff zu Grunde zu legen, also auf pantheistischen und theistischen Standpunkt zurückzufallen. Nur ein paar Beispiele aus einem Abschnitt, der gerade den Zweckbegriff todt machen soll!

In „Natur und Geist" von Büchner spricht Meister August von „einem sich in sich selbst vollendenden Naturlauf." Wenn er sich vollendet, so hat er ein Ende, und wenn dies Ende auch im Kreise des ewig gleichen Naturlaufs läge; vollendet er sich, so hat er ein Ziel, so muß er diesem Ziel gemäß handelnd gedacht werden. In demselben Zusammenhang sagt August: „Die Resultate der neueren Naturforschung lehren uns als letzten Urgrund alles Seins eine gewisse Summe kraftbegabter Stoffe kennen, welche, angeregt durch ein Princip der Bewegung und geleitet durch ein solches der Form, durch ein gegenseitiges bewußtloses Spiel die Welt erzeugen." Wo aber von „Principien" von „Leitung" die Rede ist, muß es ein Ziel dieser Leitung, eine Folge, die in dem Prinzip als Zweck ideell enthalten ist, geben; eine Leitung ohne Ziel und ein Prinzip ohne Idee ist ein Unsinn. — Und einige Seiten weiter spricht — wieder nicht der gute Wilhelm, sondern Meister August — gar davon, „daß das Handeln der Natur ein . . . nach einem bestimmten ihr einmal vorgeschriebenen Formalismus vor sich gehendes ist." Hier hören wir gar von Bestimmung und Vorschrift reden! Was brauchen wir mehr? Seine Sprache verräth auch den Materialisten Büchner als einen Menschen gleich wie wir, der trotz alles Sträubens an den Zweck gebannt ist.

Mit dem Zweck und Ziel ist aber auch die Unterscheidung von Höherem und Niederem, die Entwickelung innig verwandt. Denn diese Unterscheidung setzt ein Maß voraus, an dem das Höhere als Höheres erkannt wird; also eine Idee, der das Höhere in vollkommenerem Grade entspricht, als das Niedere; sofort sind wir

wieder angelangt bei dem, was sein soll, dem Zweck, dem Ziel, auf das losgearbeitet wird. Jenes Maß aber ist in der Natur nicht gegeben; denn die Atome sind das Ewige, das Wesenhafte, und jede vorübergehende Aneinanderlagerung, jedes „Spiel der Atome hat offenbar dieselbe Berechtigung mit jedem vorhergegangenen und mit jedem folgenden; denn es ist nur „ein Spiel"; sein Werth kann nicht nach dem zufälligen Eindruck geschätzt werden, den dies Spiel gerade auf den Menschen macht; — dies wäre ein rein subjectiver Maßstab. Mit einem Höheren und Niederen hat die Natur an sich nichts zu thun; ihr gilt es nur um irgend welche Existenz. Der Materialist muß consequent erklären: ich weiß nur, daß die gegenwärtige Art der Atomverbindung die gegenwärtige Welt der Erscheinung ist, und daß früher die Atome sich anderweitig zu andern Wesen aneinandergelagert haben. Das ist das Resultat seiner geologischen Studien. Eine Vergleichung beider darf er sich nicht erlauben, wenn er nicht einen durchaus subjektiven, ideellen, mit der Klarheit des Materialismus nebelhaft streitenden Maßstab anlegen, etwa die gegenwärtige Welt der Erscheinung für das Höchste erklären will, dem gegenüber die vorigen Atomverbindungen weniger berechtigt, ja nur Vorstufen gewesen sind. Wenn die Naturwissenschaft bei ihren Untersuchungen (wozu sie ihr gutes Recht hat) die Frage nach dem Zweck bei Seite läßt und nur das Gesetz des Geschehens erforschen will, so muß sie auch die Frage nach dem Niederen und Höheren beseitigen, bei der nackten Thatsache des So- oder Anders-seins stehn bleiben, und alles Uebrige andern Wissenschaften überlassen.

Zweckmäßiges Geschehen, eine Entwickelung zur Erreichung eines bestimmten Zieles, tritt dem materialistisch afficirten Menschen überall in der Natur entgegen. So stellt Ulrici in seiner Schrift „Gott und die Natur" einige frappante Thatsachen zusammen: „Die Milch der Mutter fließt gerade zu der Zeit, in der das Bedürfniß ihres neugebornen Kindes es verlangt. Die Zähne, die dem Säugling überflüssig und der Mutter schädlich wären, wachsen nicht eher, als bis die Entwickelung des Kindes eine kräftigere, compactere Nahrung erheischt. Die Geburt aller Thiere, die von einer bestimmten, nicht stets vorhandenen Nahrung leben, fällt genau in diejenige Jahreszeit,

in welcher gerade die Pflanzen, die zur Ernährung der Jungen nothwendig sind, aufwachsen oder ihre Blüthezeit haben. Obwohl oft die erste Entstehung des Thieres, oder die nöthigen Vorbereitungen zur Geburt desselben, z. B. die Eierlegung und der Larvenzustand vieler Insecten, zu einer ganz anderen Zeit stattfinden, und das Keimen der Nahrung des Thiers durch Witterungsverhältnisse und andere Umstände ungewöhnlich aufgehalten wird, so schlüpft doch das Thier nie eher aus, als bis die Mittel seiner Subsistenz vorhanden sind. Ebenso weist die Geologie in der gesammten Erdentwickelung auf ein zweckmäßiges Geschehen hin, ebenso wie alle Zoologie und Botanik."

Aber der Zweckbegriff läßt sich, wie die Freiheit, Niemandem andemonstriren; denn es könnte das augenscheinlich zweckmäßigste Geschehen vorliegen, und dem gegenüber doch die Behauptung aufgestellt werden, daß es so hätte geschehn *müssen* und daß, was wir als Zweck bezeichnen, das zufällige oder — was im materialistischen Sinne gleichbedeutend — das nothwendige Resultat der Aneinanderlagerung der Atome sei. Selbst in seinem eigenen Thun können wir dem Materialisten die Zweckmäßigkeit seines Thuns nicht nachweisen. Der Geist ist ihm Produkt der leiblichen Funktionen, d. h. das Produkt einer bestimmten Aneinanderlagerung der Atome, die, sobald ihre Lage sich verändert, einen andern Gedanken erzeugen. Daß sich hierunter auch zufällig der Gedanke des Zweckes befindet, mag auffallend und einer Erklärung bedürftig sein. Aber was kümmert sich der Materialist von Profession darum? Er hat sich sein εστι auf den Tisch geschrieben und nimmt auch den Gedanken des Zwecks mit in den Kauf: dieser ist nothwendige Folge der Atomverbindung. Und wenn der Materialist sich den Zweck setzt, die materialistische Lehre zu beweisen, so weiß er recht gut, daß seine vermeinte zweckmäßige Thätigkeit eine reine Täuschung ist, und daß die Aneinanderlagerung seiner Gehirnatome — des Phosphors nicht zu vergessen — zufällig nothwendig ohne Zweck diese Gedankenarbeit hervorbringt, die einen Zweck zu verfolgen nur *scheint*.

Der Zweckbegriff liegt nicht in der Natur, er liegt im Geiste; er ist eine Denkform. Ob diese Denkform der Wirklichkeit entspricht, oder eine Täuschung ist, das mag Jeder glauben nach

Gutdünken! Aber man sage uns nicht, daß die Entdeckungen der Naturwissenschaft den Zweckbegriff aus der Welt der Wirklichkeit in das Reich der Täuschung verweisen. Die Naturwissenschaft ist hieran vollkommen unschuldig. Nur der materialistische Glaube bringt eine schreiende Disharmonie hervor zwischen den Denkformen und der Wirklichkeit: die Denkformen täuschen; wozu dann noch das Denken? Man würde es aufgeben, wenn es in unsrer Macht stände, wenn nicht der Stoffwechsel das Denken leider nothwendig in uns erzeugte. Aber man muthe dann auch andern Leuten nicht zu, die Gedanken der Materialisten selber, diese Produkte der blinden Atome, für etwas anderes als wahrhaftige Hirngespinste zu nehmen. Das Wort „Verstand" behält bei ihnen nicht mehr seine alte Bedeutung; sondern was man früher Unverstand nannte, nemlich den Widerspruch des Anschauens und Denkens mit der Wirklichkeit — dieser Widerspruch, perpetuirlich, ist der Verstand: die Grundformen unsers Verstandes sind eben der Grund, daß wir nichts verstehn. — Die Bibel dagegen und der gesunde Menschenverstand lehren an die Harmonie der Denkformen mit der Wirklichkeit glauben.

Der Gedanke der Weltentwickelung, der mit Nothwendigkeit zu dem Zweckbegriff und dem Zweck setzenden Gott hinführt, engt den Materialismus ein; denn in der Weltentwickelung herrscht ein Uebersinnliches über dem Sinnlichen, und die Materie verliert ihre Absolutheit, sie sinkt zum Secundären herab. Solange der Materialismus von Welt- und Erdentwickelung spricht, solange ist er inconsequent. Seine Consequenz treibt ihn, die Welt in ihrem gegenwärtigen Bestande für ewig, für stabil zu erklären, sie treibt ihn zur Stabilitätstheorie. —

Nicht wir ziehn dem Materialismus diese Consequenz, er hat sie bereits selbst gezogen in einer der wenigen aus dem Kreise unsrer heutigen materialistischen Produktionen hervorgegangenen Schriften, welche die Frage prinzipiell und scharf erfassen und philosophisch wirklich brauchbare Gedanken liefern. Wir meinen die „Neue Darstellung des Sensualismus" von H. Czolbe. Hier erst ist die teleologische Naturbetrachtung wirklich überwunden, aber um welchen Preis! Nachdem Czolbe zuerst kurz und bündig den Naturforschern den Glauben, „daß sie ohne irgend eine vor-

gefaßte Meinung aus ihren sinnlichen Wahrnehmungen Begriffe, Urtheile, Schlüsse bilden," als „Selbsttäuschung" vorgeworfen hat, macht er nun mit dem materialistischen Prinzip, alles, aber auch alles Uebersinnliche rein auszufegen, entschieden Ernst, wenngleich auch er noch nicht die letzte Consequenz zieht. Er verwirft deshalb „die Annahme eines neuen Stoffes oder einer neuen Kraft" und will nur „eine neue Analyse und Zusammenstellung oder Combination des bekannten empirischen Materials" gelten lassen. Er will Alles „eliminiren, was an sich oder durch seine eigene Beschaffenheit nicht wahrnehmbar oder übersinnlich" sein soll. Er verwirft deshalb nicht blos die Annahme einer Seele und einer Lebenskraft in den Organismen, sondern auch die Aetheratome. Aber auch die Entstehung einer organischen Zelle aus anorganischem Stoff geht weit über jede sinnliche Erfahrung hinaus (er erkennt keine generatio originaria in der Jetztzeit an); sie ist durchaus unvorstellbar und würde uns zu Uebersinnlichem führen; — ebenso (und in noch höherem Grade) die Entstehung der Welt aus dem Chaos der Atome, die erste Bewegung u. s. w.; ebenso (und im höchsten Grade) die Entstehung der Atome selbst. Er nimmt deshalb durchaus consequent das Prädikat der Ewigkeit nicht blos, wie der gedankenlose Materialismus thut, für die Atome in Anspruch, sondern ebenso sehr für alle Himmelskörper und für die Erde; ewig sind auch die Krystallformen und die Organismen. — Mit diesem kühnen Sprung ist er über alle Schwierigkeiten, die das „Woher?" dem denkenden Menschen macht, glücklich hinweg. Woher diese Welt, woher die Anordnung der Himmelskörper, woher die Gestaltung der Erde, woher das wunderbare Anschließen der Körperchen zu Krystallen, woher der noch wunderbarere Bau der Organismen? Alle diese Fragen sind ganz ungehörig. Jeder, der den Versuch zu ihrer Beantwortung wagt, verfällt unrettbar dem Uebersinnlichen. Wer das Uebersinnliche mit Stumpf und Stiel aus der Welt ausrotten will, muß die gegenwärtige Weltgestaltung für stabil, für ewig erklären. So schwebt Czolbe über allen Hypothesen von der ungeheuren Gaskugel, von der Urzeugung der Organismen, von der Entstehung der Pflanzen- und Thierarten, von der Entstehung der Menschen und dem Ursprung der Menschen-

racen: sie sind da und sind ewig da gewesen. Er weiß seine Theorie mit scharfsinnigen Gründen zu stützen und die aus der Natur hergenommenen Gegenbeweise zu widerlegen. Seine naturwissenschaftlichen Gründe zu prüfen, ist hier unsre Sache nicht; wir haben es mit seinem philosophischen Standpunkt zu thun. Er schlägt die Hände zusammen über Leute wie Vogt und Moleschott, die Materialisten sein wollen und doch z. B. die Theorie von der Urzeugung der Organismen aus anorganischer Materie vertheidigen, welche — wie Czolbe sehr richtig bemerkt — „ohne die übersinnlichen typischen Kräfte oder Ideen der Organismen nicht stattfinden kann.“ „Consequenter Sensualismus und Kosmogonie sind unvereinbar.“ Er formulirt daher die Frage der Zukunft dahin: „nicht ob Mosaische Schöpfungsgeschichte oder die Kosmogonie der Geologen, ob Neptunismus oder Vulkanismus; vielmehr ob Kosmogonie oder Stabilität der Weltordnung — eine Grundfrage, über welche sich heute die Materialisten ohne tieferes Nachdenken hinwegsetzen.“

Sehr richtig!

Aber in der That bezeichnet die Stabilitätstheorie doch nur die Verzweiflung an allem Begreifen und Erklären der Welt; denn alles Begreifen geht auf den näheren oder entfernteren Grund der Dinge zurück. Czolbe selbst erklärt „die Vorstellung von der Ewigkeit der Weltordnung“ für „die Vorstellung des reinen Thatbestandes“, d. h. mit andern Worten: was wollen wir uns den Kopf zerbrechen! Die Welt ist, wie sie ist und was sie ist. Damit ist alles Fragen gründlich todtgeschlagen, und der ungestüme Drang des Menschen, in das Wesen der Dinge einzudringen, zum Schweigen gebracht. — Aber damit ist auch der Wissenschaft das Todesurtheil gesprochen; der Mensch ist fortan vom Wissensdrang geheilt. Zum Forschen treibt ihn nur noch vielleicht das Streben, die Welt sich nutzbar zu machen: die Welt, wie sie ist. Der Mensch giebt die Sisyphusarbeit des Begreifenwollens auf.

Hier ist im Prinzip der gemeinen Sinnlichkeit, die ein Czolbe freilich vom Sensualismus fern halten will, Thor und Thür geöffnet: der Mensch verlernt nach Grund und Ziel zu fragen, verlernt das „Woher und Wohin.“ Er verliert die Vergangenheit

und die Zukunft, es bleibt ihm nur der Augenblick, das Heute. Czolbe mag sich mühen, wie er will, in die ideenlos d. h. entwicklungslos, stabil gemachte Welt ein Surrogat von Idee und Ideal durch ein Hinterpförtchen für den Menschen wieder einzulassen — er wird selber inconsequent. Er hat nur die Consequenz des theoretischen Materialismus gezogen: die Welt ist ein unbegreifliches Räthsel, es läßt sich über sie weiter nichts sagen, als daß sie ist. Der Materialismus hat hiermit die Selbstkritik seiner Theorie vollzogen.

Aber selbst diese Auffassung kann doch nicht völlig alle Entwickelung in der Welt leugnen, in der — Menschheit! Mag diese auch von Ewigkeit her unentwickelt auf der äußersten Stufe der Selbstbewußtlosigkeit verharrt sein — augenscheinlich hat sie doch seit c. 6 Jahrtausenden eine bedeutende Entwickelung durchgemacht. Hier erkennt auch Czolbe eine Perfectibilität an; er sucht sie freilich auf ein geringstes Maß einzuschränken; aber doch ist an einem Punkt die Stabilität der Welt durchbrochen — wenn auch auf dem geistigen Gebiete. Aber der Geist soll ja nichts anderes als Materie sein; also erscheint doch das Produkt der Materie, und damit die Materie selbst, fortschritts- und entwicklungsfähig. Der Menschengeist macht auch hier wieder einen Strich durch die Rechnung; wäre er doch aus der Welt! Ja: „sucht nur den Geist herauszutreiben!“

Capitel 8.

Fortsetzung. Die Lyell'sche Hypothese.

Die Naturforscher nehmen, mit wenigen Ausnahmen, eine Entwickelung der Erde, der Welt an, in Uebereinstimmung mit der Bibel, die mit der Entwickelung Ernst macht und ihr ein Ziel, einen Zweck setzt, um deswillen alles Frühere geschieht: es ist der Mensch.

In welcher Art hat die Entwickelung stattgefunden? Diese Frage zu beantworten ist die Naturwissenschaft fast nur auf die Erde angewiesen; kaum anders als durch Analogie kann sie auf eine Entwickelung des Sonnensystems, des Alls schließen.

Noch heut zu Tage scheint das Innere der Erde glühend heiß zu sein; es deuten darauf die Vulkane, die heißen Quellen und die mit wachsender Tiefe steigende Wärme. Man schließt daraus, daß ehedem die ganze Masse der Erde feurig flüssig war. Mit der Abkühlung bildete sich eine Kruste, die durch ihre Contraktion einen Druck auf das Erdinnere ausübte, so daß sie Risse erhielt, die flüssige Masse hervordrang und die ersten Unebenheiten sich bildeten. „Welcher Art die ersten festen Felsmassen der Erdrinde waren," sagt Rolle, „ist jetzt kaum noch zu ermitteln, doch nimmt man allgemein an, daß ein Theil der Granite und granitartigen Gesteine ener ältesten Epoche fester Gebilde angehören; sie mögen allerdings damals von anderer Beschaffenheit, als sie sich jetzt darbieten, gewesen sein." Bei weiterer Abkühlung der Erdrinde mögen die ersten organischen Wesen erschienen sein, von denen jedoch keine Spur erhalten werden konnte. — Mit dem ersten Niederschlage von Wasser auf der erstarrten Erdrinde begann (im Gegensatz zu den bisherigen vulkanischen Gebilden) die Bildung einer neuen Art, der neptunischen Schichten; Zertrümmerung des alten Gesteins durch Verwittern an Luft und Wasser, sowie weitere Niederschläge von Wasser bildeten fernere Schichten. Von diesen neptunischen oder geschichteten Ablagerungen sind die von feinerem Korn besonders geeignet zur deutlichen Erhaltung organischer Wesen, während die von gröberem Gesteinschutte häufig gar keine Fossilien führen. — Diese Fossilien, die einen Fortschritt der Thier- und Pflanzenorganismen zu den jetzigen Gebilden hin anzeigen, erzählen von dem Leben früherer Erdperioden; und man hat nach ihnen im Zusammenhang mit den Gesteingebilden eine Primär-, Secundär-, Tertiär- und endlich Quarternär-Formation unterschieden, jede mit vielen Unterabtheilungen.

Ueber die Art und Weise, wie die eine Formation der früheren gefolgt ist, sind die Ansichten der Geologen in ein großes Schwanken gerathen, ohne daß bis heute die Frage als entschieden

gelten könnte. — Früher nämlich nahm man allgemein Katastrophen an, durch die das Aussehn der Erde und ihre Flora und Fauna eine neue Gestalt erhielt, so daß die Perioden über die ganze Erde hin streng von einander geschieden waren. Diese Katastrophen unterbrachen gewaltsam den voranschreitenden Entwickelungsgang des Pflanzen- und Thierlebens und bezeichneten einen Fortschritt nur insofern, als sie eine neue Schicht absetzten, worauf von neuem eine Pflanzen- und Thierwelt entstehn mußte; bis endlich mit der Erscheinung des Menschen die Zeit der Ruhe, des Gleichgewichts, gleichsam ein siebenter Tag, ein Sabbath eintrat.

Diese Katastrophen der mit sich selbst gigantisch ringenden und ihre eigenen Gebilde in gewaltigem Entwicklungsdrang zerstörenden Erde, die, unzufrieden mit sich selbst, das Werk auf einer höheren Stufe wieder begann, — diese Katastrophen hatten für die Phantasie etwas Imposantes. Man hat sie auch mit der Bibel in Einklang zu bringen gesucht; das tohu wabohu schien diese Auffassung zu begünstigen: die Erde schien immer neue Anläufe zu nehmen, aus dem Zustande der Verwüstung, in den sie durch Satan gestürzt sein sollte, sich unter der gestaltenden Hand Gottes emporzuarbeiten. Die ersten Schöpfungstage mußten besonders stark herhalten, um Alles aufzunehmen, was man sonst nicht unterbringen konnte. Und doch blieb des Eckigen noch gar viel stehn. Wir übersehn hier vorläufig, daß von diesen Revolutionen und ihren untergegangenen Pflanzen- und Thiergeschlechtern die biblische Urkunde einmal nichts sagen will; an dieser Stelle ist unser vornehmster Einwand: wie ist mit diesen tobenden und zerstörenden Elementen der erhabene Schöpfungsfriede verträglich, der über dem Mosaischen Berichte wie ein zarter Duft ausgebreitet liegt? Aus dieser Schöpfungsgeschichte heraus fühlen wir nicht sowohl den Fuß Gottes, unter dessen Tritt die Erde erbebt und in sich selber sich umwühlt; in dem Lapidarstil jener Erzählung fühlen wir Gottes Hand, mit Segen gefüllt, die sich auf die Erde legt, um von Stufe zu Stufe höheres Leben in ihr zu wecken. — Das ist ein religiöser Grundzug des Schöpfungsberichtes. Mit ihm steht die Katastrophen-Theorie in schroffem Wider-

streit; sie giebt uns für den hoffnungsschwangeren Frieden eines anbrechenden Sommermorgens die Stürme einer Aequinoctialnacht. —

Da beginnt nun neuerdings eine Erdentwicklungstheorie sich Bahn zu brechen, welche die bibelfeindlichen Katastrophen beseitigt und zu dem Grundton des biblischen Schöpfungsberichtes zurückkehrt. — Wenn nemlich die geologischen Schichten aus Revolutionen zu erklären wären, die den ganzen Erdball ergriffen hätten, so müßte auch ihre Wirkung an den einzelnen Stellen der Erde durchaus gleich sein; es müßten sich überall dieselben Lager und in derselben Reihenfolge finden. Das ist aber keineswegs der Fall, nicht für einen einzelnen Erdtheil, auch nicht einmal für einen größeren Landstrich. So sagt Rolle: „Viele dieser Abtheilungen lassen sich mit großer Uebereinstimmung der Gesteinsbeschaffenheit und der organischen Einschlüsse über ausgedehnte Landstrecken verfolgen; andere ändern mit der geographischen Entfernung mannigfach ab und sind dann mit gleich alten Gebilden anderer Theile der Erde nur schwierig in Beziehung zu bringen. So bieten namentlich die meisten geschichteten Gebilde der deutschen, so wie auch der Schweizer Alpen ganz eigenthümliche, von den Ablagerungen der nördlicheren Länder abweichende Charaktere und haben dadurch der wissenschaftlichen Durchforschung um Jahrzehnte länger widerstanden." Und Volger sagt über die Alpenformationen: „In den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts hielt man die Gebirgsschichten der Alpen großentheils für Urgebirge, welches beiderseits neben den höchsten Ketten von breiten Erstreckungen der Uebergangsgebirge begleitet sei. . . . Groß war die Ueberraschung, als 10 Jahre später durch die Entdeckung der unzweideutigsten Beweise eines tertiären Alters für gewisse Schichten, welche die höchsten Gipfel auf der Grenze von Wallis und dem Bernerischen und Waadtländischen Oberlande bilden, die Reihe zahlloser neuer Untersuchungen eröffnet ward, in Folge deren heutigen Tages für erwiesen anzunehmen ist, daß nur in den Oesterreichischen Alpen geringe Spuren wirklicher, ihrem Alter nach denen des Taunus und des Harzes vergleichbarer Uebergangsschichten zu Tage treten, Urgebirge aber gänzlich fehlen."

Die Umwälzungen der Erde tragen also einen local beschränkten Charakter. Es ist dann auch nicht nöthig, die Organismenwelt des festen Landes, zum Theil auch die des Meeres, bei jeder Revolution erst völlig untergehn und dann wieder neu entstehn zu lassen; sondern es findet ein allmähliger Uebergang aus einer Periode in die andere statt. Und dieser liegt auch wirklich in den Fossilien der Erdschichten vor: zwischen Flora und Fauna zweier aufeinander folgender Erdschichten besteht keine absolute Trennung, sondern einzelne Arten, bald mehr bald weniger an Zahl, erhalten sich aus der ersten in die folgende Periode hinein. —

Allerdings — wie es zu geschehen pflegt — der Rückschlag gegen die Katastrophen-Entwickelung ist in das Extrem verfallen und stellt Behauptungen auf, die mit den einfachsten Betrachtungen nicht stimmen. Es ist vorzüglich der Engländer Charles Lyell gewesen, der diese Richtung begründet hat. — Lyell springt, ohne durch die örtlich beschränkten Entwickelungen dazu im Geringsten genöthigt zu werden, zu der Behauptung über, daß allein die noch heute thätigen Ursachen (existing causes) alle geologischen Erscheinungen hervorgerufen haben. Sie sind von den ältesten Epochen der Erdbildung an thätig gewesen, und aus ihnen müssen sich alle Verhältnisse, welche das Innere unsrer Gebirge darbietet, erklären lassen. Lyell fordert, um aus ihnen den gegenwärtigen Zustand der Erde ableiten zu können, nur lange, unsre gewöhnlichen Maße weit überschreitende Zeiträume. „Kräfte anderer Art als die heutigen sind zu keiner Zeit auf Erden thätig gewesen.“ Man kann ihm diese Sätze ohne Weiteres zugeben; der christliche Glaube widerstreitet ihnen nicht; freilich legt er ihnen einen ganz anderen Sinn unter, als Lyell es thut. Er will den lebendigen Gott aus der Schöpfung herauseliminiren; er erkennt ihn nicht in seiner gegenwärtig wirksamen Macht an; für diesen Standpunkt wird Gott allerdings auch als Schöpfer bald gleichgültig und überflüssig. Und gerade dieser Umstand hat bei der materialistischen Seite der Naturforscher jener Theorie einen großen Anhang gewonnen. Dem christlichen Glauben aber ist die gegenwärtige Weltordnung in ihrem Bestehen und in ihrem Fortschreiten unbegreiflich ohne die regierende Kraft Gottes. Und deshalb können wir uns „Kräfte

anderer Art als sie heute noch thätig sind," auch nicht in früheren Weltzeiten wirksam denken. Gott wirkt heute und hat von Anfang an gewirkt. — Das ist die Einheit und zugleich der Fundamentalunterschied.

Was aber die Frage nach der gleichen Wirksamkeit der erschaffenen Kräfte von einst und jetzt angeht, in dem Sinne, ob die Kräfte noch heute nach denselben Gesetzen wirksam sind, so ist auch diese Frage vom Standpunkt der Bibel aus, nach deren Zeugniß Gott aus dem einmal geschaffenen Stoff alle Stufen der Naturordnung hervorruft, unbedingt zu bejahen. Aber — was Lyell übersieht — die Kraft hängt in dem Umfang ihrer Wirksamkeit von den Umständen ab: und wie sich diese ändern, so ändert sich auch die Wirksamkeit der Kraft. Der Magnet besitzt wohl die Kraft Eisen anzuziehen; ob diese Kraft aber irgend eine Wirksamkeit äußert, hängt davon ab, ob durch Magnetismus afficirbare Körper in die Nähe des Magnetes kommen. — Weil die Lyellsche Geologie diese einfache Wahrheit vergißt, darum verfällt sie auf die sonderbarsten Behauptungen. So findet noch jetzt eine sehr langsam vor sich gehende Hebung oder Senkung von Küstenland statt. Nach diesem selben Zeitmaße sollen auch von jeher Länder gesunken und vom Meere bedeckt, Meeresboden gehoben und Festland geworden sein. Im Lauf der Jahrtausende hat sich dann das erstere Land, das Meeresboden geworden, wieder gehoben; die Reste der einst auf ihm lebenden Flora und Fauna sind in den neuen Meeresablagerungen begraben, und jetzt bevölkert sich das Land mit der inzwischen anders gestalteten Welt der Organismen aus den benachbarten Ländern, und bei einer zweiten Versenkung werden deren Reste in einer neuen Schicht über jener alten abgelagert; so bilden sich die kleinen Unterabtheilungen jener Hauptformationen der Erde. — Natürlich reichen bei solchen Aufstellungen für die Geschichte der Erdbildung keine Millionen Jahre mehr, sondern es geht tief in die Billionen hinein. —

Gegen solche Theorien zeugt jeder Menschenleib, der in den neun Monaten, ehe er zur Welt kommt, von der einfachen Zelle aus ein Viertel seiner nachmaligen Größe erlangt hat, wogegen er zum zweiten Viertel drei Jahre, zum dritten sechs und zum letzten Viertel zwölf Jahre gebraucht. Wenn wir nie die Entwickelung eines

Menschenleibes beobachtet hätten und lernten ihn nur auf der Stufe des erwachsenen Alters mit seinen sehr allmähligen Veränderungen kennen, so würden wir die Zeit, die der Leib bis zu seinem Vollwuchs ungefähr um das zwanzigste Jahr gebraucht hat, nach Lyellscher Theorie auf mehrere Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende berechnen. — Die Geologie selbst nimmt eine Zeit an, wo die Erde noch eine glühende Kugel war; sie weiß von einer andern Zeit, wo ein vielleicht tropisches Klima sich über den ganzen Erdboden ausbreitete, und von einer andern, wo große Länderstrecken in Eis begraben lagen Setzt das nicht eine ganz andere Wirkungsweise der Kräfte voraus, als die heutige? läßt sich das Tempo, in dem damals die Entwickelung vor sich ging, nach dem Tempo bemessen, das sie jetzt einhält? Wird nicht mancher Fluß in früheren Jahrtausenden hundert und tausendmal mehr Schlamm mit sich geführt haben, als jetzt? Wird nicht die Schnelligkeit des Baumwuchses in früheren Erdperioden unter anderen Bedingungen auch eine ganz andere gewesen sein?

Gegen solche auf der Hand liegende Thatsachen läßt sich die Annahme von Billionen Jahren der Erdentwickelung nur begreifen, wenn man die Vernunft vor der Natur und in ihr leugnet, und wenn man keinen besseren Zweck für die Erde weiß, als den, daß sie eben existirt — gleichgültig wie, — wenn man die Welt für nichts nütze, für nichtsnutzig hält; — der Nichtsnutzige hat immer Zeit. Dann hätte sie freilich in Aberbillionen Jahren und in Ewigkeit ebenso gut auf ihrer ersten Entwickelungsstufe verharren können.

Unmöglich konnte sich die Lyellsche Theorie allgemeine Geltung erringen. So hat z. B. der große Geologe Elie de Beaumont unter Anerkennung ihres Wahrheitselementes die Lyellsche Theorie bereits überflügelt. Nach diesem wird die Gleichaltrigkeit der Gebirgsketten an ihrer gleichen Richtung erkannt und sind sie durch großartige, plötzliche und über weite Erdtheile sich erstreckende Katastrophen entstanden, die sich jedoch nicht gleichzeitig über die ganze Erdoberfläche ausdehnten. Hier ist ein Einlenken zu der richtigen Mitte zu spüren: locale Katastrophen, aber eine im Ganzen stetig fortschreitende Entwickelung.

Und selbst ein Materialist wie Rolle erkennt es an, wie viele gewichtige Einwände gegen die Lyellsche Theorie stehn; er erkennt es an, daß es sich bei ihr nur um den „Grundsatz der vorigen und unveränderlichen Naturkräfte“ — sagen wir um die Gottesscheu — handelt, der zu Liebe man sich die Lyellsche Theorie recht gern gefallen läßt. Aber trotz dieser Anerkennung wird doch die Berechnung über das Alter der Erdschichten und der Erde nach Lyellschem Axiom angestellt, als ob dies wohlbewiesen und unerschütterlich feststände; und das große Publikum staunt die heroischen Männer an, die mit Billionen Jahren um sich werfen. Wer wie Rolle anerkennt, daß „dem Grade nach“ das Spiel der die Erdoberfläche umwandelnden Kräfte ein verschiedenes war, der hat bereits das Lyellsche Axiom überwunden und hat kein Recht mehr, auch nur ein Kartenhaus auf alle jene darauf gegründeten Berechnungen zu bauen. Aber freilich: mit ihnen fällt die geologische Voraussetzung der Darwinschen Hypothese von der Entstehung der Arten zusammen; diese ist die Krone der Lyellschen Hypothese, und um ihretwillen muß auch diese festgehalten werden!! —

Jedenfalls ist die alte Katastrophen-Theorie wissenschaftlich als beseitigt anzusehen. Die neueren geologischen Entdeckungen bestätigen nicht blos den allgemeinen leitenden Gedanken der Bibel, daß die Welt nicht in ihrer gegenwärtigen Ordnung unmittelbar aus der allmächtigen Hand Gottes hervorgegangen, sondern eine Entwickelung aus dem Niederen zum Höheren durchgemacht hat; sie bestätigen auch ein religiöses Motiv der biblischen Schöpfungsgeschichte: daß die Entwickelung im Ganzen einen ruhigen Verlauf genommen hat. Es verschwindet das ruhelose Zerstören der schon höher organisirten Geschöpfe, und das unaufhörliche Wiedervonvornanfangen in der Entwickelung wird klar und ruhig.

Capitel 9.

Die Stufen der gegenwärtigen Naturordnung.

Wie verhält sich nun aber im Einzelnen die Entwickelungsgeschichte der Erde, welche die Geologie vor unsern Augen aufrollt, zu der Entwickelungsgeschichte, wie sie das erste Capitel der Bibel angiebt? — Wir nehmen von vornherein die so gestellte Frage als falsch in Anspruch.

Wer je sie zu beantworten versucht hat, hat sich unseres Erachtens eine unlösbare Aufgabe gestellt. Die Geologie erzählt uns von Erdschichten und ihrer Flora und Faune: die Bibel weiß von ihnen kein Wort. Einige haben deshalb diese ganze Bildung der Erdschichten in die Zeit vor der Bildung der jetzigen Erde geworfen, also in jene hypothetische Urzeit vor ihrer Verderbniß durch den Fall Satans. Aber die Bibel weiß von dieser Urzeit nichts; auch will das Aussehen jener vorweltlichen Thiere mit ihren abenteuerlichen Gestalten und ihrer Gefräßigkeit sehr wenig zu einer solchen idealen Vorwelt stimmen. Die Gebirgsformationen müssen also in dem Sechstagewerk irgendwie eine Stelle finden. Mit gewaltiger Mühe und vielem Scharfsinn werden sie dem einfältigen Wortlaut der Bibel aufgezwängt, und am Ende genügten alle Combinationen Niemandem — vielleicht kaum dem Erfinder solcher Harmonistik selbst. — Andere Schwierigkeiten bereitet die Erschaffung der Landpflanzen am dritten und die der Thiere erst am fünften und sechsten Tage, während gerade die Wasserthiere des fünften Tages in Wirklichkeit den Landpflanzen voraufgehn. Und mit dem vierten Tagewerk, der Placirung der Gesteine an dieser eigenthümlichen Stelle zwischen der Erschaffung der Pflanzen und der Thiere kommt man in die größte Verlegenheit. —

Jene Frage an sich ist eine verkehrte gewesen. Sie hat eine Forderung an die Bibel gestellt, welche diese unmöglich leisten kann und will. Was hat die Bibel mit jenen Katastrophen der Geologie zu thun! Schauen wir ihr ohne dogmatisches Vorurtheil in ihr menschlich schönes Angesicht! Brechen wir entschieden mit dem

mechanischen Inspirationsbegriff, der alles Verständniß hindert! Machen wir Ernst mit dem Grundsatze, daß die Entstehung dieser Offenbarungsurkunde unter die Gesetze der natürlich menschlichen Entwickelung ist gestellt gewesen! so werden wir auch zum Lohn in diesem menschlichen ihr göttliches Angesicht schauen. —

Wie ist dieser Schöpfungsbericht entstanden? Die Bibel giebt mit ausdrücklichen Worten keine Antwort; die Frage will aus dem Gesammtbilde, das die heilige Schrift uns von der Urgeschichte der Menschheit entwirft, beantwortet sein. — Die als Krone der Schöpfung am sechsten Tage nach Gottes Bilde geschaffenen Urmenschen sind aus Gottes Hand rein hervorgegangen. Sie mußten deshalb, nach Anschauung der heiligen Schrift, eine intuitive Erkenntniß der höchsten Wahrheiten besitzen; denn „ihr Herz war noch nicht unverständig, und darum nicht verfinstert" (Röm. 1, 21.) Auch die Natur, die für sie geschaffen, konnte ihnen nicht fremd gegenüberstehen als ein unverstandenes Etwas, das nur sinnlich erkannt, genossen würde, dessen Verständniß aber erst mit den Schlüsseln des combinirenden Verstandes und dem Brecheisen der Retorte eröffnet werden müßte; die Natur mußte sich freundlich erschließen in ihrer Bedeutung für ihn, den Menschen selbst. — Diese Art der Intuition zu begreifen wird uns schwer, weil wir unter gänzlich veränderten Verhältnissen leben. Eine Parallele aber bietet der geniale Tiefblick, der einen Newton in dem zur Erde fallenden Apfel das Gesetz von der Anziehungskraft des Erdcentrums entdecken läßt; oder noch näher der glückliche Blick, den reine, edle Menschen, besonders Frauen, in Menschen und menschliche Verhältnisse thun: sie sehen mit dem Herzen; und weil dies Herz rein ist, darum sehen sie recht. — Dem Menschen zunächst steht die ihn umgebende Thierwelt; auf diese wird nach dem biblischen Berichte zunächst sein Schauen gerichtet: er erkennt sie — nicht physiologisch — sondern er erkennt den göttlichen Gedanken, nach dem jede Art geschaffen ist, ihre wahre Eigenthümlichkeit; und dieser göttlichen Idee gemäß giebt er den Thieren ihre Namen, welche denn auch die göttliche Bestätigung erhalten. Hier haben wir einen Fingerzeig zum Verständniß der Entstehung des Schöpfungsberichtes: der Urmensch erkennt in der Natur den auf ihn selbst

hinzielenden göttlichen Gedanken; er schaut nicht sowohl ihre kosmogonische und geogonische Vergangenheit — er schaut ihre Gegenwart; er schaut, wie die Natur von Gott in Stufen gebaut ist, deren höchste der Mensch einnimmt. —

Die gegenwärtige Naturordnung mit ihrem Thier- und Pflanzenleben, mit ihrem Licht und ihren Himmelskörpern, mit ihrem Unterschiede von Wasser und Land, wie sie im Menschen ihr Ziel und ihre Ruhe findet — das war des Erkennens würdig. Die Naturbetrachtung der Schöpfungsgeschichte ist durchaus teleologisch angelegt; sie nimmt ihren Standpunkt rein vom Menschen aus. — Die idealen Plane Gottes haben jene Urmenschen geschaut; die Stufen der gegenwärtigen Naturordnung bis zu ihrer Spitze im Menschen hin — sie sind in der Schöpfungsgeschichte niedergelegt, und zwar aus dem Gesichtspunkt, wie alles übrige Geschaffene zum Menschen in Beziehung steht; sie sind in der kindlichen Form einer realen Geschichte gegeben, die ihrem Wesen nach ideale Geschichte ist. Es werden uns nicht Thatsachen der Naturgeschichte, sondern der Naturergründung mitgetheilt. — Man hat die Schöpfungsgeschichte eine umgekehrte Weissagung genannt; und allerdings wer die Weissagungen der Bibel kennt, weiß, daß es sich in ihnen nicht sowohl um historische Notizen handelt, sondern daß der ideale Charakter vorherrscht: es werden die großen Grundzüge gegeben, die in der Wirklichkeit ihre mannigfaltige Ausprägung finden. So giebt die Schöpfungsgeschichte die Grundzüge des göttlichen Plans, der, an sich einfach, in der Ausführung sich in die größte Mannigfaltigkeit auseinanderlegt. Es läßt sich hiermit die Entdeckung vergleichen, daß die ganze Mannigfaltigkeit der organischen Formen auf einigen wenigen Grundtypen beruht. Aus den einfachsten Gedanken die größte Mannigfaltigkeit zu schaffen, das ist die Weise des allweisen Gottes.

Diesem idealen Plan entspricht natürlich die wirkliche Ausführung; und an einzelnen Punkten fällt das Nacheinander dieser Stufen mit ihrem Uebereinander genau zusammen, wie der Mensch erst auftritt, nachdem die Erde und all ihr Heer für ihn bereitet ist. Aber nicht um das Nacheinander handelt es sich, sondern um das Uebereinander.

Diese Stufen haben wir aufwärts zu steigen. Sie sind nach dem Schöpfungsbericht folgende:

1) Die Wirksamkeit des Lichts. Auf dieser ruht zunächst
2) die Differenzirung der Weltkörper.
3) Das dem Meer entstiegene Festland trägt die Pflanzenwelt.
4) Der Wechsel der Tageszeiten ist die Voraussetzung für
5) das Thierleben, das, von den dem Menschen am fernsten stehenden Meeres- und Luftbewohnern an, seinen Höhepunkt erreicht
6) in den mit dem Menschen in der nächsten Verbindung stehenden Landthieren, an deren Schöpfung sich unmittelbar die des Menschen anschließt.

Am ersten Schöpfungstage wird das Licht hervorgerufen. Einen Seherblick in die Tiefen der Natur können wir dem alten Volke Israel und seiner Ueberlieferung nicht absprechen, wenn das Licht als Prinzip aller Stoffverbindungen, aller Atomengestaltungen erkannt wird. Das Licht läßt nicht nur die existirende Welt erscheinen, es ruft sie selber in ihrer unendlich mannigfaltigen Gestaltung hervor. Ohne Licht könnte jedenfalls kein höher organisirtes Wesen bestehen; wahrscheinlich auch nicht das niedrigste, wenn ihm alle mittelbaren Einwirkungen, die von dem Lichte ausgehen, entzogen würden. Unter den physikalischen Kräften erscheint nämlich das Licht als die größte, ja als die, welche die übrigen anregt.

Der enge Zusammenhang von Licht und Wärme ist bekannt; er ist so groß, daß einige Physiker beide sogar für identisch halten. Licht ist allezeit von Wärme begleitet, während nicht umgekehrt alle Wärme auch leuchtet.

Mit Licht ist wieder der Magnetismus nahe verwandt. Das Licht vermag direkt magnetische Erscheinungen hervorzurufen: in dem wirbelnden, blauen oder grünen Theile des Sonnenspectrum's wird eine Stahlnadel magnetisch; während nicht umgekehrt der Magnetismus das Licht hervorrufen kann. Die Wärme, so innig mit dem Licht verwandt, ist wieder der Grund vieler elektrischen Erscheinungen. Von der Sonne steht es fest, daß sie die elektromagnetische Thätigkeit der Erdrinde erzeugt und unterhält; die

jährliche Variation des Erdmagnetismus hängt von der Stellung der Erde zur Sonne ab. — Hier liegen freilich viele Fragen vor, die noch nicht spruchreif sind. Immerhin erscheint es möglich, daß das Licht als letzter Grund der übrigen physikalischen Erscheinungen erkannt wird. Ebenso ruft das Licht auch viele chemische Verbindungen hervor. — Nimmermehr spricht die Naturforschung dem Lichte das Recht ab, unter den physikalischen Erscheinungen wenigstens als primus inter pares zu stehn. Oerstedt sagte, daß „das Licht den Keim zu der unendlich mannigfaltigen, für die unmittelbare Wahrnehmung verborgenen inneren Wirksamkeit enthält, wodurch die ganze Körperwelt abgehalten wird, zusammenzusinken. Der Finsternißzustand kann nicht stattfinden, ohne daß dabei eine innere Bewegung nach Vernichtung und Tod hin vorgehe. Ein lebendiger Natursinn hat deshalb immer Licht und Leben, Finsterniß und Tod in Zusammenhang mit einander gesetzt.“

Diesen lebendigen Natursinn verräth die Schöpfungsgeschichte der Bibel, wenn sie die Wirksamkeit des Lichts zum Fundament alles übrigen Geschehens in der Natur macht.

Mit der Wirksamkeit des Lichts kommt Bewegung in die Materie. In Folge physikalischer und chemischer Vorgänge sondern und gestalten sich zugleich einzelne Massen; es concentriren sich die Weltkörper.

Diese anorganischen Vorgänge bilden die Vorstufen für die Existenz der Organismen; und zwar ist es das feste Land (im Gegensatz zum Meer), auf dem die weitere Stufenreihe bis zum Menschen hin basirt.

Das feste Land ist die unmittelbare Unterlage für die Pflanzenwelt; beide gehören demselben — dritten — Tagewerke oder derselben Naturstufe an: die Pflanzen sind an den Boden gebunden, sie können nicht von ihm los; — und zwar nicht blos mit ihren Wurzeln; auch ihre Nahrungsstoffe kann die Pflanze nur vermittelst des Erdbodens, nicht, wie das Experiment gezeigt hat, in einer Lösung sich assimiliren. Hiervon machen nur die Seepflanzen eine Ausnahme, die des Bodens blos zur Befestigung bedürfen, während das Seewasser alle ihnen nöthigen Nahrungsstoffe enthält. Diese Pflanzenwelt erwähnt der Schöpfungsbericht in seiner teleologischen

Betrachtung nicht: sie hat für das Naturgefühl des naiven Menschen keine wesentliche Bedeutung; während in dem Thierreich, als dem Menschen näher stehend, genauer verfahren wird und auch der Wasserthiere Erwähnung geschieht. Für die Pflanze — besonders die am meisten untersuchte Culturpflanze — ist die Ackererde höchst eigenthümlich construirt; sie muß nicht allein ihre Nahrung direkt von den Theilen der Ackerkrume empfangen, welche mit den auffaugenden Wurzeln sich in Berührung befinden, die Ackererde steht auch zu den für das Gedeihen der Culturpflanzen nöthigen Stoffen in einem merkwürdigen Verhältniß, so daß Liebig in seinen chemischen Briefen ausruft: „Es giebt in der Chemie keine wunderbarere Erscheinung, keine, welche alle menschliche Weisheit so sehr verstummen macht, wie die, welche das Verhalten eines für den Pflanzenwuchs geeigneten Acker- und Gartenbodens darbietet. . . . Die Erde giebt von allen den Pflanzennahrungsstoffen, die sie enthält, kein Theilchen an das Wasser ab. . . . Der anhaltendste Regen vermag dem Felde, außer durch mechanisches Hinwegschwemmen, keine von den Hauptbedingungen seiner Fruchtbarkeit zu entziehen." Ferner: „Wenn Regen oder ein anderes Wasser, welches Ammoniak, Kali, Phosphorsäure, Kieselsäure in aufgelöstem Zustand enthält, mit Ackererde zusammengebracht wird, so verschwinden diese Stoffe beinahe augenblicklich aus der Lösung; die Ackererde entzieht sie dem Wasser. Und nur solche Stoffe werden dem Wasser von der Ackererde vollständig entzogen, welche unentbehrliche Nahrungsmittel für die Pflanzen sind; die anderen bleiben ganz oder zum größten Theil gelöst." Welch enger Zusammenhang zwischen Erde und Pflanze! — Um von der Nahrung, die der verwesende Pflanzenorganismus der Erde zurückgiebt, zu schweigen — denn dasselbe thut der thierische Organismus auch — so dient andrerseits die Pflanzenwelt dem Boden zu Bedeckung und zum Schmucke; die Thierwelt verkriecht sich oder ist eine flüchtige Erscheinung über dem Erdboden hin, sie läßt ihn kahl; die Pflanze beharrt und giebt dem todten Festlande den lieblichen Schein des mannigfaltigen Lebens. — Beide sind aufs engste verknüpft, gehören derselben Naturstufe an.

Richten wir ferner den Blick auf die Stellung der Pflanzenwelt zwischen der vorigen Hauptstufe der anorganischen Materie und der folgenden Hauptstufe des fünften Tagewerks, der Thierwelt! Die Pflanze hat zwischen beiden ein Mittleramt. Sie allein vermag die anorganische Materie in organische Substanzen zu verwandeln; sie lebt von der Luft und von der Erde. Das Thier kann von der Luft nur die Respirationsmittel, aber weder von der Luft noch von der Erde die Nahrungsmittel entnehmen, sondern bedarf des bereits organisirten Pflanzenstoffes. Auch im Blut und Fleisch der pflanzenfressenden Thiere verzehren die fleischfressenden die Pflanzenstoffe, von denen jene sich genährt haben. Liebig sagt: „Der Thierorganismus schafft sein Blut" (das alle Bestandtheile des Thierleibes enthält und jedem Organ die ihm nöthigen Elemente zuführt) „nur der Form nach, und die Natur hat ihm die Fähigkeit versagt, es aus andern Stoffen zu erzeugen, welche nicht identisch sind mit dem Hauptbestandtheil seines Blutes. Der Thierkörper ist ein höherer Organismus, dessen Entwickelung mit jenen Materien beginnt, mit deren Erzeugung das Leben der gewöhnlichen Nährpflanzen aufhört: sobald die Futterkräuter und Getreidepflanzen Samen getragen haben, sterben sie ab. . . . Der Nahrungsstoff des Thieres, aus welchem der Hauptbestandtheil seines Blutes besteht, ist das Produkt der schaffenden Thätigkeit der Pflanzen." Alle Elemente, die das Thier für sein Leben braucht, sind in der anorganischen Natur enthalten; das Thier steht mitten im Reichthum, kann aber seiner nicht habhaft werden. Ohne die dienende Vermittelung der Pflanzen müßte es in der Fülle verhungern.

Unser Resultat ist: das Pflanzenleben erhebt sich über die anorganische Welt, wie die dritte Stufe über der ersten, es ist aber mit dem Boden so innig verbunden, wie innerhalb derselben Stufe die zweite Hälfte mit der ersten. Das Thierleben erhebt sich über der Pflanzenwelt wie die fünfte Stufe über der dritten.

Diese drei — die erste, dritte und fünfte, sind die Hauptstufen, während das zweite und vierte Tagewerk Zwischenstufen bilden und das sechste als Schluß das Ganze krönt.

Capitel 10.

Fortsetzung. Das vierte und zweite Tagewerk.

Das zweite und vierte Tagewerk scheinen auf den ersten Anblick besondere Schwierigkeiten zu bieten. Beginnen wir mit dem vierten!

Man hat früher die Einfalt der biblischen Erzählung belächelt, die zuerst das Licht und erst am vierten Tage die Sonne erschaffen werden läßt. Das Blatt hat sich indessen gewendet; ein so plumpes Versehen war auch einer so gedankenreichen Schöpfungsgeschichte schlechterdings nicht zuzutrauen. — Die Bibel unterscheidet bestimmt zwischen „Or" am ersten Tage: „das diffuse Licht," und „Maor" am vierten „der Lichtträger." Wir haben oben gesehen, daß die Wirksamkeit des Lichtes nöthig war, ehe sich Weltkörper — auch der an sich dunkle Sonnenkörper — bilden konnten; denn dies setzt bereits physikalische und chemische Vorgänge, — und mit ihnen das Licht — voraus. Fr. Weiß in seiner Schrift „die Gesetze der Satellitenbildung" sagt: „Welches auch immer die Natur der Lichtsphäre sein mag, die von dem dunklen Körper der Sonne durch eine nur wenig leuchtende atmosphärische Umhüllung getrennt ist, so wird man doch in allen Fällen genöthigt sein, das Leuchten der Sonne als keine ihrer Materie ausschließlich zustehende Eigenschaft, sondern als eine erst bei der Ausbildung des Sonnenballs entstandene Erscheinung zu betrachten."

Warum wird aber nicht sofort die Existenz der Sonne, des Mondes und der Sterne an das erste Tagewerk angeschlossen, wie es heut zu Tage jeder Schöpfungstheorien-Erfinder unfehlbar gemacht hätte? Die Scheidung des Himmels von der Erde am zweiten Tage schien es sogar zu fordern; jedenfalls mußte doch mit der außerirdischen Welt erst abgeschlossen sein, ehe die Erzählung zur Gestaltung der Erde im Festlande und im Pflanzenwuchs fortschritt! Wenn diese Schöpfungsgeschichte die Erfindung eines müßigen Kopfes wäre, so würde sich, nach den in unserem Bericht vorliegenden Stücken, eine andere Reihenfolge ergeben haben. —

Eine trockene geschichtliche Notiz — daß es schon Landpflanzen auf Erden gegeben habe, ehe die Photospäre sich um den Sonnenkörper zusammenzog, also noch unter der Herrschaft des diffusen Lichtes — kann unserer tieferen Auffassung nicht genügen. Auch hätten alle Fixsterne nicht leuchten dürfen, ehe nicht unsere Erde ihren ersten Pflanzenschmuck trug.

Diejenige Auffassung des Schöpfungsberichtes, welche in ihm reale Geschichte sieht und ihn mit den geologischen und paläontologischen Ergebnissen der Naturwissenschaft in Harmonie zu setzen sucht, scheitert an dieser Klippe des vierten Tagewerkes vollständig. Unsere Auffassung dagegen, die in dem biblischen Berichte den idealen Plan Gottes und die Stufen der gegenwärtigen Naturordnung erkennt, hat gerade an diesem Punkte ihre Probe zu bestehen.

Das vierte Tagewerk ordnet sich ein zwischen das dritte Tagewerk, das die Pflanzenwelt erschafft, und zwischen das fünfte, das die Thierwelt aus dem Mutterschooß der Natur hervorruft. Es muß daher die auf die Thierwelt vorbereitende und diese von der Pflanzenwelt unterscheidende Naturstufe enthalten. Welche ist diese?

Der Schöpfungsbericht hebt sie sehr deutlich hervor, indem er den Zweck berichtet, zu welchem „die Lichter an den Himmel gesetzt sind", wie er in der Sprache seiner naiven Naturanschauung sagt; nämlich (V. 14) zu theilen zwischen dem Tage und zwischen der Nacht. Dies ist ihre erste und vornehmste Bestimmung, die im folgenden Verse wieder angedeutet, im 16. stark betont, im 17. wieder angedeutet, im 18. wieder stark betont wird, „zu herrschen am Tage und in der Nacht, zu scheiden zwischen Licht und Finsterniß." Hingegen wird ihre andere Bestimmung, daß sie sollen zu Zeichen dienen für die Festzeiten, für die Tages- und Jahresabschnitte, nur beiläufig im 14. Verse erwähnt.

Der Unterschied von Tag und Nacht ist die vierte Naturstufe. Dieser Kreislauf innerhalb 24 Stunden ist erst für das Thierleben von Bedeutung; die Pflanzenwelt bedarf seiner nicht, sie bedarf nur des Lichtes im Allgemeinen, aber nicht des vierundzwanzigstündigen Wechsels von Nacht und Tag.

Das ist ein feiner Blick in den Bau der Natur! Er erscheint so fein, daß man im ersten Augenblick zweifeln möchte, ob dieser Zug in der Natur auch wirklich von dem nicht wissenschaftlich gebildeten, nur intuitiv die Natur durchschauenden Naturmenschen gefühlt werden konnte. Und dennoch können wir es ihm nachempfinden, wie er in der Natur das einförmige Leben, Gedeihen und Vergehen der Pflanzenwelt fühlend schaut. Da erscheint keine Veränderung in ihrem täglichen Leben; nur die Einflüsse von außen her ändern sich mit Anbrechen der Nacht und aufgehendem Tage; dagegen wird er in dem Thiere an sich selber inne, wie dieser vierundzwanzigstündige Wechsel von Tag und Nacht mit seinem eigensten Organismus harmonirt, wie er in diesen Kreislauf der Gestirne gebannt ist mit seiner Thatkraft und ihrer Erschlaffung. —

Dasselbe Naturgefühl spricht wieder der 104. Psalm aus, der in seinem ersten Theil, wo er die gegenwärtige Naturordnung im Lichte des Schöpfungsberichtes betrachtet, das vierte, fünfte und sechste Tagewerk mit den Worten zusammenfaßt: „du machest Finsterniß, daß es Nacht wird; da regen sich alle Thiere des Waldes. Die jungen Löwen, die da brüllen nach Raub, und ihre Speise suchen von Gott. Wenn aber die Sonne aufgeht, heben sie sich davon, und legen sich in ihre Höhlen. So geht dann der Mensch aus an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend.“ Wir haben hier die klarste Antwort auf die Frage, warum an den Wechsel von Tag und Nacht die Erschaffung der Thierwelt sich anschließt, und zugleich die schönste Bestätigung dafür, daß unsere Auffassung des Schöpfungsberichtes als eines tiefen Blickes in die gegenwärtige Naturordnung und ihre Stufen die richtige ist: der 104. Psalm selbst beruht auf dieser Betrachtungsweise.

Dieser Zug in der biblischen Naturanschauung ist schön und tief; das wird uns Niemand leugnen, der sich in die Poesie der obigen Stelle aus dem 104. Psalm versenken kann. Enthält er aber auch Wahrheit? Die Naturforschung antwortet mit einem entschiedenen Ja.

Selbstverständlich werden nicht irgend welche Einflüsse der Nacht auf die Pflanzenwelt in Abrede gestellt. Da diese einmal in die allgemeine Naturordnung, zu der auch der Wechsel von Tag und Nacht

gehört, eingeordnet ist, und da in dieser Natur Alles auf Jedes und Jedes auf Alles irgendwie wirkt, so wird das Pflanzenleben auch durch diesen Wechsel berührt und modifizirt; die Behauptung der Bibel und der Naturwissenschaft geht nur dahin, daß zwischen dem Organismus der Pflanze und dem Wechsel von Tag und Nacht innerhalb 24 Stunden keine Harmonie besteht, während das Thierleben in engster Harmonie mit jenem Lauf der Gestirne an jedem Tage einen Kreis durchläuft von Wachen und Schlafen, entsprechend dem Wechsel von Tag und Nacht. —

Drücken wir diese Thatsache in der Sprache des kopernikanischen Weltsystems aus! Des Menschen Wachen und Schlafen vollzieht sich nicht entsprechend dem jährlichen Umlauf der Erde um die Sonne, auch nicht entsprechend dem Umlauf des Mondes um die Erde, sondern sein Organismus ist mit der Umdrehung der Erde um ihre eigene Achse aufs engste verflochten; er kann nicht drei Viertel Jahr, nicht drei Viertel Monat wachen und nicht ein Viertel Jahr, ein Viertel Monat schlafen, sondern sein Organismus ist derartig construirt, daß er drei Viertel Tag wacht und ein Viertel Tag schläft.

Die Mittelglieder zwischen der Umdrehung der Erde um ihre eigene Achse und dem täglichen Kreislauf des menschlichen Organismus hat die Wissenschaft bis jetzt nicht annähernd erforscht; nur die Thatsache, daß hier eine Harmonie existirt, steht fest und ist von der Bibel in der Stellung des vierten Tagewerks als Zwischenstufe zwischen Pflanzen- und Thierwelt ausgesprochen und vom 104. Psalm anerkennend bestätigt.

Die Naturforschung belehrt uns nun näher über die Unterschiede des Pflanzen- und Thierlebens nach dieser Seite hin und zeigt, daß hier allerdings ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden vorliegt. Die Pflanze vegetirt nur; ihr Leben geht vollständig in dem Ernährungs- und Aussonderungsprocesse auf; und dieses Leben leidet keine Unterbrechung; Tag und Nacht nimmt die Pflanze ihre Nahrung aus Erde und Luft und giebt wieder aus; sie verwandelt fortwährend das Anorganische in organische Materie; und höher hinauf steigert sich ihr Leben nicht. — Das Thier, der Mensch hat noch ein anderes Leben. Wir sagen: „noch ein anderes“; denn jenes Pflanzenleben

führt er auch; es ist in ihm aufgehoben, um einem höheren Leben dienstbar zu sein.

Es war der geniale Physiolog Bichat, der zuerst auf dieses zwiefache Leben aufmerksam machte und es geistreich durchführte. Er nennt dasjenige Leben, das Pflanzen und Thieren gemeinsam ist und in den Gegensätzen von Ernährung und Aussonderung verläuft, organisches Leben; dagegen dasjenige, das den Thieren eigenthümlich ist, animalisches Leben. Diesem gehören das Gehirn, die Sinnesorgane, Füße, Hände u. s. w. an. In dem Menschen, der beide Arten des Lebens vereinigt, unterscheiden sich doch beide sehr bestimmt. Das organische Leben hat seine Functionen in dem Magen, den Eingeweiden, dem Herzen, der Lunge u. s. w. Diese Organe sind durchaus unregelmäßig, unsymmetrisch gebaut und gestatten eine große Verschiedenheit. Bichat, der einen großen Theil seines Studiums auf Section von Leichen verwandte, sagt: „Es ist eine Bemerkung, welche demjenigen nicht entgehen kann, der ein wenig viel secirt hat, wie häufig die Verschiedenheiten in Form, Größe und Lage der inneren Organe sind, wie der Milz, der Leber, des Magens, der Nieren, der Speicheldrüsen u. s. w.“ Dagegen sind die Organe des animalischen Lebens durchaus symmetrisch gebaut, und schon eine geringe Abweichung des Baues stört ihre Wirksamkeit. Bichat sagt: „Betrachten wir die Organe des animalischen Lebens, die Sinne, die Nerven, das Gehirn, die Willensmuskeln, so ist Alles genau, präcis, rigurös bestimmt in der Form, der Größe und der Stellung. Man sieht an ihnen fast nie Verschiedenheiten des Baues. Kommen sie vor, so ist die Function gestört, vernichtet; während diese in dem organischen Leben dieselbe bleibt mitten unter den verschiedenen Veränderungen der Theile.“ — Mit diesem Unterschiede ist ein anderer verbunden, der uns beim vierten Tagewerk hauptsächlich interessirt, und den auch Bichat sehr betont: die Organe unseres Pflanzenlebens ruhen nie. Das Herz, die Lunge, der Magen sind in ununterbrochener Thätigkeit, die Speise wird fortwährend assimilirt und der verbrauchte Stoff fortwährend ausgegeben; hören jene Organe auf zu arbeiten, so tritt der Tod ein. Ganz im Gegentheil bedarf unser animalisches Leben des Stillstandes, der Ruhe, des Schlafes. Es muß ruhen, während unser

Pflanzenleben einförmig, dumpf, ruhelos weiter arbeitet, nur wenig durch seinen Zusammenhang mit dem animalischen Leben beeinflußt, indem das Herz im Schlafe etwas langsamer schlägt und die Lunge langsamer athmet.

Aber gerade auf dieser Unterbrechung der Arbeit scheint die Möglichkeit zu beruhen, die Organe des animalischen Lebens auszubilden. Das Herz z. B. verrichtet seine Function in derselben Weise bei dem kleinen Kinde, wie später bei dem erwachsenen Manne; es ist von Anfang an functionell vollendet. Das Auge dagegen, das Ohr, die Hand können nach beliebigen Seiten hin ausgebildet werden und erlangen höhere Fertigkeiten. — Auf der andern Seite erscheint das vegetabilische Leben gerade deshalb werthvoller als das animalische, weil es die Grundlage für dieses bildet: Menschenleben ist möglich ohne Augen, ohne Ohren, ohne Arme, ohne Beine; aber nicht ohne Magen und Herz. —

Den Höhepunkt seiner Bedeutung erreicht dieser Unterschied in dem Seelenleben des Menschen, das dieselben zwei Arten des Lebens — das vegetabilische und das animalische — in engster Einheit umfaßt; das Volksgefühl unterscheidet sie als Herz und Kopf. — Wir können hier nur einige Aphorismen geben.

Das Herz ist der Sitz der Neigungen, Gefühle, Leidenschaften, der Untergrund unseres gesammten Seelenlebens, während der Kopf das Denken umfaßt. Das seelische Herz mit seinem Lieben und Hassen, mit seiner Zuneigung und Abneigung ist fortwährend, wenn auch den Menschen unbewußt, thätig, während das Denken eine Unterbrechung bedarf; und wenn es auch auf den interessantesten Gegenstand gerichtet ist, so erschlafft es doch und verlangt nach Abwechselung. Wird ihm eine solche geboten, so vermag es vielleicht nach einiger Zeit zu dem ersten Gegenstande mit voller Kraft zurückzukehren; aber jedenfalls bedarf es der Unterbrechung.

Im Weibe überwiegt das Herz, das Pflanzenleben; sie ist „wie eine Blume"; darum ist ihr Element und Gebiet das Haus, dessen Leben in gleichförmigen Absätzen verläuft wie der Proceß des Ein- und Ausathmens." „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau;" während „der Mann hinaus muß ins feindliche Leben, muß wirken und streben". Wie der Mann des Herzens und der

häuslichen Thätigkeit des Weibes, so bedarf das Weib des höheren Denkens und Schaffens des Mannes zu ihrer Stütze, zu ihrer Ergänzung; das Verhältniß der Geschlechter bewirkt eine gegenseitige seelische Ergänzung. Das Ideal des Menschen besteht in der schönen Harmonie von Herz und Kopf. —

Wo die äußeren Sinne liegen, wo das Auge die Schönheit, wo die Hand den Besitz liebt, da ermüdet die Liebe; sie verlangt nach Wechsel; denn das Animalische ist auf Abwechselung angelegt: selbst der süßeste und höchste Genuß ohne Wechsel wird ihm zum Ekel. Wo mit dem Herzen geliebt wird, da ist die Liebe dauernd, ewig; denn das Herz ist eintönig arbeitend, gleichmäßig klopfend; es kann nur ein wenig schneller oder langsamer schlagen, wie der Pendel an der Uhr, je nachdem sein Regulator — die Sinne, das Denken — es treibt oder mäßigt. Wer diese Eintönigkeit langweilig findet, der ist des Herzens nicht werth; es geht ihm verloren, er wird herzlos. —

Die höchsten Wahrheiten sind diejenigen, in denen der Funke des Gedankens das Herz entzündet. Wo das Herz nicht schlägt für eine Person, für eine Sache, da hat der Kopf kein Verständniß. —

Die Religion gehört zunächst der Region des Herzens an; demgemäß sind auch diejenigen Gleichnisse Christi, welche das Leben des Reiches Gottes im Menschen darstellen sollen, aus dem Pflanzenreiche entlehnt; — ganz besonders schön (Marci 4, 26 ff.) das Gleichniß von dem Wachsthum des Samens, das sich still und unabläßig — bei Tag und Nacht — vollzieht; während „der Mensch," das animalische Leben, „schläft und wacht — bei Nacht und bei Tage" (V. 27). — Hiermit verwandt ist die Forderung des Herrn, daß wir werden sollen wie die Kinder: in dem Kinde überwiegt das Pflanzenleben; der Mensch soll sich von innen nach außen, von dem Herzen aus, entwickeln, und nicht von außen nach innen. —

Dagegen hebt der Herr den unbedingten Vorzug des Innenlebens vor dem Außenleben, des Herzens vor dem Kopf, in jenen Gleichnissen von der Hand und dem Fuße und dem Auge hervor, die abgehauen und ausgerissen werden sollen, wenn sie dem Leben

des Reiches Gottes in dem Herzen gefährlich werden; — natürlich! sie gehören dem animalischen Theile an: ohne sie kann das Herz noch schlagen; wird aber das Herz verletzt, so sterben auch Hand und Fuß und Auge dahin. —

Das Herz kann ewig jung bleiben: es giebt Greise, deren Herz frisch schlägt, wenn — um mit den Worten des Predigers Salomo in der Bilderrede des Orients zu sprechen — wenn die Hüter des Hauses (die Hände) zittern, wenn die Starken (die Beine) sich krümmen, wenn die Müllerinnen (die Zähne) müßig stehen, weil ihrer so wenig worden ist, und finster werden (die Augen), die durch die Fenster (die Augenlieder) schauen, und die Thüren auf der Gasse (die Ohren) geschlossen werden, da die Stimme der Mühle (des Mundes) leise wird, und man erwachet, wenn der Vogel singt. (Der Mangel des Schlafes ist Zeichen und Ursache des Verfalls des animalischen Lebens.) —

Der fühlende und denkende Leser wird noch andere interessante Parallelen finden. — Die wissenschaftliche Entwickelung unserer Zeit drängt darauf hin, daß der Psychologe bei dem Physiologen in die Schule gehe: die Leiblichkeit muß als Ausdruck der Seele erfaßt und durchgeführt werden. In dem Satze von dem zwiefachen Leben des Leibes giebt die Physiologie der Psychologie die natürliche Eintheilung des Seelenlebens an die Hand.

Wir stehen hier wiederum auf einem Gebiete, wo die menschliche Wissenschaft nur die Thatsachen aufstellen kann und viele Fragen, die sich erheben, unbeantwortet lassen muß. Sie weiß nicht einmal den Grund anzugeben, warum für das Thier der Schlaf eine Nothwendigkeit ist.

Die Pflanze bedarf seiner nicht; denn den obigen Thatsachen gegenüber, die wir zum Theil an unserm eignen Leibe wahrnehmen, verschwindet die Annahme eines Pflanzenschlafes. Diese stützt sich nur auf einige untergeordnete Erscheinungen, die man heut zu Tage richtig erklären gelernt hat. So sagt Czolbe, „daß alle die auffallenden Bewegungen an den Pflanzen rein physikalischen Ursprunges sind. Das periodische Sichzusammenlegen und Ausbreiten der Blätter und Blumen vieler Pflanzen, der sogenannte Pflanzenschlaf, ist vorzugsweise durch Einwirkung des Lichtes und der

Wärme auf das . . . . . Zellgewebe . . . . . der Blätter bedingt, durch dessen Ausdehnung und Zusammenfallen die Blätter sich heben und senken. . . . . Die sogenannte einschläfernde Wirkung des Chloroforms und Aethers auf diese Pflanzen beruht auf der durch schnelle Verdampfung verursachten Kälteerregung jener Stoffe." — Viel richtiger als die Annahme des Pflanzenschlafs im gewöhnlichen Sinne möchte die Annahme sein, daß die Pflanzen nur schlafen und es erst in dem Thierleben zu einem Wachen kommt. —

Welche Bedeutung hat nun der Schlaf für das Thierleben? — Fest in ihren Boden gewurzelt, saugt die Pflanze bei Tage wie bei Nacht ihre Nahrung aus der Erde und Luft. Das Leben des mit einem Nervensystem begabten, von dem Boden losgelösten Thieres dagegen bewegt sich in größeren Gegensätzen. Das Thier kennt einen Unterschied zwischen erhöhter Thätigkeit, wenn es seiner Nahrung nachgeht, und zwischen dem Ausruhen bis zur Abspannung im Schlafe. — Man pflegt meistens die Nothwendigkeit des Schlafens hiermit erklärt und sie überhaupt für selbstverständlich zu halten. Hier stehen wir aber wieder vor einem Räthsel. Denn das bloße Ruhen bringt keine neuen Kräfte, ebenso wenig wie der Stein durch Ruhen an Kraft zunimmt; und für unser Pflanzenleben wäre die Ruhe des Schlafes der Tod. Der Schlaf kann nicht nur ein unthätiger Zustand sein, sonder muß als positiver Lebensproceß aufgefaßt werden. — Worin die Nothwendigkeit des Schlafs physiologisch liegt, ist noch nicht gefunden; und die Psychologie kann nur Andeutungen geben (vgl. Schaller, Seelenleben S. 286 ff.). Der Schlaf scheint, weil er von Bewußtlosigkeit begleitet ist, mit den Nerven des Gehirns aufs engste zusammenzuhangen: nähere Beweise fehlen. Die vegetativen Funktionen, wie Blutumlauf, Verdauung, Athmung, gehen fort, aber ruhiger und langsamer. In erhöhter Weise scheint der Gestaltungsproceß vor sich zu gehen, kraft dessen der Organismus die von außen aufgenommenen, zu organischen Flüssigkeiten verwandelten Stoffe in die Form des Leibes selbst aufgehen läßt. Die psychische Seite des Schlafes möchten wir nicht mit Schaller eine Beschränkung der geistigen Thätigkeit auf das Selbstgefühl nennen, weil in der That der Mensch im Schlafe nicht sich selber fühlt; sondern möchten lieber sagen: der Geist nimmt sich selber

aus jeder Beziehung zur Außenwelt zurück, verschließt sich in sich, womit auch das Selbstgefühl aufhört, da dies nur im Gegensatz gegen etwas, was ich nicht bin, möglich ist. — Diese Concentration der Seele in sich selbst scheint nun für das Thier= (sagen wir, was uns näher interessirt: das Menschen=) leben ein nothwendiger Akt zu sein; die Unmöglichkeit zu schlafen führt zur Verrücktheit. Der Mensch, annähernd das Thier, wird zu einem wahren Individuum, das nicht in die Natur aufgeht, vielmehr durch eine beständig wiederholte Zurücknahme seiner selbst aus der Außenwelt erst fähig wird, auf die Außenwelt handelnd und erkennend zu wirken. Eine tief bedeutsame Seite des Thierlebens erschließt dieser noch so wenig gekannte und das Thier hoch über die Pflanze erhebende Zustand des Schlafes. — Die Gegensätze werden hier stärker; es handelt sich nicht mehr blos um vermehrte Arbeitstheilung für die einzelnen Glieder des organischen Baues, vielmehr um die Scheidung der Arbeit selber von der Ruhe, des Individuums von der Außenwelt. Der größeren Aeußerlichkeit des Thierlebens im Besitznehmen der Erde entspricht die größere Innerlichkeit. — Auch hier erscheint wieder die Dienstbarkeit der Pflanze für das Thier: die Pflanze vegetirt nur, sie verwandelt fortwährend das Anorganische in organische Materie. Dem Thiere ist nur eine kürzere Zeit zur Aufnahme der ihm von der Pflanze bereiteten Nahrung gegeben, um die übrige Zeit höheren Lebenskreisen zuzuwenden, als dem bloßen Vegetiren. Der Koch des Thieres ist Tag und Nacht mit Zubereitung der Speise beschäftigt; der Herr hält seine Zeit für andere Beschäftigungen und für das Ausruhen im Schlafe frei. —

Jene Intermittirung nun, die für das animalische Leben eine Grundbedingung ist, vollzieht sich normal in dem Kreislauf von vier und zwanzig Stunden, correspondirend mit der Umdrehung der Erde um ihre Achse — eine Harmonie, die in der Bestimmung des schöpferischen Willens ihren Grund hat; oder, wie der Schöpfungsbericht den Gedanken seiner wunderbar tiefblickenden Naturphilosophie in der schlichten Form seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse ausdrückt: der Lauf der Gestirne ist die vorbereitende Stufe für die Existenz der Thierwelt. Das vierte Tagewerk

spricht den Fundamentalunterschied aus, den die göttliche Idee zwischen Pflanzen- und Thierreich errichtet hat. —

„Aber genügt nicht hiezu die Erwähnung der Sonne, die mit ihrem Aufgang und Niedergang den Wechsel von Tag und Nacht hervorruft? Wozu auch noch die Erwähnung von Mond und Sternen?" Ist der Schlaf die Einkehr des Geistes in sich und ist die Nacht die ihr correspondirende Naturerscheinung, so greift der sanfte Schein des Mondes und das freundlich stille Flimmern der Sternenwelt nicht störend, vielmehr vertiefend in die Nacht und ihre Bedeutung für den Menschen ein. Wer hat nicht den heiligen Frieden einer Mond- oder Sternennacht in seiner Seele empfunden, die ihn zur Einkehr in die Tiefen des eignen Selbst, vielleicht, vielleicht auch in den ewigen Grund seines Daseins nöthigten? Das alte Naturvolk Israel hat auch diese Empfindung in seine Naturphilosophie verwebt!

Von dieser erhabenen Naturbetrachtung fort müssen wir uns beim vierten Tagewerke noch gegen einen echt philiströsen Einwand wenden, den man aus der Planetenstellung der Erde gegenüber der Sonne als Fixstern entnommen hat. Man sagt: „Die Astronomie hat die Anmaßung der Erdbewohner zerstört, ihren Planeten und sich selbst nicht blos als Mittelpunkt des Sonnensystems, sondern der ganzen großen Fixsternenwelt zu betrachten; denn sie bildet gegen diese nur einen verschwindend kleinen Theil, einen Tropfen im Weltmeer, und man müßte z. B. anderthalb Millionen Erden zusammenballen, um nur eine einzige Sonne zu bekommen!" Wir erwidern dagegen: Welche Anmaßung ist es, den Maßstab des Großen und des Kleinen, der für die Astronomie seinen Werth hat, auch auf die geistigen Verhältnisse ausdehnen zu wollen! Diese Anmaßung ist nur erklärlich, wenn man blos Materie kennt und keinen Geist. Wie winzig ist der Mensch, wenn wir die Gewichtsmenge aller menschlichen Körper auf Erden zusammenrechneten, im Vergleich zur Thierwelt oder gar gegen den großen Erdball; und doch ist er faktisch ihr Herr. Und wieder: wie groß ist der Mensch, welchen Raum nehmen die Arme und Beine ein, wie erscheint er in Bezug auf seinen Aufenthaltsort durchaus abhängig von seinen Füßen: und siehe da — wir reden materialistisch —

im Gehirn ein wenig Nervensubstanz, vielleicht ein einzelnes, mit allen Mikroskopen nicht wahrnehmbares Atom ist der Herr dieses großen Leibes, der die Füße regiert, der mit seinen Gedanken über die Erde und in die Sternenwelt schweift! Mag immerhin die Sonne der Mittelpunkt jener ungeheuren Dunstmasse gewesen sein, dessen Rollen um sich selbst die Planeten aus sich entlassen hat, und mag die alte Mitte noch heute die Planeten in regelmäßigen Bahnen um ihr Haupt schwingen: — man zeige uns einen Sonnenbewohner, der dem Menschen gleich steht! (Nach dem, was wir von der Sonne wissen, macht die Photosphäre die Existenz eines lebenden Wesens auf der Sonne unmöglich.) So lange das nicht ist, halten wir sie der Erde durchaus untergeordnet, dienstbar. Lassen doch ebenso auch die übrigen Planeten, die zum Theil viel größer sind als die Erde, Verhältnisse erkennen, die weit tiefer stehen, als die unsrer Erde! — Dem unsichtbaren Reiche der Geister müssen auch die Könige der Erde dienstbar sein, um die als Sonnen sich doch ihre Planetenwelt dreht; ein König kann nichts Größeres thun, als dem Reiche der Geister zu leuchten. — Die Mathematik ist nur Dienerin, nicht Richterin der Naturbetrachtung.

Es bleibt uns noch das zweite Tagewerk übrig, eine viel umstrittene Stelle, über die wir uns aber kürzer fassen können, nachdem wir die übrigen Stufen, deren Zusammenhang sich die zweite einfügen muß, betrachtet haben. — Die Stelle lautet: „Es werde ein Ausgedehntes (eine Ausdehnung) inmitten der Wasser; und die sei eine Scheide zwischen Wasser und Wasser. Und Gott machte die Ausdehnung und schied das Wasser unter der Ausdehnung von dem Wasser über der Ausdehnung. Und es geschah also. Und Gott nannte die Ausdehnung Himmel.“ „Himmel“ wird sie genannt, also mit demselben Worte, das im ersten Verse gebraucht war: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Und an eben diese Himmelsausdehnung werden im vierten Tagewerke die Lichtträger gesetzt. — Man hat unter den „oberen Wassern“ die Wolken verstehen wollen; aber schon die vorigen Andeutungen machen diese Auffassung unmöglich; denn nicht der mit Wolken überzogene Himmel schwebt der Phantasie vor, wenn sie sich an

ihm die Sterne befestigt denkt, sondern der klare Sternenhimmel. Die physikalische Erscheinung des Gewölks wäre auch zu unbedeutend, um den zweiten Schöpfungstag auszufüllen, oder wie wir sagen, die zweite Stufe in dem Bauwerk der Natur abzugeben. Auch sollen die Lichter „an (oder in) der Ausdehnung" des Himmels befestigt werden; die Sterne erscheinen aber keineswegs an dem Wolkenhimmel befestigt. Man müßte also dem einfachen Wortlaut Gewalt anthun und unter dem Himmel des Schöpfungsberichtes an den verschiedenen Stellen Verschiedenes verstehen.

Was sind die oberen Wasser? Bleiben wir bei dem einfachsten Verständniß des Schriftwortes stehen! — Von der Erde werden die oberen Wasser losgelöst; aber diese Erde selbst ist nicht Festland, sondern Wasser, in dem die Erde, d. h. das Erdreich, das ihm entsteigen soll, bereits elementar enthalten ist. Ein Theil dieser Wassermasse wird nun aufgehoben und durch das Himmelsgewölbe so von dem zurückbleibenden Erdreichwasser getrennt, daß es nicht wieder zu diesem zurückkehren kann. — Außer der Erde giebt es also, nach der Anschauung dieses Berichtes, noch einen andern Theil der Welt. Der Sonnen- und Sternenhimmel erscheint der naiven Naturanschauung als ein einheitliches Ganze, dessen Bestandtheile ursprünglich ebenso elementar gemischt waren und ebenso eine zukünftige höhere Gestaltung in ihrem Schooße trugen, wie die einstige chaotische Gestalt der — Wasser und Erde — umschließenden — Gesammterde. Sonne, Mond und Sterne sind aus jenen oberen Wasser gebildet; sie gehen im vierten Tagewerke aus ihrem Schooße hervor und werden mit dem Lichtglanz umkleidet. —

Bedürfte es noch einer Bestätigung für die Richtigkeit unsrer einfachen Auffassung des Schriftbuchstabens, so würde sie uns der Chorus der Schöpfungssagen anderer Völker geben. — Die chaldäische Schöpfungsgeschichte bei Berosus, die trotz aller phantastischen Ausschmückung ihre nahe Verwandtschaft mit der biblischen Quelle verräth, beginnt: „Im Anfang war Alles Finsterniß und Wasser;" dann läßt sie das Weib, das all diesem vorstand, von dem Gotte Belus in zwei Hälften zerschnitten werden: „aus der einen entstand die Erde, aus der andern der Himmel." — Nach der indischen Sage war das Weltall ursprünglich ein Ei, in dem Brahma saß;

er zertheilte es und bildete aus den zwei Theilen Erde und Himmel. — Die ägyptische Mythe kennt auch das Ei des Ursprungs aller Dinge, dessen leichtere Elemente in die höheren Regionen aufflogen, während das Schwerere zurückblieb. — Hiermit stimmt die japanesische Schöpfungsgeschichte vollständig überein. — Ovid läßt die Erde vom Himmel abgelöst werden. — Nach der nordischen Sage bildeten die Götter aus dem Leibe des Urriesen Ymer die Welt: aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Berghöhen, aus seinen Zähnen die Steine, und aus der Hirnschale — das Firmament. —

Unter allen diesen Völkern regt sich ein Zug, der den Himmel mit der Erde verwandt, einst mit ihr eins, weiß. Und diese Frage: „Waren von Anfang an Himmel und Erde getrennt?“ verlangt ihre Beantwortung; wir können sie unmöglich in der Folge der Naturstufen entbehren. Der israelitische Naturgeist fühlt sich und seine Erde jenem Himmelsmeer mit seiner Sternenwelt verwandt; er antwortet: „Ihre Massen waren einst vereinigt, und die Massen, aus denen die Himmel bestehen, sind von der Erde ausgeschieden; es ist eine und dieselbe elementare Masse, aus der Himmel und Erde bestehen.“ — So haben wir hier dieselbe Naturanschauung, die uns auch die Naturwissenschaft lehrt, wenn sie jene Hypothese von der ungeheueren Gasmasse aufstellt, aus der sich allmählig die Fixsterne, Planeten und Monde concentrirt haben. Die israelitische Ueberlieferung spricht sie in der einfachsten Form aus, im Einklang mit den heidnischen Mythologieen, aber ohne ihren phantastischen Schwulst.

Hiernach sind die ersten Verse folgendermaßen zu fassen: Im Anfang schuf Gott die Gesammtmasse von Himmel und Erde. (Sie sind noch nicht geschieden, sondern ihre Trennung wird erst am zweiten Schöpfungstage berichtet.) Dann wendet sich aber die Ueberlieferung sofort dem Hauptgegenstande zu: der Erdmaterie, die — teleologisch — zugleich als Mittelpunkt der Gesammtmasse gedacht wird; sie ist ganz im Wasser aufgelöst. Diese Wassermasse, in der alle Elemente gelöst sind, ist das einfache Naturbild von dem ursprünglichen Zustande der Atome neben einander, ehe physikalische Agentien wirksam und chemische Verbindungen geschehen

waren. Dann wird, nach der Wirksamkeit des Lichts, die der Erdsubstanz gleichartige Himmelsmaterie von der Erde getrennt. Also auch die Frage, ob Neptunismus? berührt die Schöpfungsgeschichte nur scheinbar. —

Warum aber unser Bericht von vorn herein gleich „Himmel und Erde“ nennt, werden wir später deutlich erkennen.

Ueberblicken wir jetzt den Schöpfungsbericht noch einmal in dem Stufengange der Natur, auf den er die Existenz des Menschen baut! Himmel und Erde bestehn aus denselben elementaren Stoffen. Das Licht ist das primum movens der Massen (1. Stufe). Seine Wirksamkeit legt den Grund zur Scheidung der Materie des Himmels von der Erdmaterie (2. Stufe). Auf dem Festlande ruht die Hauptentwickelung; mit ihm steht die Pflanzenwelt im engsten Zusammenhang (3. Stufe). Für die Pflanze ist der Unterschied von Tag und Nacht noch relativ gleichgültig; er hat erst Bedeutung als Vorstufe für das Thierleben (4. Stufe). Doch erfordert der Wechsel von Tag und Nacht nicht so nothwendig als Ergänzung die Thierwelt, wie das trockne Erdreich seinen Pflanzenschmuck. Erschien also die Existenz des trockenen Erdbodens und der Pflanzenwelt als Eine Stufe, so bildet der Unterschied von Tag und Nacht und die Existenz der Thierwelt jede eine Stufe für sich. Aber die Thierwelt selbst, diejenige Stufe, an die sich unmittelbar der Mensch anschließen wird, ist so wichtig einerseits, und andrerseits so verschieden zu dem Menschen gestellt, daß sie sich in zwei Stufen theilt: zuerst die dem Menschen ferner stehenden Wasserthiere und die Segler der Lüfte (5. Stufe) und dann die Landthiere, denen sich der Mensch durch näheren Verkehr und endlich auch (in den höheren Säugethieren) durch seinen Körperbau so nahe verwandt fühlt, daß die Erschaffung des Menschen nur einen höheren Abschnitt in derselben bildet (6. Stufe).

Welch großartiges Naturgefühl spricht sich hier aus! Ein Volk, das solche Erzählung schaffen konnte, mußte noch an der Mutterbrust der Natur liegen und in kräftigen Zügen sie trinken. Dies Volk ist nicht blos dem Erdgeist nahe; es hat auch einen geheimen Zug zum Zeichen des Makrokosmos. — Es fällt uns nicht ein zu leugnen, daß dies Volk in seiner Erzählung von der Schöpfung reale Geschichte

zu geben denkt; (ebenso gut wie es der Ansicht ist, daß sich die Sonne um die Erde bewegt;) aber es erzählt eine ideale Geschichte — es übertrifft sich selbst. — Die Bibel ist auch in diesem ersten Capitel „Bibel": klein wie ein Kind und für Kinder, und groß wie ein Riese und für Riesen, — aber man muß immer zu lesen verstehn wie ein Kind.

Diese Schöpfungsgeschichte schwebt hoch erhaben über allem Wechsel der Zeit, — über allem Wechsel der paläontologischen Forschungen auch! Mit allen Fragen nach den verschiedenen Formationen der Gebirge, und in welches Tagewerk das Urgebirge bis zur Tertiärformation hin gehört, hat die Bibel nichts zu schaffen; ebenso wenig mit der Frage, wann die ersten Organismen erscheinen. — Was sie Naturwissenschaftliches aussagt — daß die ganze Welt aus derselben Materie entstanden, daß das Licht der Hauptfactor in der Welt der sinnlichen Erscheinung ist, daß auf dem festen Lande die große Weiterentwickelung ruht, daß das Pflanzenleben dem Thierleben untergeordnet und dienstbar ist, daß der vier und zwanzigstündige Wechsel von Tag und Nacht erst für die Thierwelt wesentliche Bedeutung gewinnt, daß die Thierwelt erst in den Landthieren ihren Höhepunkt erreicht, und daß der Mensch die Spitze der Schöpfung bildet: — diese Thatsachen werden (so viel kann man von dem heutigen Stande der Naturwissenschaft aus mit gutem Gewissen prophezeien) ewig unerschütterlich feststehen. —

Capitel II.

e secundären schöpferischen „Werde". „Abend und Morgen".

Schon die Sätze, die wir als Resultat der Naturauffassung in der Schöpfungsgeschichte am Schluß des vorigen Capitels zusammenstellten, fallen nicht alle streng genommen in das Gebiet der Naturwissenschaft; die ganze Teleologie der Natur auf den

Menschen hin geht schon hinüber in das Gebiet der philosophischen Naturbetrachtung. Noch weniger die Fragen, die uns in diesem Capitel beschäftigen! Es gilt, den religiösen Gehalt der biblischen Stufenfolge in der Natur zu erfassen.

Die Schöpfungsgeschichte trennt die einzelnen Entwickelungsstufen durch den Ausdruck: „Da ward aus Abend und Morgen der erste, zweite u. s. w. Tag.“ So übersetzt Luther. Wörtlich lautet die Stelle: „Und es ward Abend und es ward Morgen, Tag eins, Tag zwei u. s. w.“ Es wird also nicht gesagt, daß aus Abend und Morgen die Tage geworden seien; welche wunderliche Vorstellung würde das ergeben! Wenn man einmal den Erzähler schon vor dem vierten Tagewerk von dem Tageswechsel reden lassen will, so würde er doch wenigstens den Tag aus Tag und Nacht zusammengesetzt haben. (In der hebräischen Sprache bezeichnet, wie in der deutschen und den meisten andern „Tag“ sowohl den Zeitabschnitt von 24 Stunden, als auch die Tageshelle; wie im 5. Verse gleich angedeutet wird, daß Gott das Licht „Tag“ d. i. Tageshelle genannt habe im Gegensatz zur finstern Erde.) — Es ist aber ein Mißverständniß, wenn man den Erzähler unter „Tag“ durchaus nur einen Zeitraum von 24 Stunden verstehen läßt. Wir können nach dem großartigen und tief durchdachten Plan seines Berichtes ihm unmöglich die Thorheit unterschieben, daß er von dem 24-stündigen Tage spricht, ehe der Lauf der Sonne geordnet ist. Diese Thorheit würde, einer solchen Erzählung gegenüber, auf uns selbst zurückfallen. Wir scheuen uns zuzugeben, daß die Urkunde an ein Tagewerk von 24 Stunden denkt, nicht aus religiösem Interesse; denn für ein Volk, vor dessen Gott tausend Jahre sind wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahre, sind beide Gedanken gleich religiösen Inhalts: sowohl daß das Werk von tausend Jahren als an Einem Tage vollendet gedacht wird, wie daß sich vor Gott in tausend Jahre auseinander legt, was der beschränkte Mensch in einen Tag zusammenfaßt. Wir scheuen uns vor jener Auffassung vielmehr um ihrer Thorheit willen. — Es handelt sich nicht um die Zeit, sondern um die Arbeit: der Gegensatz höchster Spannung, eintretender Ruhe und endlich der zur Aufnahme höheren Lebens erreichten Bereitschaft wird durch Tag, Abend und Morgen

hervorgehoben. Plastisch schön stellt die Erzählung jede Naturstufe als ein Tagewerk dar, das nach dem aufbrausenden Jugendstadium in eine Zeit relativer Ruhe — in den Abend übergeht; und so reift die Welt, indem sie die empfangenen schöpferischen Kräfte in sich verarbeitet, sich wieder in sich selbst findet, einer höheren Entwickelungsstufe, einem neuen Tage entgegen. Es kommt ein Morgen, mit dem das vorige Tagewerk — sagen wir: die vorige Naturstufe — abschließt, und an den sich ein neues Schöpfungswort anschließt: die neue Tagesarbeit — die neue Naturstufe. — Die Weltentwickelung hat sich erholt, um das Licht einer neuen Sonne zu empfangen. Daß also die Tageszählung: „Tag eins, Tag zwei u. s. w." erst an den Morgen angeschlossen wird, hat in der erst mit dem Morgen vollendeten Entwickelung des in dem vergangenen Tage Angelegten seinen Grund. —

Wir haben in dieser Fluth und Ebbe der Erregung der Weltelemente nur die Detailausführung des leitenden Gedankens, daß der Schöpfer seiner Welt eine relative Selbständigkeit gewährt. Darum stellt er den Weltenbau nicht mit einem einzigen Allmachtsworte fertig hin, sondern läßt ihn sich stufenweise entfalten aus dem Niederen zum Höheren. Das Niedere ist unvollkommen, aber es hat doch seine Berechtigung als Vorstufe für das Höchste; — also auch das tohu wabohu, die elementare Masse. Doch ist diese Stufe — oder besser, dieser Untergrund für die Stufen — ebenso wie die Stufe des Lichtprocesses und die der Trennung von Himmel und Erde — noch zu untergeordnet, als daß die Erzählung an sie ein „Und Gott sah daß es gut war" knüpfen könnte, welches jede spätere Stufe abschließt. — Die göttlichen Schöpfungsworte folgen sich nun nicht Schlag auf Schlag, sondern für jede einzelne Stufe wird das Gesetz relativer Selbständigkeit gewahrt; — es kommt ein Abend, es kommt ein Morgen. Mit jedem neuen „Werde" tritt ein höheres Moment in die Naturordnung und erzeugt eine Naturordnung höheren Grades. Diese gestaltet sich dann ihren immanenten Gesetzen gemäß aus, um endlich als Grundlage für die höhere Ordnung zu dienen. Diese Ordnungen gehen aber nicht, wegen der relativen Selbständigkeit der Natur, mit mathematischer Regelmäßigkeit auf ihr Ziel los, sondern es giebt

in ihnen im Einzelnen die Möglichkeit des So- oder Anders-geschehens, wie in der gesammten Naturordnung, deren einzelne Stufen sie bilden.

Wenn nämlich nur die Naturgesetze herrschten, so wäre entweder eine einförmige regelmäßige Wiederkehr derselben Erscheinungen denkbar, wie in dem Sonnensystem, dessen Bewegungen bis auf die Sekunde berechnet werden können; hier darf nicht die geringste Störung eintreten, soll nicht das Ganze aus seinen Fugen gehn. Oder aber es wäre denkbar, daß die Atome in der Weise ihre Kräfte — also gemäß den ihnen immanenten Gesetzen — gegen einander spielen ließen, daß fortwährend verschiedene Gestaltungen aus dieser Mischung, dieser Nebeneinanderlagerung der Atome resultirten, die jede Einheit, jede leitende Idee vermissen ließen, wie die wechselnden Gestalten der Sandhaufen in der Wüste, die der Sturm zusammen- und auseinander peitscht. Beides ist nicht der Fall; vielmehr zeigt sich in der Natur nirgends eine Wiederholung ganz derselben Erscheinung. Jedes Jahr und jeder Frühling und Sommer sind von einander verschieden; keine Pflanze, kein Thier, kein Mensch, kein Krystall auch, ja keine Blume und kein Blatt sind einander absolut gleich; sie zeigen eine große Mannigfaltigkeit der Gestaltung. Und doch sind alle Jahre, alle Pflanzen und Thiere, Krystall und Blumen in ihrer Art durch eine ideale Einheit mit einander verbunden; trotz der Mannigfaltigkeit herrscht keine Willkür. — Es treten in den regelmäßigen Naturlauf Störungen ein, durch welche die starre Unveränderlichkeit aufgehoben und die Mannigfaltigkeit erzeugt wird. Die Kräfte, welche diese Störungen hervorrufen, müssen aber zugleich so bemessen sein, daß sie nicht die bestehende Ordnung durchbrechen können; vielmehr erscheint die Ordnung auf die Störungen, und die Störungen auf die Ordnung hin berechnet. Es besteht ein Gleichgewicht der natürlichen Kräfte, das aber nicht in einer geraden Linie verläuft, sondern in den Schwankungen des Pendels, der immer wieder von seinen Abweichungen in die Mitte zurückstrebt, aber auch immer wieder aus der Mitte herausgetrieben wird. So würde z. B. (vgl. Ulrici „Gott und die Natur") die Atmosphäre nicht im Stande sein, das Athmen und damit den Lebensproceß

von Pflanze und Thier zu erhalten, wenn sie nicht gerade so zusammengesetzt wäre, wie sie zusammengesetzt ist, und wenn nicht zugleich der Sauerstoff eine größere chemische Verwandtschaft mit dem Kohlenstoff besäße, als der Stickstoff. Eine geringe Abänderung ihrer Composition — z. B. wenn auch nur ihre beiden Elemente chemisch, statt blos mechanisch verbunden wären — würde die Respiration der Pflanzen und Thiere unmöglich machen. Gleichwohl gehen Pflanzen und Thiere fortwährend darauf aus, die Atmosphäre zu decomponiren. Denn das Athmen der Thiere erzeugt fortwährend Kohlensäure, d. h. verbindet den Sauerstoff der Luft mit Kohlenstoff und trennt damit den Stickstoff vom Sauerstoff. Würde dieser Proceß nicht aufgehalten und eine Ausgleichung herbeigeführt, so würde die Atmosphäre bald nur aus Kohlensäure und Stickstoff bestehn und damit für Pflanzen und Thiere tödtlich werden. Dem ist dadurch vorgebeugt, daß die Pflanzen (bei Tage) den Kohlenstoff aus der Kohlensäure herausziehen und absorbiren, was für ihr Wachsen und Bestehen nothwendig ist; damit wird der Sauerstoff wieder frei und mischt sich in der alten Weise mit dem Stickstoff, um von den Thieren absorbirt zu werden. Und dies Zusammenwirken der beiden entgegengesetzten Thätigkeiten ist so bemessen, daß sich die Reinheit der Luft, das ursprüngliche Mischungsverhältniß (Gleichgewicht) ihrer beiden Elemente, unter beständigen Schwankungen doch immer wieder herstellt. — Das gestörte Gleichgewicht sucht sich ferner durch die bekannten Erscheinungen der Stürme, der Gewitter u. s. w. wieder herzustellen.

Diese Vorgänge geschehen zwar alle den Naturgesetzen gemäß, aber die Gesetze *herrschen* nicht, sie sind vielmehr selber dem höheren Princip einer *Ordnung* dienstbar. Und zwar hat jedes Naturgebiet seine ihm eigenthümliche Ordnung, innerhalb deren es gehalten wird, die ihm aber auch einen weiten Spielraum gewährt; jeder Organismus besonders besitzt eine bedeutende Dehnbarkeit. — Aber diese einzelnen Naturordnungen sind nicht zusammenhangslos einander gegenübergestellt. Sie suchen einander wohl das Gebiet streitig zu machen, sind aber doch selbst wieder dem höchsten Ordnungsprinzipe untergeordnet. — Hier findet auch die Erscheinung ihre Erklärung, daß eine Masse von Keimen, und in

ihnen ebenso viele Möglichkeiten getödtet werden, ehe sie sich haben entfalten können. Nach Ehrenberg können von einer einzigen Vorticelle in 4 Tagen 140 Billionen Sprößlinge abstammen. Wozu dieser Unrath, der in kurzer Zeit die ganze Erde auffressen könnte? Es zeigt sich ein Schwanken der Naturordnung, in der viele Möglichkeiten angelegt sind. Aber jener Ausbreitung treten andere Kräfte wirksam entgegen, so daß die Hausordnung der Natur nicht erschüttert wird.

Solche Naturordnung, die Bestimmung der Natur, sich in sich selber auszugestalten, deutet die Bibel für die einzelnen Naturgebiete in den Worten an, die jeder ihrer Stufen folgen: „es ward Abend und es ward Morgen"; und für das Naturganze in der göttlichen Erklärung: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Hier werden die festen Grenzpfähle gesteckt, innerhalb deren sich die Naturereignisse bewegen sollen, trotzdem die Ernte selbst bald reichlich, bald knapp ausfallen, der Sommer bald wärmer, bald kälter, der Tag bald trüber und bald heller sein wird. Auf so schwankende und in ihrem Schwanken sich selbst allezeit wiederherstellende Naturordnung hin sind die Elemente in ihrer Schöpfung angelegt; die Kräfte sind so gegeneinander abgemessen, daß eine solche Naturordnung möglich ist.

Hieraus erklärt sich der Kampf in der Vorwelt, von dem auch die neuere Geologie weiß, und der eine großartige Gestalt tragen mußte, so lange die Natur ihre Spitze und Vollendung, ihren Sabbath, im Menschen noch nicht erreicht hatte; jene localen Katastrophen und jene fabelhaften gefräßigen Thiere.

Diese relative Selbständigkeit der Natur verkennt der Materialismus. Auf der einen Seite nämlich spricht er gern von der unbedingten Herrschaft der Naturgesetze, der alles Geschehen unterworfen sei, zieht daraus den Schluß, daß alles Geschehen — bis zum Denken hin — ein nothwendiges sei und knüpft daran seine — wie früher gezeigt, auch vom materialistischen Standpunkt aus gänzlich unhaltbare — Behauptung, daß die Entwickelung der Atome von der anorganischen Verbindung bis zur höchsten Naturstufe im denkenden Menschen nothwendig habe geschehen müssen; damit

er aus dieser Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit die Nichtexistenz Gottes folgere. — Auf der andern Seite weiß aber der Materialismus auch wieder recht viel von den Unregelmäßigkeiten und Unebenheiten des Geschehens in der Welt zu erzählen. Da herrscht eine solche Unvernunft, daß man sich wundert, wie im Laufe der Jahrtausende aus so viel Unvernunft doch so viel Vernunft endlich hat resultiren können, wie sie katexochen im materialistischen Denker steckt. Aus dieser Unregelmäßigkeit und Verworrenheit des Geschehens wird dann wieder aufs bündigste geschlossen auf — die Nichtexistenz Gottes. Der Materialismus ist einmal unfähig die Natur zu begreifen, weil er die Vernunft vor der Natur leugnet.

In unsrer Frage verwechselt er die Gesetzmäßigkeit mit der absoluten Nothwendigkeit eines Vorgangs. Daß diese beiden Begriffe in der That sich nicht decken, läßt sich nur demjenigen darthun, der die Freiheit anerkennt, die selbst nicht bewiesen werden kann, sondern ein Act der eignen Erfahrung ist. Wer sich aber der eignen Freiheit und der Möglichkeit anders zu handeln bewußt ist, dem ist nach seiner Naturerfahrung diese Freiheit, wenngleich in geringerem Grade und nicht auf das höchste Gebiet — das sittlich-religiöse — bezogen, in der Natur selbstverständlich. Daß der Leib des Thieres sich in seine Elemente auflöst, ist nothwendig; daß aber der Esel, der zwischen zwei gleich stark duftende Heubündel gerade in die Mitte gestellt ist, verhungern müßte, weil er von zwei Seiten gleich stark angezogen wird — wie ein Pfahl, an dem man von zwei Seiten gleich stark zieht —, das leuchtet dem gesunden Menschenverstande nicht ein; während nach materialistischer Theorie, die, wie dem Pfahl, so dem armen Esel keinen Spielraum für die geringste Willensentscheidung läßt, der Esel unrettbar verloren ist. Die Sache liegt so: es ist nicht nothwendig, daß der Esel zur Rechten, nicht, daß er zur Linken sich wendet; aber es erfolgt ein durchaus gesetzmäßiges Geschehen, mag er wählen, was er will. Sobald nun aber der Esel sich zum rechten Haufen wendet, so ruft der Materialist aus: Groß ist die Nothwendigkeit! er mußte es thun; hätte er sich zur Linken gewandt, es hätte nur mit einem Wunder zugehen können! die Welt wäre aus den Fugen gegangen!

Das Wort „Möglichkeit“ existirt für ihn nicht, er kennt nur die Wirklichkeit: was ist, das muß sein.

Die Bibel dagegen vereinigt die Gegensätze: Festigkeit und Beweglichkeit, Ordnung und Freiheit. Die materialistische Göttin Nothwendigkeit (oder Zufall) ist blinde, unwiderstehliche Allmacht; der Gott der Bibel ist eine sehende Allmacht, die sich selbst beschränken kann und sich selbst beschränkt.

Capitel 12.

Fortsetzung. Die Weltkörper, das Licht, die Krystallisation.

Der Materialismus will für die Nothwendigkeit des Naturverlaufs im Großen und Ganzen den Beweis führen, also beweisen, daß, wenn die Atome gegeben sind, die Weltentwickelung bis auf den heutigen Tag gerade so erfolgen mußte, wie sie erfolgt ist, ohne daß es einer leitenden Vernunft über diesen Atomen bedürfte. Dem allmächtigen Gott und seinem „Werde“ soll der Stuhl vor die Thür gesetzt werden. — Folgen wir diesem Proceß!

Zuvor haben wir jedoch eine falsche Ansicht über die göttlichen secundären Schöpfungen zu berichtigen, die man — zum großen Ergötzen der Gegner — der Bibel selber unterschiebt. Man stellt sich nämlich häufig vor, daß Gott mit seinem Schöpfungsruf „Es werde“ jedesmal etwas ganz Neues in die Schöpfung gesetzt habe, worauf diese selber zuvor garnicht angelegt gewesen, worauf äsie garnicht hingestrebt htte.

Diese Ansicht stammt nicht aus der Schöpfungsgeschichte. Das göttliche Werde wendet sich vielmehr an die bestehende Schöpfung selbst; es ist eine Aufforderung an sie, aus sich heraus in Wirksamkeit treten zu lassen, was bereits in den ihr gegebenen Kräften beschlossen liegt. Diesen Sinn drückt besonders deutlich das Schöpfungswort des dritten Tages aus: „die Erde lasse aufgehn Gras u. s. w.;“ das des fünften: „es errege sich das Wasser,“

und das des sechsten: „die Erde bringe hervor lebendige Thiere.“ In diesem Sinne erklärt auch Paulus den ersten Schöpfungsruf: „Gott sprach, daß Licht aus der Finsterniß hervorleuchte.“ — Die Materie ist für das Licht angelegt, aber die Lichtkräfte warten auf den schöpferischen Willen. So ist die Materie auch auf den Pflanzen- und Thierorganismus hin angelegt, kann ihn aber nicht aus sich produciren, sondern nur in Abhängigkeit von den Ideen und dem Willen Gottes.

Weil dem so ist, weil Gott die von ihm selbst in die Materie gelegten Kräfte wach ruft, so kann die Entdeckung eines neuen Naturgesetzes den lebendigen Gott der Bibel nicht um so weiter zurückdrängen, wie dies Gesetz reicht. Denn der Gott der Schöpfungsgeschichte hat den Stoff ein für alle Mal mit der ganzen Möglichkeit der jetzigen Nuturordnung in ihm geschaffen. Die Kräfte dieser Materie entfaltet er; das heißt nichts anderes, als: er wirkt nach den einmal durch ihn selbst gegebenen Gesetzen. Die Erkenntniß der Naturgesetze offenbart vielmehr den Gott, der das Gesetz gegeben, ohne den dasselbe unwirksam bleiben würde, der dies Gesetz selber kraft seines ewigen Willens vollzieht; den Gott, der auf den Grund der Gesetze die allgemeine Naturordnung gebaut hat und sie auf ihm erhält.

Zunächst treibt nun der Materialismus mit der Kant-Laplacischen Hypothese seinen Mißbrauch. Wir hören sie nach Burmeister, dessen „Geschichte der Schöpfung“ eine weite Verbreitung gefunden hat. Die Hypothese selbst steht noch heutigen Tages unübertroffen da. „Laplace stellt die Ansicht auf, daß man sich unser ganzes Sonnensystem sehr wohl in seinem uranfänglichen Zustande als einen einzigen ungeheuren Gasball denken könne, in dem durch Concentration der Substanzen sich irgendwo ein Mittelpunkt und später ein festerer Kern bildet.“ Aber leider haben die Gase nicht das Bestreben sich zu condensiren, sondern suchen vielmehr einen möglichst großen Raum zu erfüllen, sich zu fliehen. So sind die Gasarten heut zu Tage beschaffen. Entweder also müssen sie in jenem Urzustande gerade entgegengesetzt begabt gewesen sein, oder man muß den verschmähten Gott zu Hülfe rufen, damit die Gas-

substanz sich concentrire und irgendwo ein Mittelpunkt und fester Kern sich bilde. —

Weiter: „Erhielt der Gasball durch irgend eine äußere Gewalt, vielleicht durch Attraktion entfernter ähnlicher Kerne, eine Bewegung um seine Achse, so mußte an dieser Bewegung nach und nach die ganze ihn umgebende Gasmaterie Theil nehmen, mithin der Gasball ein in sich selbst rotirender werden.“ — Also schon wieder ist eine äußere Gewalt nöthig, um dem glücklich gebildeten Kern eine Bewegung um seine Achse mitzutheilen. Freilich andre feste Kerne, andre Sonnensysteme, können auf ihn gewirkt haben; aber diese müssen doch selbst in ähnlicher Weise entstanden sein; und dann erhebt sich wieder die Frage: woher ihre Concentration und ihre vorauszusetzende Drehung? Denn wenn sie selber nicht in drehender Bewegung waren, so läßt sich um so schwieriger begreifen, wie sie durch ihre Einwirkung dem Sonnengasball zu seiner drehenden Bewegung sollen verholfen haben. In der Masse selbst — das erkennt Laplace an — kann der Grund der Drehung nicht liegen; denn in der Materie wohnt einmal die vis inertiae und nicht die sich selbst bewegende Kraft. —

Weiter: „Anfangs sich langsam um seine Achse wälzend, wurde diese Bewegung wegen der fortschreitenden Verdichtung der Masse und der damit harmonischen Verkleinerung des Volumens bald schneller und schneller, die Gestalt des Gasballes aber bald mehr und mehr eine sphäroidische, der Linsenform genäherte, indem mit der schnelleren Drehung auch die Schwungkraft (Centrifugalkraft) sich vermehrt. Bei fortschreitender Verdichtung des Ganzen und gleichmäßig vermehrter Fliehkraft der peripherischen Theilchen konnte es nun nicht ausbleiben, daß zu irgend einer Zeit diese Fliehkraft über die Anziehung, welche der Kern im Mittelpunkte auf die peripherischen Schichten ausübte (Centripetalkraft), die Oberhand gewann.“ — Aber mit der fortschreitenden Verdichtung gewann die Masse an Anziehungskraft; und die Fliehkraft wuchs nur in demselben Verhältnisse, wie die Verdichtung, also die Anziehungskraft der Masse, zunahm; und es ist wieder nicht einzusehen, weshalb die Fliehkraft über die Anziehungskraft den Sieg davon tragen sollte.

Weiter: „Und da dies an allen Orten unter dem Aequator des linsenförmigen Gasballes gleichzeitig erfolgen mußte, so löste ein ringförmiger, zumeist peripherischer Theil vom Ganzen sich ab. Dieser Gürtel oder Ring erhielt später durch Störungen, welche auf ihn ausgeübt wurden, Lücken, zerriß an einer oder an mehreren Stellen und wickelte sich zu ebenso vielen Kugeln auf, welche so wie sie entstanden waren, ihr Dasein bleibend behaupteten." Also irgend welche „Störungen" traten ein, die wir durchaus nicht kennen; wären sie aber nicht eingetreten, so würde die Linsenform des Ringes geblieben sein; — wie zufällig!

Weiter: „Es ergab sich also daraus entweder ein einziges neues größeres Sphäroid mit doppelter Bewegung: eine Achsendrehung, bedingt durch die ungleiche Schwungkraft, welche der Gasring an seiner äußern und innern Seite besitzen mußte; und einer zweiten, den übrig gebliebenen Gasball noch ferner umkreisenden peripherischen Umlaufsbewegung; — oder eine Anzahl kleinerer Sphäroide, die alle in ziemlich gleichem Abstande vom Centrum mit denselben doppelten Bewegungen fortrollten." Also jene unbekannten „Störungen" traten nicht blos bei der ersten Ablösung, dem Neptun, sondern regelmäßig bei allen folgenden Planeten wie gerufen wieder ein: bei Uranus, Saturn, bei Jupiter und dem Planetoiden, bei Mars und der Erde, bei Venus und Merkur! Sonderbare Störungen! —

Diese Ablösungen repetirten und ergaben die Planeten, bis „ein solcher Fall vermöge des geringeren Umfanges, den der Centraltheil nach so viel erlittenen Verlusten angenommen haben mußte, nicht mehr eintreten konnte." Auch dieser Satz muß gläubig hingenommen werden. Wehe, wer zu fragen wagt: woher diese Ermattung des Centralkörpers? Der Umfang wird freilich geringer; aber das war schon geschehn, als der Neptun sich losgelöst hatte, und doch hatte der Centralkörper noch neue Planeten zu entlassen vermocht; warum? weil, sagt Burmeister-Laplace, weil er „immer mehr seine Schnelligkeit in der Umdrehung vergrößerte, als er fort und fort durch Zusammenziehung oder Verlust kleiner wurde." Nun ist der Centralkörper durch den Verlust der folgenden Planeten bis zum Merkur hin immer kleiner geworden; auch ist kein Grund

abzusehen, warum er sich nicht noch weiter zusammen ziehn sollte; weshalb vergrößert er dann aber plötzlich seine Schnelligkeit in der Umdrehung nicht mehr und entläßt keine neuen Ringe mehr? während man nach der Theorie erwarten sollte, der Centralkörper werde sich selbst auf ein Minimum reduciren, das mit der enormsten Geschwindigkeit sich um sich selbst bewegte. — Warum nicht? —

Es mag gelingen, auch noch den Grund, warum die Sonne gerade mit der Entlassung des Merkur zur Ruhe gekommen ist, in einer natürlichen Ursache zu entdecken — es würde damit nichts geändert. Das ist gerade das Großartige in der Schöpfung: die Herrschaft Eines Gesetzes würde Unordnung, Chaos hervorrufen; dagegen ist ihm selber durch ein andres Gesetz ein Ziel gesetzt; — sie beide dienen der höheren vernünftigen Ordnung.

„Jetzt endlich hatte sich der Gegensatz zwischen der centralen Sonne und den peripherischen Planeten für immer festgestellt.“ Es erfolgen nunmehr noch Ablösungen von den Planeten, aus denen ihre Trabanten entstehen. Aehnliche Fragen wie oben erheben sich auch hier.

Außerdem führt Humboldt (Kosmos I, 95 ff.) noch eine Reihe von Schwierigkeiten und ungelösten Fragen in Bezug auf das Sonnensystem auf, die Burmeister gänzlich ignorirt. — Es ist ein alter Spruch und noch nicht veraltet: „Er führet ihr Heer bei der Zahl heraus.“

Was endlich die Frage betrifft, warum gerade der Centralkörper, die Sonne, ein leuchtender Körper ist, so hat die Naturwissenschaft darüber kaum Vermuthungen. Weiß in der Schrift „Satellitenbildung“ hält den Lichtäther für ein elastisches Fluidum, das durch die Einwirkung der Schwerkraft der Sonne in leuchtenden Zustand versetzt wird. —

Die Kant-Laplacische Hypothese hat starke Gründe für sich, besonders die Richtung aller Planeten von Westen nach Osten (freilich machen die Uranustrabanten in ihrer Richtung von Osten nach Westen eine der Theorie widersprechende und unerklärliche Ausnahme); sie zeigt den großen Gott, der mit einfachen Mitteln das Größeste wirkt. Wer sie aber benutzen will, um Gott entbehren zu können, der irrt sich; der wende sich lieber zu Czolbe und erkläre:

es ist ewig so gewesen, wie heute, d. h. wir wissen nichts und wollen nichts wissen. —

Fassen wir das Resultat zusammen, so setzt die Kant-Laplacische Hypothese eine Anstoß gebende, die Atome concentrirende und die Massen allerdings in großer Regelmäßigkeit, aber nach einem nur geahnten und bisher noch nicht erforschten Pläne ordnende Kraft über den Atomen voraus. —

So weit hätte das schöpferische Werde der zweiten und vierten Schöpfungsstufe der Bibel ihre Erklärung gefunden. „Im Grunde" wissen die Gelehrten heute noch nicht mehr und nichts Wahreres darüber zu sagen, als was die Bibel erzählt: „Er hat den Himmel von der Erde gesondert und den Gestirnen ihre Bahn gewiesen." —

Wir verfolgen die Entwickelungsgeschichte unserer eignen Erde in ihrer Folge von Gebirgsformationen und deren Fossilien nicht weiter, weil die Bibel darüber keine Aussage thut, und begnügen uns mit dem oben gethanen Funde, daß die neuere Geologie in Uebereinstimmung mit dem Gesammteindruck der biblischen Schöpfungsgeschichte die Entwickelung als stetig fortschreitend auffaßt, entgegen der früheren Kathastrophentheorie. —

Wir haben aber zunächst noch einen Schritt rückwärts zu thun. Denn — merkwürdige Thatsache! — die Bibel geht noch einen Schritt weiter zurück, als Kant-Laplace. Diese wußten keine Antwort zu geben auf die Frage: woher die erste Bewegung, aus der die Scheidung der Weltkörper, Himmel und Erde hervorging. Die Bibel sagt uns: die vorbereitende Stufe zu dieser Unterscheidung ist die Wirksamkeit des Lichts; jene Scheidung ist erst das zweite Tagewerk. Der erste Schöpferruf lautet: „es werde Licht!"

Woher das Licht, dessen wesentliche Bedeutung für die ganze Welt organischer wie anorganischer Gestaltungen wir oben kennen lernten? Kann die Naturwissenschaft das „Werde" des ersten Tages überflüssig machen? — Noch weniger als das Werde des zweiten und vierten Tages!

Die Naturwissenschaft kann noch nicht einmal sagen, was das Licht ist. Der Physiker Eisenlohr erklärt, man habe über die eigentliche Natur des Lichts noch keine Gewißheit, es gründen

sich alle Versuche zur Erklärung der Lichterscheinungen auf Hypothesen. Die jetzt allgemein angenommene Hypothese ist die Undulationstheorie. Alle ponderablen Atome (zu denen auch die Atome gehören, aus denen die Luft besteht) sind von Aetherhüllen umgeben. Ein leuchtender Punkt ist nun ein solcher, der den Aether in schwingende Bewegung versetzt; diejenigen Aetherschwingungen oder Aetherwellen, welche bis in unsre Netzhaut dringen, erregen das Sehen. Diese Theorie macht zwar viele Lichterscheinungen verständlicher, läßt aber vieles unerklärt. Wir hörten oben den Einwurf Plancks, daß diese Theorie gerade die Eigenthümlichkeit des Sehens nicht erkläre, sondern ein Andres an ihre Stelle setze. Und wenn die Aetheratome durch einen leuchtenden Körper, wie die Sonne, nach allen Seiten hin in Bewegung gesetzt werden, so müßten wir nur eine allgemeine Helle wahrnehmen, würden aber die Sonne selbst nicht sehen; wir würden uns nur in einem Lichtmeer befinden. Es würde gar keinen Schatten und gar keine Nacht geben können. Auch ist nach dieser Theorie nicht einzusehn, wie z. B. der Flußspath durch Aussetzung an das Sonnenlicht selbstleuchtend werden und es Wochen lang bleiben kann. Ebenso bleiben die chemischen Erklärungen des Lichts unerklärt, so daß Berzelius bemerkt, diese Phänomene faßten etwas in sich, was nicht bloß mechanisch ist.

Die Hauptfrage jedoch, die wir im Namen der Bibel an die Naturwissenschaft richten müssen, ist die: woher stammt die Wellenbewegung des Aethers, die wir Licht nennen? Sie geht gegenwärtig von einer leuchtenden Masse, die wir Sonne nennen, aus. Das Sonnenspektrum hat gezeigt, daß in der Sonnenatmosphäre gewisse Elemente wie Natrium, Kalium u. s. w. als glühendes Gas vorkommen. Aber dies setzt wieder eine Lichtquelle von hinreichender Intensität voraus, die diese Elemente glühend erhält. Und selbst wenn die Hypothese von Weiß bewiesen wäre, daß der Lichtäther eine große Elasticität besitzt, welche durch die Einwirkung der Schwerkraft der Sonne in fortwährender Bewegung erhalten wird, so müßte doch das Licht immer eher sein, als dieser Centralkörper, zu dessen Concentration das Licht erst den Anstoß gegeben. — Wir werden zurückgeworfen auf die letzte Frage, welcher der Materialismus bisher

immer ausgewichen ist: woher stammt der erste Anstoß zur Bewegung der Aetheratome? Die Aetheratome sind auch den Gesetzen der Trägheit unterworfen, wie die ponderablen Atome, wenn gleich in weit geringerem Maße. Denn wahrscheinlich bewirkt der Aether in den Kometen von geringerer Masse eine Verzögerung ihres Laufs, wie Encke besonders an dem nach ihm benannten Kometen nachgewiesen hat. Wenn der Aether aber dem Gesetze der Trägheit folgt, so kann in ihm selber nicht der Anstoß zur Bewegung liegen, dieser muß vielmehr außerhalb des Aethers gesucht werden. Oder man muß mit Czolbe behaupten, daß der Aether trotz seiner Trägheit sich einmal von Ewigkeit her in Bewegung befinde, d. h. nichts erklären, und den gordischen Knoten mit dem souveränen Schwert der Unwissenheit durchhauen. — Ueber die letzten Fragen weiß die Naturwissenschaft nichts; die Frage nach dem Ursprung des Lichts aber drängt zur Annahme einer bewegenden Kraft vor den Aetheratomen — zu einem göttlichen Schöpferruf: „Es werde Licht!"

Diese Anerkennung können wir dem biblischen Berichte nicht versagen: er hat einen tieferen Blick in die Natur gethan, als der große Königsberger Philosoph und der große französische Astronom der Neuzeit. Die Bibel beginnt mit dem Licht! das ist der Hebel für die Urbewegung der Massen, durch welche Sonne und Erde gesondert werden. —

Bei der Concentration der Massen tritt der Proceß der Krystallisation in den Vordergrund. — Diese geschieht so, daß sich zuerst ein fester Punkt bildet, der in der durchsichtigen Mutterlauge plötzlich unter Aufblitzen eines Funkens entsteht und sehr rasch durch symmetrische Aneinanderlagerung anderer Atome sich vergrößert. Hier zeigt sich also eine Kraft der Centralisation, die erstens eine bestimmte Menge Atome überhaupt aus der allgemeinen Masse ausscheidet und sie zu einer Einheit verbindet, — gleich jenem ersten festen Kern in dem Kant-Laplacischen Gasball. — Welcher Stoff ist der Träger für diese Kraft? Eine besondere Art von Atomen kann es nicht sein, da sich in dieser Beziehung gar kein Unterschied zwischen ihnen findet. Allen Atomen kann die Kraft der Centralisation auch nicht zukommen; denn wenn sie alle centralisirend wirkten,

so würde die centralisirende Kraft aller Atome sich gegenseitig aufheben; es würde zu gar keiner Krystallisation kommen.

Ferner zeigt die Krystallisation bestimmte regelmäßige Formen in der Aneinanderlagerung der Atome. Woher diese? Czolbe erkennt an, daß „es gar nicht vorstellbar ist, wie aus den Grundstoffen . . . allein durch die form- und planlosen physikalischen und chemischen Vorgänge die einfachste Krystallform entstehen soll.“ Er entscheidet sich dahin, daß die Atome jedes Grundstoffs eine bestimmte, ewige dauernde Krystallform besitzen. Abgesehen davon, daß auch hier noch dieselben Schwierigkeiten bleiben, so ist Czolbe wieder bei dem verzweifelten Geständniß der Unerklärbarkeit angelangt. Es bleibt nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß die centralisirende Kraft zugleich die Formen gebende ist.

Aehnlich wie mit der Krystallisation der festen Körper, verhält es sich mit der Kugelgestalt der flüssigen Körper, des Wassers, Quecksilbers u. s. w.

Da nun aber die centralisirende Kraft weder in einigen Atomen sein kann, noch in allen, so muß sie nothwendig über den Atomen sein; d. h. das schöpferische Werde, das die anorganischen Bewegungen hervorrief und Schöpfer und Träger der Formidee der Krystalle ist, muß als fortdauernd gedacht werden. Jenes Werde tönt durch alle Zeit. Gott, der Schöpfer der anorganischen Naturstufe, er ist auch ihr Erhalter. In den Gesetzen, die er sich selbst gegeben, bethätigt er seine allgegenwärtige Wirksamkeit. —

Ebenso verhält es sich in der Chemie mit dem Gesetze der multiplen Proportionen: weil hier nicht Willkür, sondern eine strenge Gesetzmäßigkeit der Elementenverbindung sichtbar wird, so offenbart sich hier der Gott, der diese Gesetze in seinem Geiste gesetzt und die Elemente ihnen gemäß geschaffen hat.

Capitel 13.

Fortsetzung: Die Organismen.

Die physikalischen und chemischen Kräfte der Atome regen sich, um endlich — sagt die materialistische Anschauung — die Zelle, das organische Leben, aus sich durch zufällige Combination der Atome zu erzeugen; um ewig auf der anorganischen Stufe zu verharren, wenn kein weiterer schöpferischer Ruf sein Werde spräche — sagt die Bibel.

Welches ist der Unterschied zwischen Anorganischem und Organischem? Wir hören zuerst die Aussage der Chemie aus dem Munde des großen Chemikers Liebig in seinen chemischen Briefen: „In der unorganischen Natur herrschen Mechanismus und Chemismus. . . Aber im Organismus der lebendigen Pflanze verlieren Luft, Wasser, Sauerstoff und Kohlensäure ihren chemischen Charakter und üben weder durch ihre Masse noch durch Affinität eine Wirkung aus. Außerhalb der Sphäre der in der Pflanze thätigen lebendigen Kräfte äußert der Sauerstoff seine vorwiegenden Verwandtschaften zu den verbrennlichen Elementen, dem Kohlenstoff, dem Wasserstoff; innerhalb der Pflanze wird er aus dem Wasser, aus der Kohlensäure ausgeschieden und durch die Blätter der Luft als Sauerstoff wiedergegeben. Der Lebensproceß der Pflanze ist der Gegensatz des Oxydationsprocesses, der in der anorganischen Natur vor sich geht; er ist ein Reduktionsproceß. . . Nur die mangelhafte Kenntniß der anorganischen Kräfte ist der Grund, warum von manchen Männern die Existenz einer besondern in den organischen Wesen wirkenden Kraft geleugnet, warum den unorganischen Kräften Wirkungen zugeschrieben werden, die ihrer Natur entgegengesetzt sind, ihren Gesetzen widersprechen. . . Wenn Sie die Personen ins Auge fassen, von denen jene Meinungen verfochten werden, so bemerken Sie sogleich, daß sie Fremdlinge sind in den Gebieten, welche die Erforschung chemischer und physikalischer Kräfte zur Aufgabe haben; kein competenter Physiker oder Chemiker hat ihnen jemals beigestimmt. Und wenn Sie unsre

großen Physiologen fragen, denen wir die Entdeckung der Thatsachen verdanken, auf welche die Leugner der Lebenskraft ihre Behauptungen stützen, so werden Sie die Antwort erhalten, daß diese Meister der Wissenschaft solche Behauptungen und Schlüsse weder für begründet noch für gerechtfertigt ansehn. Es sind die Meinungen von Dilettanten, welche von ihren Spaziergängen an den Grenzen der Gebiete der Naturforschung die Berechtigung herleiten, dem unwissenden und leichtgläubigen Publikum auseinanderzusetzen, wie die Welt und das Leben eigentlich entstanden, und wie weit doch der Mensch in der Erforschung der höchsten Dinge gekommen sei." —

Liebig nimmt also eine besondere organisirende Kraft an — gewöhnlich Lebenskraft genannt — die in ihren früheren Fassungen viel Unzuträgliches hatte, sich aber ihrem Kerne nach trotz aller Gegenversicherungen der Materialisten, wie Liebig zeigt, bis auf den heutigen Tag behauptet. Sie ist es, die sowohl die chemische Verbindung der Atome sich dienstbar macht als auch diese verhindert, ihrer chemischen Verwandtschaft zu folgen und sie zwingt, andere Verbindungen einzugehen. So sagt Liebig: „In dem lebendigen Leibe wirken auch chemische Kräfte; sie wirken unter dem Einfluß einer nicht chemischen Ursache. Nur in Folge dieser beherrschenden Ursache, und nicht von selbst, ordnen sich die Elemente und treten zu Harnstoff, zu Taurin zusammen, wie der intelligente Wille des Chemikers sie außerhalb des Körpers zwingt zusammen zu treten." —

Ebenso ist der große Physiologe Johannes Müller Anhänger der Lebenskraft. Er erkennt in dem Organismus „eine prästabilirte Harmonie der Organisation mit den Fähigkeiten; für den Zweck der Ausübung dieser Fähigkeiten; während die Krystalle durchaus keine Zweckmäßigkeit der Gestaltung für die Thätigkeit des Ganzen zeigen. Die Zweckmäßigkeit beherrscht auch die Bildung der einfachsten Elementargewebe. Die harmonisch wirkende Kraft besteht früher, als die harmonischen Glieder des Ganzen. Diese vernünftige Schöpfungskraft äußert sich in jedem Thiere; sie ist im Keime schon vorhanden und erzeugt die zum Begriff des Ganzen gehörigen Glieder. Die einfache, aus körnigem formlosem Stoff

8*

bestehende Keimscheibe ist das potentielle Ganze des spätern Thieres.

Hören wir noch, wie Burmeister den Unterschied des Anorganischen vom Organischen auffaßt: „Jene (die anorganischen Körper) sind nicht blos dem Typus oder dem Schema nach mathemathische Formen, sondern auch in ihrer ganzen Ausführung; mithin blos von mathematischen Größen, von Flächen, Linien und Punkten begrenzt. Die organischen Naturkörper haben dagegen zwar ein mathematisches Grundschema, allein ihre äußeren Begrenzungen sind stets mathematisch unbestimmbare, wahrhaft eigenthümliche, mithin organische Flächen, und mathematische Linien fehlen an ihnen so gut, wie mathematische Punkte als Begrenzungsantheile. . . Materiell sind die anorganischen Körper dadurch ausgezeichnet, daß ihre Bestandtheile sofort (zu Krystallen) unter der concreten Form zusammenschießen, welche dem bestimmten Naturkörper, den sie bilden, zuertheilt wurde. Die organischen Körper nehmen dagegen die Materie, aus welcher sie sich bilden, nie anders, als unter der Form kleiner, räumlich isolirter Bläschen, welche wir Zellen nennen, in ihre Masse auf und verwandeln jeden organischen Grundstoff in solche Zellen, ehe sie ihn an den verschiedenen Geweben, aus welchen sie sich aufbauen, Antheil nehmen lassen. Demnach sind die anorganischen Naturkörper durch und durch aus Atomen, räumlich isolirten Grundtheilchen aufgebaut, also atomistisch gebildet; die organischen Naturkörper aber niemals, sondern durchweg homogen. — Der ideelle Unterschied beider Gruppen bezieht sich auf die Art ihrer Fortdauer. Alle anorganischen Naturkörper können die prätendirte Fortdauer nur durch eine vollständige Unveränderlichkeit in Form und Mischung behaupten. . . Wir können sie darum als beharrliche Naturkörper bezeichnen. — Die organischen Wesen verhalten sich gerade umgekehrt, insofern deren Fortdauer auf einem beständigen Verbrauch ihrer Mischungstheile und einer Ergänzung des Verbrauchten durch neue Stoffaufnahme gegründet ist. . . Da hiermit eine beständige Veränderung, mithin eine Bewegung in sich, gegeben ist, so könnten sie als die veränderlichen Naturkörper definirt werden; noch bezeichnender aber heißen sie periodische oder cyklische, weil ihre Ver-

änderung gewissen wiederkehrenden Phasen oder Perioden unterworfen ist."

Ferner führt Burmeister aus, wie in dem anorganischen Körper die Materie zugleich die Form bedinge, während „umgekehrt beim Organismus die Form das Wesentliche ist, dem die materielle Grundlage untergeordnet wurde." „Die Materie des Anorganismus ist entweder ganz fest oder ganz flüssig, aber nicht beides zugleich; es giebt dagegen keinen einzigen Organismus, der ganz und gar aus flüssiger Materie bestände, sondern immer sind beide Qualitätszustände seiner Stoffe in räumlich isolirten Umfängen mit einander gemischt; ja schon an der ersten Zelle treten sie auf, jener als umhüllende Haut, dieser als eingeschlossene Flüssigkeit." „Die Entstehung organischer Geschöpfe hängt nicht ab von der bloßen Mischung ihrer Grundbestandtheile, sondern ist immer durch einen andern, uns bis jetzt völlig unbekannten Einfluß bedingt." „Kennen wir auch alle Stoffe, aus denen eine homogene organische Materie, wie das Eiweiß, besteht, so können wir doch kein Eiweiß künstlich machen; während es uns ein Leichtes ist . . . wirkliches Wasser zu bilden."

Es liegen also in dem Organismus Vorgänge vor, die aus dem chemischen Verhalten der Elemente nicht erklärt werden können, vielmehr diesem geradezu widersprechen; und wo sie sich rein chemisch verhalten, da sind sie doch einer höheren Ordnung dienstbar.

Hiernach scheint es unmöglich, die Annahme einer besondern organisirenden Lebenskraft zu verweigern, und allerdings reden auch diejenigen Naturforscher, die sie bestreiten, doch fortwährend von ihr, nur daß sie für Lebenskraft andere Wörter einsetzen. Sie sprechen von „passender Anordnung unzähliger Stofftheilchen" (Dubois-Reymond), von „Keimen zu allem Lebendigen, versehen mit der Idee der Gattung" (Büchner). Was ist das anders, als Umschreibungen der gestaltenden, noch eine Idee formenden, die Materie beherrschenden Lebenskraft? — Es geht mit dieser Frage ähnlich, wie mit dem Zweckbegriff: während man gegen ihn opponirt, bedient man sich seiner fortwährend.

Es ist richtig: mit der Annahme einer Lebenskraft wird nichts von den organischen Erscheinungen erklärt; dies geschieht aber auf dem Gebiete der Chemie auch nicht durch die Annahme einer chemischen Kraft der Wahlverwandtschaft, und doch spricht man von ihr. Ebenso wenig wird wirklich etwas erklärt durch die Annahme einer Anziehungs- und Abstoßungskraft. Für ein verschiedenes Verhalten der Atome zu einander muß auch eine besondere Kraft angenommen werden; sie ist der Ausdruck des thatsächlichen Befundes. — Der Leugner der Lebenskraft muß consequenterweise mit Dubois-Reymond den Versuch machen, die Annahme von Kräften überhaupt zu verwerfen, weil sie auch „nicht den Schatten einer Einsicht in das Wesen des Vorgangs" geben. Für Dubois löst sich die Welt auf in „bewegte Materie, deren Wesen zu erfassen wir für unmöglich halten." Bewegung scheint freilich selbst wieder eine Kraft vorauszusetzen, und wie die Materie mit ihrem Trägheitswiderstand, dem conträren Gegensatz aller Bewegung, zu dieser Bewegung gekommen ist, ist nicht zu begreifen; aber wir sollen eben nicht über „die bewegte Materie" hinausgehn. An der Hand des Materialisten sind wir sofort an der Grenze des Denkens angelangt, sobald wir das Gebiet der nacktesten Empirie um einen Fuß breit überschreiten. Wer weiter zu denken wagt, findet den urkräftigen Gott als den Ausfluß und Träger aller in der Welt wirksamer Kräfte.

Für den biblischen Standtpunkt hat übrigens die Frage nach der Lebenskraft nur ein untergeordnetes Interesse; denn der Bibel ist es nur um den Satz zu thun, daß die blinden Atome nicht aus sich den Organismus hervorbringen können, daß diesem ein leitender Gedanke zu Grunde liegt, eine Idee, die nicht an den Atomen haftet, sondern über den Atomen waltet: der göttliche Gedanke und Wille.

Wie ist es auch möglich, ohne sie, aus der bloßen Aneinanderlagerung der Atome, den Organismus zu begreifen? Erwägen wir nur einige Vorgänge beim Stoffwechsel unsers Leibes! Der Leib in allen seinen Theilen giebt sich selber jeden Augenblick aus; er muß deshalb auch sich selbst wieder einnehmen, d. h. dieselben Stoffe, aus denen seine Knochen, seine Muskeln, seine Nerven,

seine Haut, seine Nägel, seine Haare, seine Galle, sein Schleim u. s. w. bestehn, müssen ihm in der Nahrung wieder zugeführt werden. Wir nehmen die von der Pflanze in organische Materie verwandelten Stoffe auf. Jetzt müssen die organischen Nahrungsmittel in ihre Theile zerlegt werden. Zur mechanischen Theilung dient das Kauen; die Mundhöhle ist dazu mit einer Schleimhaut überzogen, die stets Schleim absondert. Durch die Schneidezähne werden die Speisen zerstückelt, durch die Eckzähne die harten Theile zerbissen, und durch die Backenzähne zermalmt; dies geschieht durch das wiederholte Auf- und Herabziehn des Unterkiefers mit gleichzeitiger Bewegung der Zunge, welche die Speisen zwischen die oberen und unteren Zähne bringt. Der Unterkiefer hat verschiedene Muskeln, durch die er bald in die Höhe und rückwärts, bald auf-, vor- und einwärts, bald seitwärts gezogen wird, so daß die Speisen gehörig verarbeitet werden können. Der Speichel wird aus Drüsen abgesondert; er ist bestimmt, das etwa noch übrige Leben in den organischen Substanzen zu tilgen und sie in den zweiten Grad der Auflösung und Assimilation zu bringen. Die in der Mundhöhle in eine breiartige Masse verwandelten und zugleich durch die Wärme der Mundhöhle temperirten Speisen werden durch die Muskeln des Mundes auf den Rücken der Zunge gepreßt, und diese drückt die Speisen an den Gaumen und in die Rachen- und Schlundhöhle. — Es sind die bekanntesten und scheinbar einfachsten Verrichtungen, und doch wie complicirt und in einandergreifend, alle auf Einen Zweck hinarbeitend! — Wir übergehn den höchst eigenthümlichen Proceß, durch den die Speisen chemisch zerlegt, das Brauchbare von dem Unbrauchbaren geschieden, dieses entfernt und jenes dem Organismus übergeben wird. Die also gelösten Nährstoffe müssen aber in alle Körpertheile geführt werden, um überall zu ersetzen und zu erneuern. Dieser Transport geschieht durch das Blut, in das die Nahrungsstoffe aufgenommen werden. In der rechten Herzkammer wird das Blut mit neuer Nahrung versehn und eilt dann erst zu den Lungen. Dieses (venöse) Blut hat nämlich bei seinem letzten Umlauf im Körper viel Kohlenstoff und Wasserstoff aufgenommen; beide Stoffe werden hier in den Lungen, wo das Blut mit der Luft in Berührung tritt, durch das Ausathmen abgegeben;

zugleich nimmt das Blut den für das Leben so nothwendigen Sauerstoff aus der Luft auf; und heller geröthet (arteriell) kehrt es in die linke Herzkammer zurück, von der es durch den ganzen Körper versandt wird, um an jedem Punkte gerade die Elemente abzusetzen, die hier eben fehlen. Die Verzweigung seiner Kanälchen erstreckt sich bis zu unfaßbarer Kleinheit. Das Herz selber ist ein hohler Muskel; kein Muskel hat so wenig Nerven. Jeder Muskel ermüdet durch Anstrengung; das Herz ist vom ersten Beginn des Daseins bis zum Tode ununterbrochen thätig. Jede Herzkammer hat einen Eingang oder Blutadermündung, und einen Ausgang oder Schlagadermündung; beide Mündungen sind mit merkwürdig gebauten Klappen versehn, die dem Blute den Rückweg versperren. — Auch hier haben wir nur die gröbsten Umrisse geben können; die zartesten Feinheiten dieser Construktion hat selbst die Physiologie noch nicht zu enträthseln vermocht. —

Oder betrachten wir das Auge! Im Dunkel des Mutterschoßes ist es für das Licht gebildet. Oder den Bau des Ohres, des Kehlkopfs! In jedem einzelnen Organ weist ein Theil auf den andern hin und fordert ihn zu seiner Ergänzung. —

Und wieder: jedes Glied kann als solches lebendige Glied nur im Zusammenhange mit dem Leben des Ganzen bestehn: sie alle zusammen erzeugen und ernähren sich selbst. — Hier geht der Organismus über jede mechanische Betrachtung weit hinaus: die Mechanik kennt nur Theile an ihren Maschinen, die als einzelne Theile sich gleichgültig gegen einander verhalten — nur für die Gesammtwirkung müssen sie in einander greifen. Das Ganze ist aus den Theilen zusammengesetzt; die Theile waren vor dem Ganzen da und können auch bestehn, nachdem das Ganze nicht mehr ist. Umgekehrt in dem Organismus. Hier ist das Ganze zugleich in und mit seinen Gliedern da, es erzeugt sich selbst in ihnen; hier kann nicht mehr von Theilen, nur von Gliedern die Rede sein, und ebenso nicht von einem Ganzen, sondern es ist zu einer wahren Einheit gekommen. Worin steckt aber diese organische Einheit? Wahrlich nicht in den verschiedenen, im Stoffwechsel sich ablösenden Atomen — es sei denn daß die Atome vernünftiger wären, als die Menschen und in wunderbarer Harmonie

sich zu einem einheitlichen Bau zusammenfügten; wobei sie freilich den unvernünftigen Streich begangen hätten, den rebellischen, unvernünftigen Menschen darzustellen, der sich nicht so schön in die menschliche Ordnung zu fügen weiß, wie die Atome in die organische. —

Der Organismus kann nicht als Mechanismus begriffen werden, weil in ihm der Mechanismus aufhört; er ist sein Gegentheil. Wahrlich der alte Kant ist noch nicht überwunden, wenn er sagt: der Naturorganismus läßt sich nicht blos aus mechanischen Ursachen erklären, er muß aus Endursachen oder teleologisch erklärt werden. — Der Zweck aber schwebt über den Atomen und weist auf die zwecksetzende Kraft zurück. — Jener alte Weisheitsspruch wird ewig als ein Satz gesunder Logik gelten müssen: „Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?" Hat die Vernunft Auge und Ohr geschaffen, so ist sie sehend und hörend; und hat es der Zufall gethan, so ist der Zufall nicht mehr blind, er ist sehend geworden. — Angesichts der Wunder eines organischen Baues offenbart sich die vorgefaßte Meinung, die wie ein Brett dem Materialisten vor den Augen steht, daß er nichts sieht, außer das Brett dieser vorgefaßten Meinung.

Diesen Thatsachen gegenüber — worauf stützt sich der materialistische Mechanismus? Seine Weisheit läuft darauf hinaus, daß ein Thier- und Pflanzenleib mit seinen Gliedern, Muskeln, Fasern, Blut u. s. w. zusammengesetzt ist aus denselbeu Bestandtheilen oder Atomen, in die der Chemiker auch jeden anorganischen Körper zerlegt — was Niemand leugnet. Daraus aber zu schließen, daß diese Atome ohne leitende Idee sich zu diesem Organismus zusammengeschlossen hätten, heißt doch wahrlich — um mit einem oft gebrauchten Bilde zu reden — nichts anders, als behaupten, daß ein Buch nicht von einem vernünftigen Menschen verfaßt, sondern durch die zufällige Aneinanderreihung der Buchstaben entstanden sei; denn allerdings bei der chemischen Analyse eines Buches wird keine Spur von leitender Idee in der Retorte zurückbleiben. — Hierher paßt auch aufs Haar jenes Wort des Mephistopheles: „Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben, sucht erst den

Geist herauszutreiben; dann hat er die Theile in seiner Hand, fehlt, leider! nur das geistige Band. Encheiresin naturae nennt's die Chemie, spottet ihrer selbst und weiß nicht wie." — Diese Leute haben den Leichnam secirt und keinen Geist gefunden — welch ein Wunder! Die Vernunft herauszutreiben und dann noch die Welt verstehn zu wollen, das ist die umgekehrte Danaidenarbeit des Materialismus: die Vernunft drängt sich zu allen Poren wieder in die Welt hinein. —

Organische Körper werden heut zu Tage nur aus bereits organisirter Materie und nicht aus anorganischem Stoffe erzeugt; — auch wieder ein Uebelstand für den Materialismus. Denn es müßte doch die Möglichkeit nachgewiesen werden, daß eine Pflanze oder ein Thier rein aus anorganischer Materie hervorgehn könnte. Man hat sich daher lange bemüht, auch noch in der gegenwärtigen Zeit, eine Urzeugung, generatio originaria, nachzuweisen, d. h. nachzuweisen, daß auch noch gegenwärtig aus anorganischem Stoff durch bloße Wirksamkeit der anorganischen, physikalischen und chemischen Kräfte organisches Leben sich erzeuge. — In dem Regen- oder Flußwasser einer verkorkten Flasche, in das man eine pflanzliche oder thierische Substanz gethan, bildet sich nach einiger Zeit ein schöner grüner Stoff, die sogenannte Prinstley'sche Materie; hierin entdeckt das Mikroskop Pflanzen- und Thierleben. Aus verfaulenden organischen Körpern bildet sich mikroskopisches Leben sehr schnell. Man hat auch Fleisch mit destillirtem Wasser gekocht, mit destillirtem Wasser das Glas gereinigt (damit nicht das in dem gewöhnlichen Wasser verborgene Leben zu dem Fleische hinzutrete), dann das Fleisch mit frisch destillirtem Wasser unter Wasserstoffgas in das Glas gefüllt und luftdicht verschlossen: und es sind Infusionsthierchen entstanden u. s. w. — Diese Experimente beweisen aber nichts, weil hier bereits organische Substanz vorhanden war, da Ehrenberg's mikroskopische Untersuchungen gezeigt haben, daß eine unendliche Menge Eier von Infusionspflänzchen und -thierchen als Staub in der Luft umhergetragen werden und jeden Augenblick an alle Stellen gelangen können, wo zu ihrer Entwickelung günstige Verhältnisse sind. Die Infusionseier sind kleiner als die feinsten Sonnenstäubchen und können in trockenem

Zustande durch die leichteste Luftbewegung fortgeführt werden. — F. Schulze fand, daß pflanzliche und thierische Stoffe, in einem Glaskolben mit destillirtem Wasser übergossen und der Kochhitze ausgesetzt, selbst nach längerer Zeit noch keine Bildung von Algen und Infusorien zeigten, sobald man die Luft nicht in der gewöhnlichen Form, sondern durch Schwefelsäure geleitet und somit gereinigt hinzutreten ließ. Unger ist für die niedrigsten Pflanzenformen zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. — Außerdem giebt es noch einige Fälle, in denen aus nur anorganischen Substanzen sich organisches Leben soll gebildet haben: man will durch Aufguß von reinem Wasser auf Granit, Kohlenblende und Marmor mikroskopisches Leben hervorgezaubert, durch längere Einwirkung des galvanischen Stroms auf eine kieselsaure Kaliauflösung, welche durch kochendes Wasser und Salzsäure verdünnt war, sogar Milben in's Leben gerufen haben. Aber diese Fälle sind so vereinzelt und so wenig wissenschaftlich begründet, daß ein Experimentfehler bei ihnen mehr als wahrscheinlich ist. Rolle z. B. übergeht sie neuerdings ganz und kommt zu dem Schluß: „So ist denn unter der ausgedehnten Anwendung des Mikroskops der alte Harwey'sche Satz, daß alles Lebende vom Ei ausgeht, omne vivum ex ovo, in neuerer Zeit wieder mehr zu allgemeiner Geltung gelangt, als vordem. Man nimmt allgemein an, daß . . kein organisches Wesen mehr anders als aus Keimen, Samen oder Eiern entstehen könne."

Wo bleibt dann aber die Urzeugung der ersten Organismen in der Vorwelt? — Rolle stellt kühn die Behauptung auf, daß das Gesetz: omne vivum ex ovo „sehr wohl ein auf den dermaligen Stand der Dinge eingeschränktes" sein kann. Wie damit das von den Materialisten und auch von Rolle proklamirte Axiom „der ewigen und unveränderlichen Naturkräfte" stimmt, ist nicht recht klar. Man sollte doch meinen, die Kraft der Urzeugung sei nicht eine der geringsten Naturkräfte gewesen, und trotzdem läßt sie sich nirgends mehr finden! Zwar Rolle tröstet uns mit der Hoffnung, daß es der Chemie doch nicht gelingen werde, organisches Leben (vielleicht gar den homunculus!) aus der Retorte hervorzuzaubern, und giebt uns als Unterpfand für jene Hoffnung die chemische Darstellung von Blausäure, Oxalsäure und Harnstoff, die sonst nur

aus den Lebensvorgängen von Pflanzen und Thieren oder aus der Zersetzung von Pflanzen- und Thierstoffen hervorgehn. Aber leider hat Liebig schon den schönen Traum zerstört. Er sagt: „Was jene Dilettanten organische Verbindungen nennen, sind gar keine solche, sondern chemische, welche die Bestandtheile der organischen enthalten .... Und so wird es dem Chemiker gelingen, Chinin, Caffein, die Farbestoffe der Gewächse und alle Verbindungen zu erzeugen, welche keine vitalen, sondern nur chemische Eigenschaften besitzen, deren kleinste Theile sich zu Krystallen ordnen, deren Form und Gestalt eine nicht organische Kraft bestimmt. Aber nie wird es der Chemie gelingen, eine Zelle, eine Muskelfaser, einen Nerv, mit Einem Wort, einem der wirklich organischen, mit vitalen Eigenschaften begabten Theile des Organismus oder gar diesen selbst in ihrem Laboratorium darzustellen." — Der große Fund der Chemie in Darstellung jener Stoffe beschränkt sich also auf den Nachweis, daß im Organismus auch chemische Kräfte thätig, ihm dienstbar sind. — Jene Verbindungen rein chemischer Natur — Blausäure u. s. w. — werden aber von Rolle unbesehens für organische Verbindungen genommen und auf diese Unrichtigkeit eine weitere Hypothese gebaut: „Solchergestalt hervorgegangene Materien" (wie jene chemischen Verbindungen im Organismus) „würden dann" (in der Urzeit) „nicht alsbald von Lebewesen aufgesaugt, wie es heute mit jeder lebensfähigen Materie der Fall ist, sondern sie häuften sich in den Gewässern und dem Dunstkreise an und konnten unter geeigneten Umständen die Grundlage neuentstehender Organismen werden." Also diese Verbindungen, die sonst nur aus den Lebensvorgängen und der Zersetzung von Pflanzen und Thieren stammen, die in der anorganischen Natur sich gar nicht vorfinden — sie sollen die Grundlage neuentstehender Organismen gewesen sein! Quousque tandem! —

Ein stolzer Hypothesenbau, auf Nichts gegründet! Niemand weiß von einer Urzeugung; aber sie muß doch gewesen sein. Hierbei geräth man mit dem Grundsatz der ewigen und unveränderlichen Naturkräfte in Conflict, — eine Hypothese hilft aus der Noth; die jetzigen Lebewesen saugen die den Organismen zu Grunde liegenden chemischen Verbindungen auf; diese chemischen Verbindungen werden

für organische erklärt, und während sie sonst als Produkt des Organismus erscheinen, zur Ursache des Organismus dekretirt. Das ist die neueste Weisheit! Aber principiis obsta! — — Alles unbegründete Hypothese; aber Einen Vorzug hat sie, und dieser Eine deckt alle ihre Blößen: den Vorzug, „natürliche Dinge auch auf natürlichem Wege zu erklären und die Herbeiziehung von Wundern, als an und für sich den Grundlagen der Wissenschaften widersprechend, vollständig zu vermeiden." Rolle erkennt selbst die wissenschaftliche Grundlosigkeit der Hypothese an; hier giebt er ihr Motiv an: „es soll keine Wunder und keinen Gott geben", also wird mit den schönsten Hypothesen bewiesen: „es giebt keine Wunder und keinen Gott" — und wenn er mit Händen zu greifen ist und für jene Ansicht keine einzige urgezeugte Milbe spricht. — Wo bleiben die „exacten Resultate"? Wir sind auch dafür, das Natürliche natürlich zu erklären, und die Naturwissenschaft mag sich begnügen, auf diesem Wege, so weit die exacten Resultate reichen wollen, vorzudringen; aber — und dies Gebiet gehört der Naturwissenschaft nicht mehr oder wenigstens nicht mehr allein an; — der Denker kommt an einen Punkt, wo ihn die natürliche Erklärung verläßt und er entweder zu einer unnatürlichen oder — zu einer übernatürlichen seine Zuflucht nehmen muß. Hier hat man wieder nur zu wählen — je nach seiner Neigung.

Oder aber Czolbe steht wieder im Hintergrunde, der nicht leugnen kann und will, daß „die Entstehung der Organismen stets andere Organismen voraussetzt, welche die plan- und formlosen physikalischen und chemischen Vorgänge planmäßig leiten" und der daraus folgert, daß man entweder Lebenskraft, Idee u. s. w. — all diese grauenhaften übersinnlichen Dinge — annehmen müsse, — oder aber die Ewigkeit der Organismen, d. h. erklären, daß man nichts zu begreifen vermag.

Doch aber ist in dem Bestreben des Materialismus, die Organismen unter dieselben Gesetze zu stellen, wie sie in der anorganischen Welt herrschen, Ein richtiges Moment anzuerkennen: die beiden Reiche können nicht grundverschieden sein, sondern das höhere ruht auf dem niederen, und dieselben Elemente, welche das organische Reich constituiren, gehen in die organische Welt über.

Die Materie muß deshalb von vornherein sowohl für die anorganische wie für die organische Verbindung angelegt sein; es muß sich daher anorganisches Verhalten im Organismus finden, während freilich das Umgekehrte nicht stattfinden kann. Diese Wahrheit findet auch ihren Ausdruck in der Schöpfungsgeschichte, nach der die Erde, das Anorganische, sowohl die Pflanzen- wie die Thierwelt, das Organische aus sich hervorgehen läßt. — Die materialistische Folgerung dagegen, daß der Organismus nur ein sehr complicirter Mechanismus sei, ist ein Unsinn, den Liebig treffend mit folgendem Bilde geißelt: „Wenn der Chemiker ein Haus der chemischen Analyse unterwerfen würde, so würde er sagen, daß es aus Silicium, Sauerstoff, Aluminium, Calcium, etwas Eisen, Blei und Kupfer, aus Kohlenstoff und den Elementen des Wassers bestehe . . . Wenn Ihnen nun Jemand beweisen wollte, daß der Pallast des Königs mit seiner ganzen inneren Einrichtung, mit Statuen und Gemälden, von selbst entstanden wäre, durch ein Spiel der Naturkräfte, welche zufällig sich begegnet und die Elemente zum Haus geordnet hätten, weil ja der Mörtel aus einer chemischen Verbindung von Kohlensäure und Kalk bestehe, die ein jeder Anfänger in der Chemie darstellen könne, weil die Steine, das Glas aus Silicium, Aluminium u. s. w. bestehn, welche durch die chemische Affinität zusammengehalten werden und durch die Cohäsionskraft Festigkeit erlangen, weil also chemische und physikalische Kräfte an dem Haus einen bestimmten Antheil haben — Sie würden ihm mit einem Lächeln des Mitleids antworten." Und der Bau einer Pflanze und eines Thieres ist mehr als der Bau eines Hauses!

Capitel 14.

Fortsetzung: Fortpflanzung. Entstehung der Arten.

Gehen wir einen Schritt weiter in der Beantwortung der Frage: wie ist die jetzige Welt der Organismen entstanden? — so tritt uns, nachdem die Urzeugung oder Urschöpfung geschehn, die

fortgehende Zeugung der Organismen aus sich selbst entgegen — eine Thatsache, deren beweisende Kraft noch zu wenig gegen den Materialismus verwandt ist. — Wenn man nämlich einen Materialisten über die Urzeugung discuriren hört, so erzählt er etwa von einem Urschleim, der unter besonders günstigen — nicht näher anzugebenden — Umständen entstanden sei; oder er sucht ohne Vermittelung des Urschleims das Zustandekommen der ersten Zelle durch irgend welche zufällige Zusammenlagerung von Wasserstoff, Kohlenstoff u. s. w. plausibel zu machen. Man sollte danach erwarten, daß die Natur an verschiedenen Punkten dieses selbe Experiment oder denselben Zufall wiederholt und — je nach Eigenthümlichkeit der Umstände — größere oder kleinere, höher oder niedriger organisirte Pflanzen und Thiere erzeugt habe; diese hätten nun entweder, den Steinen gleich, eine — relativ — unvergängliche Dauer haben, oder nach einer kürzeren Zeit sich auflösen können; an ihrer Stelle hätte dann die Natur wieder — durch Zufall oder Nothwendigkeit (diese identischen Blinden im Gegensatz zur sehenden übernatürlichen Vernunft) — andere ihnen gleiche oder unähnliche organische Gestaltungen hervorgebracht, — also eine fortgehende Urzeugung. Diese wäre das Utopien des Materialismus; sie würde aufs beste mit seiner Theorie von den „ewigen und unveränderlichen Naturkräften“ stimmen. Aber leider hat die Urzeugung aufgehört und will sich nirgends wieder finden lassen, und an ihre Stelle ist ein Zeugungsproceß secundärer Art getreten — mag er vor sich gehn durch einfache Selbsttheilung oder vermittelst Keimkörnern durch Knospen, wie bei den niederen Organismen, oder auf geschlechtlichem Wege durch Samen und Eier. — Wie ist die Fortpflanzungsfähigkeit und der Fortpflanzungstrieb zu erklären?

Wir sehn uns fast vergeblich nach einer Antwort auf diese Frage in materialistischen Schriften um. Der Materialist kann eigentlich nur wieder mit seinem Universaldietrich für alle Räthsel kommen: die Atome haben sich zufällig gerade so zusammengelagert, daß daraus eine fortgesetzte Zeugung hat nothwendig entstehen müssen; d. h. er erklärt nichts.

Man sollte meinen, die Beantwortung dieser Frage müßte jener nach der Entstehung der Arten nothwendig voraufgehn. Aber mit nichten! Die Darwinsche Theorie nimmt die Zeugung als ganz selbstverständlich, sobald die erste Zelle gegeben ist. Rolle in seiner Darstellung der Darwinschen Lehre von der Entstehung der Arten hat über unsre Frage nur das kurze Wort zu sagen: „Die Fortpflanzung überhaupt ist nur eine Fortsetzung von Ernährung und Wachsthum, welche, nachdem sie für die Ausbildung des Individuums genug gewirkt, zur Erzeugung neuer Individuen wirksam werden." Eine brevi manu-Erklärung! Davon zu geschweigen, daß eine Fortpflanzung auch bei Individuen stattfindet, in denen — nach menschlichem Dafürhalten — „Ernährung und Wachsthum" noch nicht „genug für die Ausbildung des Individuums gewirkt" haben, so führt Rolle die Fortpflanzungsfähigkeit in ihrer höchst eigenthümlichen Construktion — auf Hypertrophie zurück, eine Krankheitsform, der wahrscheinlich durch die Fortpflanzung vorgebeugt wird! Gewiß war es ein sehr vernünftiges Auskunftsmittel des Zufalls in der Natur, die Fortsetzung einer Urzeugung aufzugeben und in der secundären Zeugung dem Organismus einen Abzugscanal gegen Hypertrophie und Fettsucht zu eröffnen! Woher die Fortpflanzungsorgane entstanden sind, ist nach Darwinscher Theorie dann auch leicht erklärt: ihre Entstehung gehört unter das Capitel vom Kampf und Dasein! Man entschließt sich das Unvernünftigste anzunehmen, um nur den vernünftigen Gott los zu sein. — Leider aber hat man bei Pflanzen die Erfahrung gemacht, daß bei allzu üppiger Entwickelung der Vegetation (wenn also jener Ueberschuß von Ernährung und Wachsthum gerade vorhanden ist) entweder keine Blüthe erscheint oder die Blüthe eine vegetative Rückbildung erleidet, welche die Erzeugung der Frucht verhindert: es geschieht also das conträre Gegentheil von dem, was man nach Rollescher Theorie erwarten sollte.

Warum ist ferner die Natur nicht bei der einfachsten Art der Fortpflanzung, der geschlechtslosen Zeugung, stehn geblieben, sondern verlangt auf den höheren Stufen zur Fortpflanzung zwei Wesen, die erst auf einander warten müssen, um jene Fülle verwerthen zu können?

Die Thatsache der Fortpflanzung ist einer der verwundendsten Spieße im Fleische des Materialismus. Denn sie ist gar nicht aus irgend welcher Nothwendigkeit zu begreifen, die im Individuum selbst läge. Hier kann von keinem Kampf ums Dasein die Rede sein (außer man müßte die Fortpflanzungsfähigkeit im Ernst aus Hypertrophie herleiten), etwa einem Kampf der Pflanze gegen klimatische Einflüsse, Wechsel der Jahreszeiten, Trockenheit, Nässe u. s. w.; hier stellt nicht der Pflanzenfresser den Pflanzen, das Raubthier den Pflanzenfressern nach. Die Fortpflanzung bleibt unerklärlich: sie geht über den Selbsterhaltungstrieb hinaus, sie widerspricht ihm; denn sie verwerthet brauchbare Stoffe nicht für das Individuum, sondern für ein anderes Leben. — Mit seiner Fortpflanzungsfähigkeit weist das organische Wesen über sich selbst hinaus, sowohl rückwärts auf vorangegangene Generationen, als vorwärts auf Nachkommen. Mit ihr hört die Isolirung des Individuums auf; es befindet sich von seinem Ursprung an in eine Verbindung mit seines Gleichen gestellt, die zu wahren es wieder Fähigkeit und Beruf empfangen hat. Hier wird der atomistische Charakter, den eine fortgesetzte Urzeugung würde an sich getragen haben, überwunden. Wie das Individuum seine Vergangenheit hat schon vor seiner Existenz, und einen historischen Boden in den Eltern, so sorgt es auch für seine Zukunft, wenn es selbst nicht mehr sein wird. In der Fortpflanzung weissagt das pflanzliche, wie das thierische Individuum über sich selbst hinaus; es hat an ihr eine Fähigkeit, die aus seiner Gegenwart schlechterdings nicht zu begreifen ist.

Also — sagen wir — hier offenbart sich eine Vernunft, die über das Individuum und alle Materie hinausragt. Die Bibel leitet die Fortpflanzung der Organismen auf den vernünftig waltenden Willen Gottes zurück: „Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehn Gras und Kraut, das sich besame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage und habe seinen eigenen Samen bei sich selbst auf Erden." Und in Bezug auf die Thiere und Menschen heißt es: „Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch."

Der Materialist dagegen sagt: „Es ist so und ist immer so gewesen und wird immer so sein; darum muß es so sein: und wenn ich nicht weiß, warum es so ist, so kümmert mich das nicht. Eins aber weiß ich: es giebt nichts Anderes als Materie; darum muß auch die Fortpflanzung aus der Materie zu begreifen sein: und weil die Fortpflanzung aus der Materie zu begreifen sein muß, darum giebt es blos Materie." Principiis obsta! auf deutsch: sei obstinat!

Auf welcher Seite aber steht das vernünftige Denken?

Wir wenden uns weiter zu der Frage: Wie sind die Arten in der Pflanzen- und Thierwelt entstanden? Rolle bezeichnet das verborgene „Entweder — Oder" dieser Frage: „Sind Pflanzen, Thiere und Menschen, eine jede Art unmittelbar ihrem ganzen Wesen nach, durch das „Werde" eines allmächtigen Schöpfers ins Leben gerufen? Oder sind sie Ergebnisse eines viele Millionen Jahre hindurch fortgesetzten Entwickelungsvorganges natürlicher Materie unter dem Einfluß allgemein und ewig wirksamer Gesetze?" Die Bibel sagt: „Gott schuf ein Jegliches nach seiner Art" und Linné, der große Botaniker und Zoologe, stellte den Satz auf: „Es giebt so viele Arten, als das unendliche Wesen von Anfang an verschiedene Formen hervorgebracht hat." Ihm folgten Cuvier, Agassiz u. A. —

Dagegen ging Lamarck von der unverkennbaren Aufeinanderfolge der Thierformen, von den Infusorien bis zum Menschen hin, aus und folgerte daraus, daß die Wesen unterster Ordnung auch zuerst entstanden seien und aus diesen sich zusammengesetztere Wesen mit vervielfältigten Organen, erhöhter Energie bis zum Menschen hin entwickelt hätten. Ebenso das Reich der Pflanzen. —

Die Sache hat ihre Bedeutung; denn wenn die Individuen höherer Organisation sich aus den niederen entwickelt haben, so besteht in der That kein Unterschied der Art; die Artidee hört auf. Ihren Gipfel erreicht die Sache bei der Frage um die Entstehung des Menschen. Lamarck hat bereits die Consequenz gezogen: der Mensch hat den Affen zu seinem Urahn, es giebt auch für den Menschen keine Artidee. — Die Art und Weise, wie er diese Umänderung der Organisation zu erklären sucht, ist freilich lächerlich

genug: das Bedürfniß des Thieres führt zu Bestrebungen und Bewegungen; durch äußere Einflüsse aber ändern sich die Bedürfnisse und dies führt zu neuen Bestrebungen und Bewegungen. Solche Veränderungen und vervollkommnungen der Thierform sind erblicher Natur; die Nachkommen erhalten ihre höhere Rangstufe mit der Geburt und können sie ihrerseits wieder erhöhn. So erhielten die Fische ihre Schwimmfüße durch das Bedürfniß und das Bestreben zu schwimmen, die Giraffen ihren langen Hals durch die Nothwendigkeit ihn nach dem Laube hoher Bäume auszustrecken. Und wie wird der Affe zum Menschen? Durch veränderte Lebensweise, durch aufrechten Gang, der zur Abplattung der Sohle führt.

Den letzten Jahren war das Schauspiel vorbehalten, die einst verlachte Theorie Lamarcks wieder auferstehn und mit lauter Acclamation begrüßt zu sehn. Warum? weil sie den materialistischen Grundzug trägt: den Schöpfer überflüssig zu machen, aus der Materie die Welt zu erklären. Und für Leute, deren Axiom es ist, daß es keinen Gott giebt, ist nichts erfreulicher, als eine scheinbare wissenschaftliche Begründung ihres Satzes. So bedauert Bram in seiner Bearbeitung des Darwinschen Werkes, daß immer noch eine Erschaffung der ersten Species augenommen werden müsse, freut sich aber doch bis dahin den Schöpfer zurückgeschoben zu sehn und hofft Weiteres von der Zukunft!

Der alte Satz Lamarcks hat durch Darwin eine neue Begründung erfahren.

Darwin geht von der Thatsache aus, daß jede Art von Organismus innerhalb gewisser Grenzen veränderlich ist und bald äußere Einflüsse, bald innere Vorgänge eine gewisse Abweichung der Nachkommenschaft von ihren Eltern hervorrufen. (Individuelle Variation.) Ist der Charakter der erschienenen Abänderung dem Organismus unnütz oder schädlich, so verliert sich die neu erschienene Form über kurz oder lang wieder. Ist sie aber dem Organismus im Kampf gegen die zu seiner Vernichtung wirkenden Einflüsse nützlich, und sei es auch in einem noch so unmerklichen Grade, so hat die neue Form in einem entsprechenden Grade Aussicht, sich fortzuerhalten und die gleichzeitigen Individuen von gleichgültiger oder gar schädlicher Variation zu überleben. Sie kann sich dann je nach

den Umständen im Laufe der Generation mehr und mehr befestigen, d. h. scheinbar stabil werden, oder auch bei einem Wechseln der Einflüsse weiterhin umgestalten. (Vererbung der Variation.)

Von der Nachkommenschaft eines und desselben Stammes können solche Abweichungen in sehr verschiedener Richtung sich entwickeln; sie hängen zusammen mit der Art des Aufenthalts, der klimatischen Verhältnisse, der Nahrung und der feindlichen Mitwelt. Sie treten am meisten hervor, wenn durch äußere Einflüsse der Verbreitungsbezirk einer Art in mehrere zertheilt wird. (Kampf ums Dasein.)

Das Auseinandergehn der Nachkommenschaft einer und derselben Form muß dann im Laufe langer Zeiträume immer weiter und schroffer werden; aus einer Art entstehen erst Varietäten, aus diesen dann Arten. Die neuen Arten weichen ihrerseits wiederum weiter auseinander. Die damit entstehenden Abstände bedingen dann das Hervortreten neuer Gattungen, Familien, Ordnungen, Klassen. — Gewöhnlich, doch nicht in allen Fällen, ist mit der Abänderung auch eine physiologische Vervollkommnung verknüpft. — Individuen, welche durch die Art ihrer individuellen Variation günstiger im Kampf um's Dasein gestellt sind, vermögen eher der Vernichtung zu entgehn, als die übrigen. Sie erlangen daher ein relatives Uebergewicht der Zahl, pflanzen sich dem entsprechend um so eher unter einander fort und befestigen dabei jenen Grad der Abweichung, der sie den übrigen günstiger gegenüberstellt. (Natürliche Auslese, natural selection, zu vergleichen mit der absichtlichen Züchtung neuer Rassen von Nutzpflanzen und Hausthieren.) Diese natürliche Auslese ist der eigentliche Schwerpunkt der Darwin'schen Lehre.

Die ganze heutige Lebewelt stammt danach von einigen wenigen, oder auch nur einer einzigen ursprünglichen Grundform ab.

Man erwäge wohl das Colossale dieser Behauptung: das erste Auge hat sich durch einen Kampf ums Dasein, durch das Bedürfniß zu sehn gebildet und sich bis zur Höhe des wunderbar construirten Menschenauges entwickelt — wieder durch einen Kampf ums Dasein und eine natürliche Auslese, ohne irgend eine leitende Idee! Ebenso der ganze übrige, über alle Maßen sinnreiche Bau

des thierischen Organismus mit all seinen vegetativen, seinen Fortpflanzungs- und allen übrigen Organen! Ob das wohl Jemand wirklich glauben kann? Man behauptet, es gäbe keinen wirklichen Atheisten, sie seien es nur dem Namen nach; dasselbe möchten wir von den Darwinisten behaupten. —

Wir erwarten für so colossale Behauptungen auch schlagende Thatsachen. Welche sind es?

Zunächst sind die Embryonen aller Thiere nicht kennbar von einander verschieden. Und ferner zeigt sich eine Stufenfolge vom Niederen zum Höheren in der Ausbildung des Eies zu einem Lebewesen: die reife Pflanze und das reife Thier sind höher organisirt, als ihr Keim und ihr Ei, und meistens auch höher, als jede dazwischen liegende Bildungsstufe. Die Entwickelung geschieht in der Weise, daß beim Embryo alle Organe und alle Verrichtungen mehr oder weniger noch in einander verschwimmen, bis nach und nach eine Theilung der Arbeit eintritt: für besondere Verrichtungen erscheinen selbständige Organe. In dem Menschen hat diese Theilung der Arbeit ihre höchste Stufe erreicht. — Und zwar durchlaufen sämmtliche Embryonen eine Reihe von Entwickelungsformen, von denen jede der entsprechende Typus der dauernden Gestaltung eines in der Stufenreihe niedriger stehenden Geschlechts ist. Sehr bekannt ist der Vorgang bei den Fröschen. Die erste Stufe der freien Froschlarve oder der Kaulquappe ist die Fischform; allmälig entwickeln sich Gliedmaßen und endlich Lungen, vor denen dann die Kiemen verschwinden. Der Mensch geht auch durch Zustände hindurch, die im Allgemeinen einem Fische, einem Amphibium, einem Vogel und einem niederen Säugethier gleichen; auf einer der letzten Stufen seiner embryonalen Laufbahn zeigt er einen zwischen den Kinnbacken befindlichen Knochen, welcher den ausgebildeten Affen charakterisirt; dieser Knochen wird nachher unterdrückt und damit nimmt er vom Affentypus Abschied.

Aber die Ununterscheidbarkeit der Embryonen aller Thiere beweist vielmehr gegen den ganzen Materialismus. Denn es erhebt sich sofort die Frage: wie kommt es, daß aus dem einen Embryo eine Eidechse, aus dem andern ein Wallfisch, aus dem dritten ein Mensch entsteht, da sie doch ununterscheidbar einander gleich sind?

Man sollte nach Darwin'scher Theorie vermuthen: ein besonders kräftig angelegtes Thierembryo würde unter dem Einfluß begünstigender Umstände die höchste Stufe der Arbeitstheilung erreichen, sich zum Menschen entwickeln, wenn es auch von einer Kuh herrührte; und umgekehrt ein schwächliches Menschenembryo müßte bei Ernährung durch schlechte Säfte auf einer niedrigen Stufe verharren und vielleicht als Eidechse zur Welt kommen. Jedenfalls würde der Materialismus, wenn er zu Rathe gezogen wäre, die Sache so eingerichtet haben. — Oder wenn der ausbrütende mütterliche Organismus eine zu große gestaltende Gewalt über das Embryo äußern soll, so müßte es schon längst keinen Kukuk mehr in der Welt geben, dessen Embryo dem der übrigen Vögel ununterscheidbar gleich ist und der seine Eier andern Vögeln ins Nest legt. — Gerade daß sich keine Unterschiede im Embryonalzustande auffinden lassen, beweist um so mehr gegen die Macht der äußeren Einflüsse und für die Macht der treibenden, die zugeführten Stoffe beherrschenden Idee, die dem Embryo von der Art der Eltern und von der Eigenthümlichkeit dieser Individuen überkommen ist. —

Und ferner sollte man erwarten, daß, wo die Entwickelung auf irgend einer Stufe unterbrochen wird, das Lebewesen auch auf dieser Stufe stehen bleiben müßte, die menschliche Frühgeburt also ein Amphibium, ein Affe würde; aber nein — sie wird entweder nichts oder ein Mensch.

Außerdem besteht diese Stufenentwickelung auch nicht in der Art, wie sie von materialistischer Seite behauptet wird: das menschliche Embryo ist nie ein Fisch, ein Amphibium u. s. w.; sondern einzelne Organe, besonders das der Ernährung, stehn zeitweilig auf diesen Stufen, während andere Organe bereits höher entwickelt sind; das Höhere ist schon gleichzeitig vorhanden.

Wie ist vielmehr diese Erscheinung denkend zu begreifen? Die Natur — sagen wir „Gott" — erbaut das Höhere auf dem Niederen; es findet eine Stufenfolge in der Schöpfung statt nach dem Princip der Differenzirung, d. h. der Arbeitstheilung, wie im Großen und Ganzen, so bis zum einzelnen Individuum hin. Von dem Einfachen beginnt die Natur und schreitet zum Höheren fort. So genügt für den Menschen auf der untersten Stufe die einfachere

Organisation des Ernährungsorgans beim Amphibium; darum ist es dem des Amphibiums gleich; aber nicht darum, weil der Mensch vom Amphibium abstammt, sondern er ist zu jeder Zeit im Ganzen über das Amphibium erhaben.

Ebenso verkehrt faßt ferner die Darwin'sche Theorie die Thatsache auf, daß sich eine Stufenreihe der Vervollkommnung in den verschiedenen Organismen zeigt: von den am niedrigsten stehenden Geschöpfen steigt sie auf bis zum Menschen. Aber Rolle selbst bemerkt: „Vollständig läßt sich diese Stufenreihe der Vervollkommnung indessen in unsern Systemen der Lebewelt nicht darstellen, man stößt vielmehr in vielen Fällen auf große Lücken.“ Diese Unvollständigkeit wird entschuldigt mit der Mangelhaftigkeit unsrer — besonders geologischen — Kenntnisse. —

Einen Haupteinwand erhebt aber K. Vogt. Er sagt: „Von den Wirbeithieren führt mich kein Faden rückwärts zu den wirbellosen Thieren, und ich kann mir durchaus keine Vorstellung machen, durch welche Anpassung und durch welche Vermittelung Zwischenbildungen entstehen könnten, welche z. B. von dem Weichthiere oder Gliederthiere zu dem Wirbelthiere hinführen können. Zudem ist es wohl bekannt, daß das niedrigste uns bekannte Wirbelthier, das Lanzettfischchen, in der Ausbildung aller seiner Organe so unendlich weit hinter den höheren Weichthieren und Gliederthieren zurücksteht, daß der Uebergang aus einem jener höher entwickelten Typen in dieses Wirbelthier eine unendliche Reihe von wahrhaften Rückschritten in sich schließen müßte, aus welchen nichts desto weniger der Uranfang eines zur höchsten Entwickelung fähigen Bauplanes hervorgegangen wäre; mit andern Worten gesagt: so sehe ich den Wirbelthiertypus, der doch in seiner höchsten Entfaltung bis zum Menschen hinaufreicht, mit einem Thiere beginnen, das auf der Stufe der Ausbildung seiner Organe steht, welche von den meisten Würmern übertroffen wird, geschweige denn von den meisten Weichthieren und Gliederthieren, die in den höchsten Punkten sogar das erreichen, was der Bauplan der Gliederthiere nur irgend entwickeln kann.“ Er sieht sich deshalb genöthigt, mehrere Urzellen anzunehmen, den Bau der Thierwelt also nicht von einem Punkte aus zu construiren, sondern mehrere Entwickelungsreihen anzu=

nehmen. — Damit ist aber die Darwin'sche Theorie selbst überwunden, die schon hoffte, nicht blos das Pflanzen- und Thierreich jedes für sich, sondern beide zusammen aus einer einzigen Zelle ableiten zu können. Mit dieser Constatirung Vogts sind Grundunterschiede im Thierreich gesetzt, die durch keine Brücke überbaut werden, und es handelt sich fortan nur um die Frage, wie viel solcher Grundunterschiede anzunehmen sind; aber aus Einer Gestaltung können nicht mehr alle möglichen Gestaltungen durch Kampf ums Dasein u. s. w. hervorgehen. Die Stufenreihe der Organismen zeigt vielmehr immer neue Ansätze, von denen aus eine neue Reihe beginnt: die unterste Stufe der höheren Reihe läßt sich aber keineswegs als Fortbildung der höchsten Stufe der nächst niederen Reihe begreifen. Hiermit ist aber der Anfang zu einer auf durchgreifenden Unterschieden beruhenden wahren Unterscheidung der Arten gewonnen, zu der unser Denken uns nöthigt.

Mit dieser Erklärung, daß die Welt der Organismen, sowohl die der Thiere, wie die der Pflanzen, nicht auf eine einzige Urzelle zurückgeführt werden könne, sondern daß ursprüngliche Artunterschiede statuirt werden müssen — mit dieser Erklärung ist die Bibel schon zufrieden gestellt; sie überläßt es der Naturwissenschaft zu bestimmen, wie viele Arten sie annehmen will, wenn nur der Artbegriff selber als ursprünglich und unüberschreitbar anerkannt wird. Sie hat dann nur noch Ein Interesse: die Art „Mensch" als eine eigene zu behaupten.

Nach diesen Erörterungen bricht die dritte Stütze der Darwin'schen Theorie schon in sich selbst zusammen. Nämlich von den ältesten, Fossilien führenden Erdschichten bis zu der jetzigen Lebewelt zeigt sich ein Fortschritt vom Unvollkommneren zum Vollkommneren sowohl im Pflanzen- wie im Thierreich. Aus den ältesten Gebirgsschichten kennt man von Pflanzen und Thieren allein Meeresbewohner; die Landpflanzen und -thiere folgen erst später, bis Pflanzen und Thiere allmälig sich in ihren Gestaltungen den heutigen Lebewesen immer mehr nähern, und endlich der Mensch erscheint.

Aber diese Thatsache bestätigt nur die Stufenfolge, welche die biblische Schöpfungsgeschichte im Allgemeinen andeutet: auf dem Lande ist die höhere Entwickelung, die im Menschen ihren Gipfel erreicht. — Außerdem findet sich gerade in dieser geologischen Entwickelungsreihe keine ununterbrochene Aufeinanderfolge, sondern viele Lücken. Aber man erinnert uns, daß einerseits die Ergebnisse der Paläontologie täglich fortschreiten, und andrerseits zahlreiche Organismen wegen ihrer zarten und leicht verweslichen Natur nicht in fossilem Zustande vorkommen können, und daß die meisten Versteinerungen nur unvollkommen erhalten seien. —

Nun können aber einzelne Arten als unverändert seit Jahrtausenden bewiesen werden. Man hat egyptische Mumien von Thieren, die vor 2000 bis 3000 Jahren lebten, mit ihren jetzt lebenden Nachkommen verglichen und keine wesentlichen, keine Art-Unterschiede gefunden, sondern nur Unterschiede, wie sie zwischen Individuen derselben Art vorzukommen pflegen. Man hat Weizenkörner, die in egyptischen Pyramiden vorgefunden sind, gesät und hat eine Weizenart erhalten, die mit einer der heutigen vollständig übereinstimmt. Hier scheint sich also doch die Dauerhaftigkeit der Art zu zeigen. Aber wir werden wieder belehrt: „es sei immerhin die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß in längeren Zeiträumen und unter dem Einfluß größerer äußerer Veränderungen auch tiefer gehende Umgestaltungen der Lebewelt vorkommen könnten.“ Was sind die Erfahrungen von ein paar tausend Jahren? — der Geologe spielt mit Millionen und, wenn sie nicht reichen, mit Billionen von Jahren. — Aber wieder merkwürdig! Es findet sich eine Gattung, die sich seit den ältesten silurischen Schichten bis in die Neuzeit unverändert erhalten hat und mit verschiedenen Arten, die nur wenig von einander abweichen, in fast allen Schichtengruppen repräsentirt ist: die Gattung Lingula. Diese hat also unter allem Wechsel der Dinge keine Veranlassung, mit sich selber einen Wechsel vorzunehmen — sie scheint den äußeren Verhältnissen absolut conform; den Kampf ums Dasein kennt sie nicht; wenn eine höhere Art sich doch aus ihr entwickelt, so könnte es höchstens durch die „natürliche Auslese“ geschehn. Diese allein soll aber nach der Theorie nicht ausreichen zur Begründung einer neuen Art, sondern

nur im Zusammenwirken mit jenem Kampf ums Daseins. Weshalb die Natur über die Gattung Lingula noch hinausgehen soll, ist nicht einzusehen; denn dies Dehnen und Recken der Glieder nach der höheren Stufe hin, wie die Lamarck'sche Giraffe sich den Hals ausreckt nach dem Laub der Bäume, ist doch nicht als der glücklichste Zustand anzusehn, wie die Acclimatisationsversuche beweisen, die Hunderten von Exemplaren den Tod bringen, ehe die Art sich den neuern Verhältnissen angepaßt hat.

Wir kommen zu der scheinbarsten Stütze der Darwinschen Theorie; zu den Erfahrungen über Culturpflanzen und -thiere. „Die Veränderlichkeit der Pflanzen- und Thierformen innerhalb gewisser, aber kaum näher festzustellender Grenzen ist, sowohl wenn wir die Eltern mit den Nachkommen, als wenn wir diese unter sich vergleichen eine allgemeine und unzweifelhafte Regel. Sie ist am auffallendsten bei Culturpflanzen und Hausthieren, aber auch sicher nachweisbar an zahlreichen Pflanzen- und Thierformen im Naturzustande und außerhalb der Einflüsse des Menschen." Beispiele sind allgemein bekannt. — Dies ist der gesunde Unterbau der Darwinschen Theorie: jede Pflanze und jedes Thier ist nicht blos Exemplar seiner Art, sondern zugleich Individuum mit unterscheidender Eigenthümlichkeit. Diese Wahrheit wird nur ins Maßlose überspannt, um aus ihr die Entstehung aller Arten abzuleiten.

Es ist nicht zu leugnen: die Biegsamkeit der Arten geht weiter, als man es in der Theorie sich vorzustellen geneigt ist. Darwin hat manche interessante Thatsache ans Licht gezogen. Es ist bekannt, wie der Gärtner durch Kreuzung, durch Wechsel der Lebensverhältnisse eine Mannigfaltigkeit von neuen Formen und Farben erzielen kann. So entwickeln manche Strauch- und Baumarten, bei denen im wilden Zustand regelmäßig ein Theil der Aeste durch Verkümmerung der Knospen in Form von Dornen verbleibt, in fruchtbaren Gartenboden versetzt, die Dornen zu vollkommenen, Knospen tragenden Zweigen. Es giebt eine Anzahl von Pflanzenarten, bei denen einzelne Knospen oder Sprossen plötzlich einen neuen und von dem der übrigen Pflanze oft sehr abweichenden Charakter annehmen. Solche Knospen kann man fortpflanzen; sie heißen sporting plants, Spielpflanzen. Bei den Gemüsepflanzen,

namentlich den meisten Kohlarten, veredelt man die Blätter, bei den Zierpflanzen die Blüthen, bei den Obstsorten die Frucht, während die andern Theile ziemlich unverändert bleiben. Culturgewächse acclimatisiren sich und nehmen eine Abweichung von ihrer ursprünglichen Art an. Der Ursprung der Culturgewächse selbst läßt sich noch vielfach auf eine eigenthümliche wilde Form zurückführen, so unsre Kartoffel auf mehrere Solanum-Arten in Südamerika und Mexiko, unter denen sich jedoch wegen der zu großen Abartung der Kartoffel der ursprüngliche Stamm nicht mehr mit Gewißheit ermitteln läßt. Ein französischer Gärtner hat sogar in Folge eines zwölfjährigen Anbaus die Gräsergattung Aegilops in eine Weizenform übergeführt. —

Entsprechend zeigt sich eine große Umwandlung in den Hausthieren. Ein Theil der Hausthiere ist dem Menschen in hohem Grade unterwürfig geworden, andere sind unabhängiger geblieben. Erstere sind im Allgemeinen in stärkerem, letztere in geringerem Grade verändert worden. Der Hund bietet ein Beispiel des ersteren, die Katze des letzteren Falles. Die Lebensweise des Thieres ist natürlich im wilden und zahmen Zustande sehr verschieden; zahm braucht sich das Thier nicht zu vertheidigen, nicht die Nahrung zu suchen, es wird zu bestimmten Diensten verwandt u. s. w. So entstehen individuelle Abweichungen; aus diesen wählt der Mensch die besten Exemplare aus, um die Eigenthümlichkeit zu erhalten. Hier ist Kampf ums Dasein (in der Gewöhnung an das neue Leben), Vererbung der individuellen Variation und eine künstliche Auslese in der Züchtung. In solcher Weise sollen alle Hausthiere von wilden Thieren abstammen, wie das zahme Schwein noch ganz leicht auf das Wildschwein sich zurückführen läßt. In Paraguay wurde ein Stier erzeugt, der sich von seinen Eltern durch den vollkommenen Mangel von Hörnern unterschied. Dieser erzeugte mit einer gehörnten Kuh ungehörnte Junge, alle Nachkommen erbten diese Eigenthümlichkeit. Sie schien den Viehzüchtern vortheilhaft; man ließ die gehörnte Rasse erlöschen, und jetzt ist der ganze dort einheimische Viehstand ungehörnt. In England wurde in neuerer Zeit ein mißgebildeter Widder mit krummen kurzen Beinen geworfen. Man erhielt von ihm krummbeinige Lämmer,

und da diese nicht leicht über die Hecken springen können, züchtete man aus ihnen eine besondere Rasse krummbeiniger Schafe. — Ferner übt wieder die Veränderung des Klimas einen bedeutenden Einfluß. In den Tropenländern wird das Pferd kleiner und behender, das Schaf büßt die Fülle seines Wollkleides ein.

Wir haben hiermit die bedeutendsten Thatsachen, die aus dem Bereiche der Culturwelt für Darwin sprechen, nach Rolle angeführt. Aber nie reichen sie im Entferntesten hin, die Behauptung wahrscheinlich zu machen, daß es keine Art gäbe, sondern alle verschiedenen Thierformen und Pflanzenformen nur als Modificationen aufzufassen sind! Nichts Anderes zeigen sie, als die große Dehnbarkeit der Art und den Einfluß, den das freie Walten des Menschen auf sie üben kann.

Auf der andern Seite steht es dagegen fest, daß manche Hausthiere nur einen sehr geringen Wechsel des Klimas vertragen, und daß überhaupt zur Zähmung und Züchtung bisher nur wenige Thierarten geneigt scheinen. Wir werden aber belehrt, daß diese Umstände kein Gewicht haben, da „die Zukunft“ doch noch Manches gelingen lassen möchte, was bisher nur nicht richtig angestellt ist. Wir sind schon daran gewöhnt, statt Beweise zu erhalten, uns auf die Zukunft vertrösten zu lassen. —

Ferner schlägt bei Verwilderung die Culturrasse wieder in die ursprüngliche Art zurück; die Culturpflanzen verlieren die Charakterzüge, die ihren eigentlichen Culturwerth ausmachen. Also der ursprüngliche Charakter bricht wieder hervor, sobald der Mensch seine waltende Hand abzieht, zum Beweis, daß keine neue Art, sondern nur eine Abart der biegsamen Art durch die Cultur erzeugt ist. Darwin klammert sich dieser Thatsache gegenüber daran, daß es noch nicht fest stehe, ob sie „genau“ zu ihrer Stammart zurückkehre. Immerhin! Wer leugnet die Dehnbarkeit der Art? Durch sie ist es sehr erklärlich, wenn in Folge der dazwischen liegenden Culturperiode auch eine geringe Varietät von der wilden Art zurückbleibt. — Es giebt allerdings Ausnahmen von jener Regel, wie die verwilderten Pferde in den Pampas der Laplata-Gegenden, die in Jahrhunderten noch nicht den Charakter der andalusischen Rasse eingebüßt haben, und die wilden Hunde in den Pampas

von Buenos-Ayros. Doch ist zu bedenken, daß, sobald durch viele Jahrhunderte hindurch der eigenthümliche Varietäten-Charakter sich festgesetzt hat, es auch viel mehr Zeit erfordern wird, bis er wieder verschwindet. Und außerdem können eigenthümliche klimatische und andere Verhältnisse vorhanden sein, die in einzelnen Fällen gerade die Erhaltung des Culturtypus begünstigen. Die Ausnahme bestätigt die Regel. —

Ferner hat man früher der Kreuzung verschiedene Thierarten in Bezug auf Erzeugung von neuen Formen große Erfolge zugeschrieben. Rolle bemerkt indeß: „Versuche haben gelehrt, daß Thiere verschiedener Arten sich nur selten und unter sehr beschränkten Umständen paaren und daß, wo diese überhaupt Nachkommen erzeugen, die letzteren gewöhnlich schon gleich oder doch in der nächsten oder einer der folgenden Generationen unfruchtbar werden. . . . Die Zähmung der Thiere begünstigt allerdings die Kreuzung, aber die Bastarde zweier verschiedener Arten bleiben auch hier, soweit aus den bisher angestellten Versuchen hervorgeht, entweder sogleich unfruchtbar, oder ihre Nachkommen werden es doch in einer der nächsten Generationen." — Er bespricht dann die bekannten Bastarde: Maulesel und Wolfshund, und kommt zu dem Resultat, daß diese Kreuzung bisher noch immer unfruchtbar geblieben sei. Also die Art behauptet sich fest. Wir werden aber wieder mit der Hoffnung getröstet, daß vielleicht, wenn ganze Heerden Bastarde zugleich hergestellt und aus ihnen eine gehörige Auslese gemacht würde, sie sich doch noch fruchtbar erweisen möchten!! Dagegen steht es fest, daß ursprüngliche Varietäten Einer Art in der spätern Folge, wenn sich die Varietäten befestigt haben, sich nicht gern paaren — sie zeigen ein Auseinandergehn, eine Entfremdung; trotzdem bleiben sie aber fruchtbar; die Art bewährt sich wieder!

Die Cultur hat für die Darwinsche Theorie bisher sehr wenig geleistet; dies muß von ihren eigenen Anhängern zugestanden werden. Ferner aber überträgt Darwin — und dies ist entscheidend — ganz unberechtigter Weise die Wirkungen der Cultur auf die Natur. Was dort der menschliche Verstand zu Wege bringt, soll hier der Zufall thun, der auch aus den Verhüllungen schöner Worte: „Kampf ums

Dasein" und „natürliche Auslese" hervorsieht. Wie wenig ist dem Menschen die Aenderung der Art gelungen! Wie viel Absicht und Abhalten störender Umstände ist erforderlich gewesen, um nur so weit zu kommen! Nun aber: wie viel zufällige Umstände müßten erst zusammentreffen, ehe die Natur die kleinste Varietät, wie etwa die jener ungehörnten Rindviehrasse in Paraguay, festzuhalten vermochte mit ihrer natürlichen Auslese! Wir haben hier wieder die collossalste Zufallshypothese, ein blindes, wüstes Durcheinander, aus dem doch schließlich der Mensch hervortaucht! Wenn wir uns wirklich Billionen Jahre vorzustellen vermöchten, so würden wir auch in sie hinein noch nicht die ungeheure Menge der erforderten Zufälligkeiten zwängen können. —

Solcher grundlosen Hypothese gegenüber wird durch entscheidende Thatsachen erwiesen, daß die Anwendung der Culturverhältnisse auf den wilden Zustand von Pflanzen und Thieren durchaus unthunlich ist. Selbst Rolle bezeugt hinsichts der Gewächse: „Zu einer Kreuzung liegt im Allgemeinen wenig Neigung zwischen verschiedenen Arten vor; aber es besteht dazu große Neigung zwischen verschiedenen, namentlich aber zwischen wenig von einander abweichenden Varietäten derselben Art. Gelangt der Pollenstaub einer Pflanze zugleich mit dem einer andern, wenn auch nahe verwandten Art auf die Narbe, so hat der eigene Pollen einen so überwiegenden Einfluß auf die Bildung der Frucht, daß er jede Folge des fremden Zeugungsstoffes gänzlich aufhebt. Man muß daher bei einer Pflanze, von der man eine gekreuzte Form erzielen will, erstlich die Staubfäden wegschneiden, dann die Narbe mit dem Samenstaub einer andern Art bestreuen und endlich die so behandelte Pflanze einschließen, damit nicht Bienen u. s. w. etwa den Staub einer dritten Pflanze ihrer Art noch hinzubringen und so den Erfolg der Kreuzung stören." — Wie viel Mühe und Vorsicht zu dem kleinen Erfolge! — Rolle sagt weiter: „In der Natur kommen solche Bastardirungen, wie von unsern neueren Botanikern angenommen wird," (also selbst das steht noch nicht einmal fest) „auch auf freiwilligem Wege vor; aber da die Neigung dazu an sich gering ist, auch nur selten und spärlich." Und mit der Fortpflanzung dieser glücklich producirten Bastardpflanzen ist es

schließlich schlecht bestellt; sie sind gewöhnlich im Fortpflanzungs-system geschwächt, manche ganz unfruchtbar, andre erlöschen in einer der nächsten Generationen. Freilich sollen auch Fälle von ganz unverminderter Fortpflanzungsfähigkeit vorkommen, doch ist das noch streitig. — Und einer solchen natürlichen Kreuzung sollen unsre festen und fruchtbaren Arten zum großen Theil ihre Entstehung verdanken? —

Bei der Culturzüchtung handelt es sich ferner um Vortheile, die der Mensch für sich erzielt; und Darwin erklärt selbst, daß irgend welche Aenderung, die nicht dem Individuum als solchem, sondern irgend einem andern Wesen vortheilhaft wäre, sich nicht aus dem Prinzip der natürlichen Züchtung begreifen lasse. Die natürliche Züchtung wäre danach also das diametrale Gegentheil der Culturzüchtung. —

Wie viel auch diese Culturzüchtung in Hervorbringung von Abarten geleistet hat, so hat sie doch für den Hauptpunkt der Darwinschen Theorie nicht eine einzige Thatsache aufzuweisen. Die Stärke der Darwinschen Theorie ruht nämlich nicht in dem „Kampf ums Dasein" — denn dieser für sich vermag wohl Varietäten zu erzeugen, aber nicht auf eine höhere Stufe der Organisation zu führen; das vermag offenbar nur die „natürliche Auslese", die mit der Abänderung auch eine physiologische Vervollkommnung" verknüpft. Wo hat denn aber die Culturzüchtung wirklich eine höhere Differenzirung der physiologischen Thätigkeiten, die nicht ursprünglich angelegt gewesen wäre, erzielt? Etwa aus den Vorderfüßen des Hundes Hände, oder aus den Hinterhänden von Affen Füße? Für eine solche physiologische Vervollkommnung zu einer höheren Stufe fehlt jedes Beispiel. —

Wo sind die wirklichen Thatsachen? Nirgend. Nichts Anderes als Behauptungen oder Vermuthungen, und oft gänzlich unbegründete. Diese Theorie bedarf keiner dialektischen Widerlegung, denn sie hat auch im entferntesten nicht das Fundament des Thatsächlichen, auf dem sie ruht, als fest aufweisen können. Darum nur noch wenige Bemerkungen!

Nach Darwinscher Theorie ist gar nicht zu begreifen, warum sich bei Menschen etwa vorkommende Mißbildungen nicht festsetzen,

wie etwa überzählige Glieder; sie können sich eine kurze Zeit lang forterben, aber sie verschwinden. Das wirklich Abnorme geht unter, das Normale bricht sich immer wieder Bahn. Wie weit die Grenze des Normalen geht, ist freilich nicht leicht zu bestimmen; daß sie aber da sein muß, zu dieser Anerkennung zwingt uns unser eigenes Denken, weil sonst von gar keiner Norm mehr die Rede sein könnte, sondern Alles sich in wilde Unbestimmtheit auflöste. Die Artbegriffe haben die Natur von Steinen, die ins Wasser geworfen werden: sie bilden concentrische Kreise, die allmählig an Bestimmtheit verlieren, die auch andre concentrische Kreise treffen und in sie übergehn können; aber der feste Mittelpunkt ist doch vorhanden.

Um jedoch zu zeigen, zu welchen Abnormitäten die Darwinsche Theorie führt, und wie nahe Darwin mit Lamarck und seiner Giraffe verwandt ist, stehe hier noch eine Stelle aus Rolle: „Es ist anzunehmen, daß, wenn nicht an sich schon die Säugethiere den Schwanz als Erbstück von den Fischen erhalten hätten, der Klammeraffe kein Organ des Kletterns, und die Wiederkäuer kein Organ des Wedelns am hintern Skeletttheile haben könnten.“!!.

Schließlich noch das Urtheil eines scharf denkenden und in seiner Weise besonnenen Materialisten! Czolbe sagt: „Es kann nicht die Rede davon sein, daß aus den Thier- und Pflanzenarten allmälig andere und immer andere Arten entstanden seien, bis sie die Beschaffenheit der heutigen erlangten.“

Dieser Hypothese mit all ihren Vermuthungen gegenüber hat die Naturwissenschaft bereits exaktere Resultate über unsre Frage aufzuweisen. Nach Burmeister nämlich gab es bereits in der ersten Schöpfungsperiode die fünf Haupttypen thierischen Lebens: Polypen, Radiaten, Mollusken, Articulaten und Vertebraten. Es ist also kein neuer Typus von den folgenden Schöpfungsperioden hinzugefügt, sondern die festen Typen sind nur entwickelt. — Außerdem finden sich in jenen Urperioden Thiergestalten, die jetzt ausgestorben, einen „Gruppenbegriff“, wie Burmeister sagt, darstellen; z. B. „die Labyrinthodonten, die ältesten von allen Amphibienarten, waren nicht blos Frösche oder Eidechsen oder Schildkröten, sondern Alles in Allem, also kurzweg Amphibien überhaupt, d. h. sie besaßen die ganze Summe von Eigenschaften, welche jetzt über die zahlreiche

Klasse der Amphibien an deren verschiedene Mitglieder einzeln vertheilt erscheinen; . . . Das Anoplotherium ist ein Prototyp der gesammten heutigen Hufthiere, in welchem namentlich Eigenschaften der Schweine, Rinder, Nashörner oder Tapiere und Pferde zu einem Ganzen verbunden wurden.“ — Der wirkliche Gang der Entwickelung der Thierarten ist danach ein der Darwinschen Hypothese durchaus entgegengesetzter gewesen. Nicht nach Zufall und Laune oder durch einen Kampf ums Dasein und eine natürliche Auslese haben sie sich aus den niedrigsten Formen zu den höchsten entwickelt, sondern die allgemeine Gattungsidee verkörpert sich in einem die zukünftigen Arten zusammenfassenden Individuum, um auf analytischem Wege durch Differenzirung das Höhere zu erreichen. Es hat also ein Entwickelungsgang vom Allgemeinen zum Besonderen stattgefunden, und dieser ist freilich ein Gang vom Niedrigen zum Höheren; denn alle Bestimmtheit ist das Höhere; die Mannigfaltigkeit, die individuelle Ausprägung ist das Ziel der Natur. — Daher behauptet der einem Darwin ebenbürtige Naturforscher Agassiz: die beständig festgehaltenen Typen der Ordnungen, Familien und Geschlechter seien nur zu erklären, wenn man sie als die Kategorieen des schöpferischen Denkens Gottes fasse.

Die naturwissenschaftliche Welt wird sich ernüchtern und erkennen, daß Darwin die eine Seite des organischen Lebens in Pflanzen- und Thierwelt überspannt hat, nämlich die Eigenthümlichkeit, daß es individuelles Leben giebt — ein Leben, welches sich bei den Individuen derselben Art verschieden gestaltet. Pflanze und Thier erzeugen nicht im Allgemeinen eine Pflanze und ein Thier, sondern sie erzeugen ihr Kind; und das Erzeugte ist zwar Produkt der Eltern, aber gerade um deswillen weder dem Vater noch der Mutter gleich, sondern nur ähnlich (um der hieraus entstehenden Mannigfaltigkeit willen steht die geschlechtliche Zeugung höher als die geschlechtslose); und außerdem ist es für sich selbst und hat seine eigene Geschichte. Dabei wird Pflanze wie Thier — und das ist die andere Seite des organischen Lebens — bei der Ausprägung ihrer Individualität doch innerhalb gewisser unüberschreitbarer Grenzen der Art gehalten. — Der Organismus ist kein Uhrwerk, das durch die geringste Abweichung gestört würde; in ihm

ruht eine große Lebensmacht, die, wie er einerseits unzweifelhaft von den äußeren Bedingungen des Klimas, der Nahrung u. s. w. abhängig ist, so doch eben diese Bedingungen sich dienstbar macht, bis sie ihm zu sehr widerstreiten und er erliegt. Nur wie weit diese Dehnbarkeit der Art geht, steht wissenschaftlich nicht fest und möchte sich schwerlich je vollkommen genau feststellen lassen.

In diesem Sinne fassen wir folgende Sätze Darwins als Beweis höchster Providenz, welche in den Arten die Möglichkeit wahrhafter Individuen auf Erden (der Menschen) vorbereitet: daß nämlich die vollkommene Erblichkeit eine vollkommen gleichartige Lebewelt erzeugen, während die allgemeine und grenzenlose Abweichung der Vererbung zu einer Verwirrung aller organischen Formen führen würde. Also: Mannigfaltigkeit des Einzelnen in den festen Schranken der Art.

Hierin wird auch das richtige Princip zur Unterscheidung der Arten liegen: der Act der Fortpflanzung erscheint als die Energie des gesammten geistig-leiblichen Lebens. Innerhalb der Art hat die starke Ausprägung des Individuellen ihre Berechtigung, ist sie das Gottgewollte (zu große Gleichheit innerhalb derselben Art — man denke an die zu nahen Verwandtschaften bei Menschen! — wirkt schwächend); dagegen kann der Organismus nicht über die Art hinaus: bei Mischung zweier Arten wird die Fruchtbarkeit geringer; und sind die Arten zu weitläufig verwandt, so hört sie ganz auf. —

Die Darwinsche Theorie wird zu vielen neuen interessanten Versuchen anregen; durch sie wird auch Manches, was bisher als Art gegolten hat, für eine bloße Variation erkannt werden; aber der Pendel der öffentlichen naturwissenschaftlichen Meinung wird sich wieder nach der entgegengesetzten Seite wenden. Die richtige Ansicht wird auch hier in der Mitte liegen: innerhalb fester Schranken eine große Menge von Möglichkeiten in Entfaltung von Abarten und Individuen.

Diese bisher in Geltung gestandene und weder von Lamarck noch von Darwin erschütterte Ansicht trifft mit der biblischen Ansicht genau zusammen, wonach der Schöpfer seiner Creatur eine relative Selbständigkeit zuertheilt — innerhalb der göttlich geordneten Schranken. — Wenn die Darwinsche Theorie aber eine all-

mälige Entwickelung, eine Stufenfolge des organischen Leben's behauptet, so tritt sie dadurch mit der Bibel nicht in Widerspruch; denn nach ihr ruft Gott allemal das Höhere nach dem Niederen hervor. — Daß er so mit der Erschaffung der Pflanzen- und Thierarten verfahren sei, wird nicht gesagt, weil überhaupt die Bibel dergleichen Aussagen nicht thut und in der Schöpfungsgeschichte es sich nur um die Naturstufen handelt. Sie stellt nur diesen Satz auf, daß die Arten von Gott gesetzt, also durch eine Schranke von einander getrennt sind. Daß nicht alle Arten zu gleicher Zeit in der Urwelt existirt haben, lehren die Fossilien; und diesem exacten Resultate der Naturwissenschaft widerstreitet die Bibel nicht.

Woher aber jene Urtypen, jene „Gruppenbegriffe" der Thier- und Pflanzenarten gekommen, darüber weiß die exacte Naturforschung nichts zu sagen. Die Bibel erklärt die Arten für hervorgegangen aus dem schöpferischen Willen, und Agassiz für Kategorieen des göttlichen Gedankens. — Auch bei der Erhaltung der Arten liegt die typische Idee nicht in der Materie, sondern in dem ewigen „Werde" Gottes, das er in die Materie hineinruft.

Fassen wir das Resultat der vorigen Kapitel zusammen! Der göttliche Wille, das schöpferische „Werde" — es leuchtet auf allen Stufen natürlichen Lebens unverkennbar hindurch. In der Gesetzmäßigkeit des Geschehens, in der Ordnung, welcher die Gesetze, genau abgemessen, dienen, in der Einfachheit der Mittel, wodurch diese Ordnung erreicht wird, in der Großartigkeit zuerst jener, der Freiheit analogen, und endlich der freiheitlichen Entwickelung des Geschaffenen schaut der denkende Glaube die höchste Macht und Weisheit des persönlichen Gottes.

Es ergiebt sich nns zugleich ein neues Verständniß des Wortes: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." „Himmel und Erde" ist hier zunächst die noch nicht in anorganische und organische Verbindungen eingegangene Materie, der Stoff; aber Himmel und Erde sind in ihm bereits keimartig enthalten; die Materie ist bereits auf die höchste organische Verbindung, auf die ganze wunder-

bare Harmonie, den Kosmos der Griechen, hin angelegt, wie sie der denkende, der glaubende Mensch heute wahrnimmt. Damit wird die Materie sofort mit diesem Namen bezeichnet, der zugleich die vollendete Harmonie des Weltalls ausdrückt: „Himmel und Erde." Mit jedem neuen „Werde" ändert Gott nicht die Materie um, sondern in seiner allwaltenden Disposition der Massen ruft er die in der Materie schlummernden Kräfte wach: aus „Himmel und Erde" schuf Gott Himmel — und — Erde. —

Hiermit ist der mechanische Schöpfungsbegriff, welcher Gott willkürlich in den von ihm selbst gesetzten Gang der Naturentwickelung eingreifen läßt, überwunden, und zugleich das wahre Motiv in der mechanischen Naturauffassung des Materialismus erledigt.

Capitel 15.

Mensch und Affe.

Ihre höchste Entwickelungsstufe hat die Natur im Menschen erreicht. — Die Erschaffung des Menschen aber ist nicht nur, wie die früheren Naturstufen, eine Weiterentwickelung dessen, worauf der Stoff von vornherein angelegt ist, sondern was im Menschen in die Existenz tritt, ist nicht aus der Natur, nicht aus „Himmel und Erde" zu begreifen. Bisher hat ein göttliches „Werde" genügt, um die einzelnen Naturstufen auf den schöpferischen Willen zurückzuführen; — Gott wendet sich an das bereits Geschaffene, um es selbst zu erhöhter Thätigkeit aufzurufen. Jetzt aber genügt die Materie mit ihren angelegten Kräften nicht mehr: Gott geht über „Himmel und Erde" hinaus und, bei sich selbst einkehrend, hält er jenen majestätischen Monolog: „Lasset uns Menschen machen nach unserm Bilde, nach unserm Gleichniß." Gott will nicht nur Leben hervorrufen, er will sich selber schauen in dem Geschöpfe. Diese Gottesebenbildlichkeit ist der Herrlichkeit des Menschen Grund und Krone.

Mit ihr wird ihm ein Scepter in die Hand gegeben: die übrige organische Schöpfung wird ihm unterthan. Diese Herrschaft des Menschen über die Erde ist eine unleugbare Thatsache. Und womit macht er sie geltend? Es ist hoch bedeutsam, daß der Mensch waffenlos geschaffen ist. Ein K. Vogt hält sich freilich in seiner Art über diese Waffenlosigkeit des Menschen auf; er verweist auf den Chimpanse, die hörnerlose Hirschkuh und das hörnerlose Schaf und fragt, ob diese Hülfs- und Waffenlosigkeit der Grund geworden, daß sich der Mensch zum Herrn der Erde gemacht! — Welcher Unsinn! Nicht die Waffenlosigkeit, sondern trotz der Waffenlosigkeit läßt die Waffe des Geistes ihn die Siege über die Natur erringen. Bis zum Menschen hin heißt es: „dem Starken gehört die Welt.“ „Wüstenkönig ist der Löwe.“ Von jetzt an aber steigt der Schwache. — Es liegt ein Sinn in der Thatsache, daß der Herrscher der Erde die meiste Aehnlichkeit hat mit dem Affen, dem Schwächling, und nicht mit dem Löwen, dem Starken, dem Muthigen. Die Natur scheint mit dem starken Löwen abzubrechen, um eine neue Richtung einzuschlagen: es gilt den Bau des Menschenleibes mit der Thierwelt durch den Affen zu vermitten. Und nur diese Bestimmung scheint die Stellung des Affen zu haben, der, dem Menschen leiblich so nahe, dennoch dem Naturgefühl keineswegs als das höchste der Thiere gilt. Der Löwe ist stark und schön zugleich, eine imposante Erscheinung. Gott zeigt im Affen, was selbst der wundervolle Bau des menschlichen Leibes sein würde ohne den Gotteshauch. — Auf diese Wahrheit möchte die krude Behauptung des Materialismus von einer Affenabstammung des Menschen zurückzuführen sein. — Wir geben vielmehr dem Materialismus die Frage zurück: warum erringt sich nirgends der Affe die Herrschaft über andere Thiere, was doch überall selbst der verkommenste Menschenschlag thut? K. Vogt giebt uns selber die Antwort: „Das Bedürfniß nach Austausch und Geselligkeit treibt den wilden Menschen aus Schlupfwinkeln heraus, in welche der Affe sich zurückzieht. Der Affe weicht der Entdeckung aus, der Mensch kommt ihr entgegen.“ Hier ist ein Grundunterschied und kein Stufengang mehr: im Menschen verbindet sich mit dem am meisten den Affen ähnlichen Bau des Leibes die Löwennatur — ein Herrschergepräge! — Die Herr-

schaft des Menschen über die Erde beruht auf seiner Gottesebenbildlichkeit. —

Was zunächst die natürliche Seite betrifft, so schließt der biblische Schöpfungsbericht den Menschen unmittelbar an die Thierwelt des Festlandes an. Dasselbe sechste Tagewerk, also dieselbe sechste Naturstufe, umschließt beide; keine höhere Ordnung tritt mit dem Menschen in die Natur ein; er ist nur die Vollendung der höchsten thierischen Organisation. — Sehr auffallend tritt diese Auffassung der Bibel hervor, wenn man die Kluft erwägt, die sie zwischen Pflanzen- und Thierwelt errichtet; ein ganzes Tagewerk liegt zwischen beiden. Jener kleinen und dieser großen Differenz entsprechen auch die Resultate der Naturforschung vollkommen. Denn die Pflanze bedarf weder der Bewegung, um die Nahrungsstoffe aufzusuchen, noch der Empfindung, um die brauchbaren von den unbrauchbaren zu unterscheiden; das Thier bedarf beider. — In der Pflanze sind die einzelnen Theile dem Ganzen gegenüber selbständig (aus jedem Zweig kann ein Baum, die Krone zur Wurzel werden), es ist in ihr noch nicht zu einer wahren Einheit der Theile gekommen; in dem Thier haben die Glieder ihre Selbständigkeit gänzlich eingebüßt der alle zusammenfassenden Einheit gegenüber u. s. w. — Solche Fundamentalunterschiede zeigen sich durchaus nicht zwischen dem thierischen Organismus im Ganzen, am wenigsten zwischen den höheren Thieren einerseits und dem menschlichen Leibe andrerseits.

In Betreff der Unterschiede, die wirklich zwischen beiden bestehn, wollen wir uns, um jeder Uebertreibung sicher vorzubeugen, auf den Materialisten reinsten Wassers, K. Vogt selbst beziehn. Nach ihm zeigt sich die Ausnahmestellung des Menschen in seiner aufrechten Stellung, mit der die hauptsächlichsten Charaktere des menschlichen Baues in Verbindung stehn. Der verhältnißmäßig ungemein große Schädel mit dem darin eingeschlossenen Gehirn balancirt im Gleichgewicht auf dem Stützpunkt, welchen die Wirbelsäule ihm liefert. Der Durchmesser der Brust von einer Seite zur andern ist beim Menschen größer als der von vorn nach hinten; umgekehrt verhält es sich bei den Säugethieren. Die Arme und Hände des Menschen, frei zur Seite aufgehängt, werden dadurch

in ihren Bewegungen frei und geschickt zu mannigfaltigen Thätigkeiten. Dagegen wenn der Affe genöthigt ist, sich auf ebenem Boden fortzubewegen, so stützt er sich nach wenigen Schritten stets wieder auf die geballte Hand. Ueberall in der Thierwelt aber gilt die Theilung der Arbeit als wesentliches Kennzeichen der Vervollkommnung. Das Schaf hat vier gleichgeformte Glieder mit vollkommen gleicher Bestimmung; höher steht das Eichhörnchen, bei dem das Vorderglied zugleich Greiforgan ist; der Affe trägt Hände an allen vier Gliedern; bei dem Menschen sind die Füße ausschließlich Organe der Fortbewegung, die Hände ausschließlich Organe des Haltens. Der Fuß ist charakteristisch für den Menschen. — Den Menschen zeichnen ferner aus die Breite des Backens, die Fülle der Hüften und der Hinterbacken. Der Arm des Menschen ist verhältnißmäßig kürzer, das Bein länger und stärker, als beim Affen. Die Gelenkflächen des menschlichen Arms, besonders an den Handwurzeln, ermöglichen eine größere Beweglichkeit und größeren Spielraum. Das Gesicht (nach anatomischer Bedeutung gelegen zwischen den Augenbraunen, dem Kinn und der äußern Ohröffnung) ist nur ein geringer Anhang des menschlichen Schädels, der wuchernd nach allen Seiten übergreift, sich über die Augenbrauen hinüber als Stirn, über die Seite als Schläfe, über das Hinterhauptloch als Nacken herüberwölbt und dadurch den Raum für das verhältnißmäßig große Gehirn schafft; während bei dem Affen der Hirnraum mehr zurücktritt, die Stirn sich ganz abflacht oder gänzlich hinter den vorgewulsteten Augenbrauen verschwindet. Der Camper'sche Gesichtswinkel (gebildet durch zwei Linien, von denen die eine von der Ohröffnung zum Zahnrande des Oberkiefers, die andre von hier zum vorspringendsten Punkt der Stirnfläche gezogen ist) schwankt bei dem Menschen zwischen 70 und 85 Grad und ist kein Beispiel eines normalen Menschenschädels bekannt, wo er unter 64 herabgesunken wäre, während er bei dem erwachsenen Chimpanse-Affen auf 35, bei dem Orang auf 30 Grad herabsinkt u. s. w. u. s. w. —

Ueber die Verschiedenheit in dem Bau des Gehirns zwischen den Menschen und den menschenähnlichen Affen sind die Gelehrten noch zu sehr uneins, als daß sich auf irgend einem sicheren Resultate

fußen ließe. Nur ist nach Bischoff beim Menschen vollkommene Hemiplegie d. h. Lähmung der beiden Extremitäten Einer Körperhälfte und Einer Seite des Gesichts bei Hirnkrankheiten ein sehr gewöhnliches Symptom Dagegen können Thiere vom Hirn aus nie, vom Rückenmark aus nicht dauernd hemiplegisch werden. Dies würde darauf hindeuten, daß bei den Thieren die motorischen Centren jeder Hirnhälfte sich nicht ausschließlich auf nur Eine Körperhälfte, sondern auf beide zugleich beziehn, beim Menschen dagegen jede Hirnhälfte den freien Körpermuskeln nur Einer Seite versteht. Hierdurch erhält der Fund Bichat's von dem Doppelleben der Thierwelt, dem allgemein organischen und dem animalischen, seine Vervollständigung: die Organe des animalischen Lebens sind doppelt, als Ohren, Augen, Hände, Füße; aber in der Thierwelt ist das Gehirn noch einfach, und erst das menschliche Gehirn ist ein doppeltes und bezeichnet die Vollendung des animalischen Lebens.

Hieraus erhellt, daß die körperliche Beschaffenheit des Menschen — seine Naturseite — nicht unterscheidend genug ist, um ihm über dem Stein-, Pflanzen- und Thierreiche noch eine besondere Naturstufe zuzuweisen; er schließt sich vielmehr, obgleich von ihr geschieden, eng an die höhere Thierwelt an. Die Naturwissenschaft weist ihm durchaus denselben Platz an, wie die Bibel auch; und unsre Schöpfungsgeschichte hat sich durch die eigenthümliche Art, wie nach ihr der Mensch erschaffen ist, und durch die Herrschaft, die sie ihm über die übrige Natur anweist, nicht verleiten lassen, die Thierwelt des Landes mit den Thieren des Meeres und der Luft in Ein Tagewerk zusammenzuwerfen, um für die Erschaffung des Menschen den Raum eines ganzen Tages zu gewinnen, obgleich es auf den ersten Blick eine schöne Stufenfolge ergeben hätte: 1. Tag die anorganische Welt, 3. Tag Pflanzenreich, 5. Tag Thierreich, 6. Tag Menschenreich. Es tritt uns in der Schöpfungsgeschichte eine große Besonnenheit, ein keusches Maßhalten entgegen. — Und im zweiten Capitel, in welchem die biblische Urkunde die Schöpfungsgeschichte wiederholt, aber mit durchgängiger Rücksicht auf den Sündenfall und dessen Folgen, hebt sie es sogar bestimmt hervor, daß „Gott den Menschen bildete, Staub von der Erde", Adama, dem

rothen Boden, und von diesem rothen Boden erhält er seinen Namen Adam, der Rothe. Auch in diesem Naturgefühl ist die Bibel der Naturforschung weit vorausgeeilt, die uns lehrt, daß unsre Knochen und Muskeln und unser Fleisch nichts anders sind, als dieselben Elemente, welche auch die Erde bilden. — Man kann die Bibel nicht anklagen, daß sie sich mit ihrem Menschen auf idealistischer Höhe halte; sie verfährt mit ihm derb realistisch: die Erde ist sein Mutterschoos und sein Element und unmittelbar an die Thierwelt schließt er sich an.

Dieses von der Bibel anerkannte Verhältniß überspannt nun der Materialismus bis zu dem Unsinn, daß der Mensch aus der höchst organisirten Thiergattung selber, dem Affen, hervorgegangen sei.

Ist der Affe Urahn des Menschen? — Es ist eine große Umänderung in den Ansichten der Leute materialistischen Schlages erfolgt: früher sollten die niedrigsten Menschenrassen nicht bildungsfähig sein; jetzt hat selbst der Affe sich zum gebildetsten Materialisten entwickelt!

Hätte man seinen Urahn durchaus unter den Thieren zu wählen, man würde zum Adler, zum Löwen greifen, aber nicht zum Affen. Hat nicht schon dies instinctive Gefühl seine Bedeutung? Auch hier stimmt wieder die Bibel mit dem allgemeinen menschlichen Gefühl. Zu ihrem Wappen wählen sich die Menschen den Adler, den Löwen, den Widder u. s. w.; den zukünftigen materialistischen Stammbäumen wird es vorbehalten sein, den Affen zu Ehren zu bringen. In der Bibel erscheinen die Affen nur ein einziges Mal als Luxusartikel unter Salomo; sonst aber dienen sie zu keiner Fabel, zu keinem Vergleich und zu keinem Gleichniß. Dem Menschen werden zur Seite gestellt der Löwe, der fruchtbare Stier, der Adler (im Ezechiel); der Mensch selber wird verglichen mit dem Löwen, der die Feinde erwürgt, dem Schaf, das dem Hirten folgt, dem Lamme, das duldet, der Henne, die ihre Küchein sammelt, mit Fischen, die im Netz gefangen werden u. s. w., aber kein Wort vom Affen. Dieser steht dem menschlichen Gefühle fern, gerade darum, weil er dem Menschen so nahe zu stehen scheint.

Oder hat das Menschengeschlecht im Ganzen das Gebot vergessen: du sollst Vater und Mutter ehren? Existirte für den Materialisten ein göttliches Gebot — er wäre gehalten, dieses dem Affen gegenüber zu üben; und weiter noch gegen die ganze Stufenleiter der Thierwelt bis zum Infusorium hinab. In der That aber geschieht das Umgekehrte: der Materialist betrachtet sich weit erhaben durch sein Denken über Urahn Affe, bewundert sich, wie herrlich weit er es gebracht, — er kann ihn nicht ehren. Aber weil ja alles nur ein Gradunterschied und kein principieller sein soll, — auch der Unterschied zwischen dem Menschenvater und dem Affenurahn —, so wird auch der Sohn, der klüger als sein Menschenvater geworden ist, den Vater unter sich sehen und nicht ehrfurchtsvoll zu ihm aufschaun, wie er die Affenwelt nicht ehrt, sondern wird ihn wie das Thier ausnützen und dann vergessen. Die sittlichen Beziehungen haben ihre Unterlage in der Natur; werden diese ihnen genommen, so stürzen sie nothwendig zusammen — mögen sie auch noch einige Zeit sich halten, wie ein Haus, dem man das Fundament entzogen hat und das man einstweilen durch Stützen hält.

Aber freilich giebt es manche unangenehme Wahrheit (wenngleich wir leugnen, daß es eine unsittliche Wahrheit giebt). Wie sieht es mit den Beweisen für jene große Entdeckung des Materialismus aus? Ihre theoretische Voraussetzung ruht in der Darwin'schen Hypothese, die wir so eben als gänzlich unhaltbar erfunden haben. Darwin selbst hat diese Consequenz nicht gezogen, sondern sie einem K. Vogt und Consorten überlassen. K. Vogt ist groß in vandalischer Freude: die herrlichsten Gemälde — und sollten es nur Phantasiegebilde sein — Stück für Stück in Fetzen zu reißen. Er hat denn auch mit großem Fleiß die drei Affenarten entdeckt, aus denen sich drei verschiedene Menschenarten entwickelt haben; es sind der Chimpanse, Orang und Gorill. Vogt hat mit kindlicher Pietät den verlorenen Vater gesucht und gefunden!

Der theoretische Beweis ist natürlich, sobald die Artunterschiede einmal durchbrochen sind, leicht geführt; aber der exacte naturwissenschaftliche Beweis selbst hinkt gewaltig. —

Der Chimpanse steht dem Menschen näher durch Schädelform und Zahnbau, der Orang durch die Hirnbildung, der Gorill durch den Bau der Extremitäten. — Man beachte wohl: nicht etwa das Produkt einer Kreuzung dieser drei Arten soll der Mensch sein, so daß der Chimpanse Schädelform und Zahnbau, der Orang die Hirnbildung, der Gorill den Bau der Extremitäten zu diesen Menschen-Ragout geliefert hätte; es wäre so das Produkt „Mensch" noch etwas denkbarer; aber leider leben diese Affenarten weit zerstreut; — sondern jeder dieser Affen von seiner einseitigen Annäherung an den Menschen aus soll es aus sich selbst bis zum Menschen gebracht haben. Also durch diese Dreizahl ergiebt sich gar keine Vermittelung zwischen Affe und Mensch, sondern die von Vogt selbst anerkannten obigen Unterschiede zwischen beiden bleiben durchaus schroff stehn. Man möchte gern einige Zwischenstufen sehen; etwa ein Geschöpf mit einem Gesichtswinkel von 70 Grad, das aber noch nicht für die aufrechte Stellung gebaut ist, oder eins mit ausgebildetem Fuß, aber affenförmigen Gehirn u. dgl. Raritäten — entweder fossil oder lebend. Statt dessen wird uns der menschenähnlichste Affe, der aufzutreiben ist, vorgeführt, und wir sollen so freundlich sein, das Postulat zu vollziehn, aus ihm einen Menschen zu construiren, und das Fehlen der Mittelstufen geneigtest entschuldigen. Ebenso wird Affe No. 2 präsentirt, und wir werden gebeten, eine zweite Menschensorte aus ihm hervorzuhexen; desgl. No. 3.

Freilich giebt uns Vogt Gründe für dies fatale Fehlen der Zwischenstufen an; er meint: unter den Fossilien würden gerade die Zwischenstufen sehr selten aufzufinden sein. Als Beispiel dienen der fossile Höhlenbär und der jetzige braune Bär. Von beiden sind Exemplare in Ueberfluß vorhanden; zwischen ihnen zeigen sich aber in der Uebergangszeit drei Mittelstufen, die — als der Uebergangszeit angehörig — nur sehr selten aufgefunden werden. „Die Zustände erhielten sich lange, der Uebergang aus der Höhlenzeit in die jetzige fand vielleicht in verhältnißmäßig kurzer Zeit statt": (sic! warum keine Lyellschen Hunderttausende von Jahren? „deshalb sind auch die Uebergangsformen, welche das rasselose Schwanken zwischen den beiden befestigten Formen herstellen" (welche sich also den

veränderten Naturverhältnissen anpassen mußten) „ungemein selten im Vergleich zu den beiden extremen Formen" der Urwelt und der Jetztwelt. — Aber der Unterschied zwischen Höhlenbär und braunen Bär ist doch nicht größer, als etwa der Unterschied zwischen der Bulldogge und dem Pudel, und steht in keinem Vergleich zu dem Unterschiede zwischen jenen anthropoiden Affen und den Menschen; es zeigt sich nur die Elasticität der Art. — Und ferner war der Bär gezwungen, in dem sich verändernden Verhältnissen einen Kampf ums Dasein zu führen; aus einem solchen kann aber unmöglich das Hervorgehn des Menschen aus dem Affen hergeleitet werden; denn wie der Vergleich unsrer jetzigen Affen mit fossilen lehrt, können die Affen heut zu Tage eben so leben, wie früher. — Auch macht der Kampf ums Dasein wohl eine Veränderung des Typus erklärlich, aber keine Erhöhung. Jener Hervorgang könnte höchstens unter der „natürlichen Auslese" rubricirt werden. Dann ist aber gar nicht einzusehn, warum sich die Mittelstufen nicht erhalten haben könnten — nicht blos fossil, sondern als lebende Arten. —

Darum kann uns auch der große Fund sehr wenig beglücken, mit dem Vogt seine Gläubigen abspeist bis auf bessere Zeiten, wenn einmal noch höher stehende Affenarten — todt oder lebendig — gefunden werden. Es ist nämlich ein fossiler Affe in Griechenland entdeckt, dessen Schädel der des Schlankaffen, und dessen Glieder die des Makaken sind. Aber das ist die Sache; zwischen den Affenarten werden Mittelstufen gefunden, obgleich sie schon sehr nahe an einander grenzen. Jedoch die so schmerzlich gesuchten Mittelstufen, die eine so weite Kluft, wie sie Vogt selbst zwischen Affen und Menschen geschildert hat, überbrückten — und ihrer müßten sehr viele sein, da z. B. der Orang in 34 Punkten seines Körperbaus vom Menschen abweichen soll; — sie werden noch immer gänzlich vermißt. — Oder aber man müßte annehmen, daß die Affen der „Auslese", die zum Menschen hinaufstrebten, ihre Glieder zu sehr verrenkt, sich also in einem qualvollen Leben für ihre Nachkommenschaft aufgeopfert hätten, bei denen dann der Menschheitstypus ein wenig besser gelangt; sie mußten sich zum aufrechten Gange zwingen, zugleich mußte auch der Kopf allmälig

in die menschliche Balance gerückt werden und die hinteren Hände sich allmälig zu Füßen bilden u. s. w. — Daß solches vertrakte Menschenvieh keine eigene Art hinterlassen hat, wird dann sehr begreiflich; aber warum findet man es nicht fossil? —

Doch allerdings noch Eine Zwischenstufe kann uns Vogt selbst lebend aufführen: die Mikrocephalen. Denn die Neger und Papuas sind dazu nicht zu verwenden, weil alle jene oben aufgeführten Unterschiede zwischen Mensch und Affe auch den Neger und Papua vom Affen trennen. — Also die Mikrocephalen oder die geborenen Idioten!

Nach Vogt nimmt der Idiotenschädel gerade die Mitte zwischen dem Schädel eines Negers und eines Chimpanse ein. Außerdem ist der vorwärts gebückte Gang des Idioten mit krummen Knieen dem aufrechten Gang des Affen höchst ähnlich; die Arme erscheinen unverhältnißmäßig lang, die Beine kurz und schwach, der Kopf ist ganz der eines Affen; der Schädel ist mit dichten wolligen Haaren bedeckt, die Stirne fehlt, die Augen glotzen unter vorspringenden harten Knochenringen hervor, die Nase ist breit geöffnet, das Untergesicht schnauzenförmig vorgezogen, die Zähne schief gestellt, die Zunge unverhältnißmäßig groß; das Gedächtniß ist gering, die artikulirte Sprache fehlt fast überall.

Unleugbar hat der Idiote etwas Affenähnliches. Daß wir es aber hier mit einer Mißbildung zu thun haben, tritt auf das Schroffste hervor. Die Idioten sterben meist früh und bleiben zeugungsunfähig; hiermit fehlt ihnen das die Art Constituirende. — Vogt selbst erkennt die Idiotie als Mißgeburt an, meint aber: wenn der Mensch bei einer Entwickelungshemmung zum Affen herabsinke, so sei damit auch der Weg vom Affen zum Menschen aufwärts gezeigt. — Ein ganz falscher Schluß! Denn in diesem Falle müßte sich die Idiotie nicht als M i ß b i l d u n g, sondern als eine abwärts schreitende B i l d u n g zeigen, die an sich auch berechtigt und lebensfähig wäre, wie die Existenz des Papua. An den Idioten tritt es vielmehr klar hervor, daß dem Menschen eine Artidee zu Grunde liegt, die wohl weitere Kreise um sich bildet, aber ihre Grenze hat, welche nicht ungestraft überschritten wird: jenseits dieser Grenze ist keine Bildung mehr, und wäre es eine niedrigere Bildung, sondern

nur Mißbildung. Im Idioten ist die Natur verhindert die Artidee zu erreichen und vermag keine neue Art zu schaffen. Diese Mißbildungen sind der entschiedenste Beweis gegen allen Darwinismus. — Man stelle den Idioten mit dem Menschenschädel, der auf seinem Rumpf wankt und dem schlaffen Bauch, in dem wie in einem Bettelsack die Gedärme hängen, in die Mitte; zu seiner Rechten den Neger und zu seiner Linken den Chimpanse! Der Neger, der Chimpanse, jedes Thier, jedes Geschöpf „in seiner Art" ist gut und glücklich; aber elend, wer auf eine höhere Stufe hin angelegt ist und sie nicht erreicht! Die niedere Art öffnet ihm ihre Thüre nicht. Der Idiot steht unter dem Thiere. Ein Idiotenarzt sagt: „das Bewußtsein der Cretinen ist geringer als der Instinkt der Thiere; ihr Leben besteht in Essen und Ausleeren, im Schlafen und Hinbrüten." Selbst Vogt sagt — und beweist damit zu viel, also gegen sich —: „In manchen Beziehungen stehen diese Idioten sogar unter dem Thiere; denn sie sind unbehülflicher als dieses, würden sich meist ihre Nahrung nicht selbständig verschaffen, ihr Leben nicht ohne Hülfe fristen können." Warum das? weil es bestimmt begrenzte Arten giebt und diese Geschöpfe von der Artidee verlassen sind. — Es ist nicht der entfernteste Gedanke, daß die Menschennatur auf dem Wege des Idiotismus wieder zu der Affennatur hinuntersinken könnte — sie würde untergehen. Wir schließen umgekehrt, wie Vogt: wäre die Menschheit aus der Affenwelt hervorgegangen, so würde ihr Hinabsinken eine den Affen näher stehende B i l d u n g, eine N a t u r ergeben — aber nimmer eine M i ß b i l d u n g, eine U n n a t u r.

Die Behauptung, daß der Mensch vom Affen abstamme, hat kaum einen Schein von wissenschaftlichen Gründen für sich. Man könnte sie sich kaum gefallen lassen, wenn sie als Hypothese vor Männern vom Fach aufgestellt und verhandelt würde. Sie aber als ausgemachtes Resultat neuester naturwissenschaftlicher Forschung in Vorlesungen vor einem gemischten Publikum nebst zugehörigem Pfeffer aufzutischen, wie es K. Vogt gethan hat, der seine Vorlesungen gerade mit diesem piquanten Dessert schließt — das ist nicht Rücksichtslosigkeit, nicht Taktlosigkeit: das ist Charlatanerie!

Es ist überhaupt durchaus einseitig, bei Beurtheilung und Klassification des Menschen nur den zoologischen Standpunkt einnehmen zu wollen. Es läuft hier eine petitio principii unter: „weil der Mensch rein das Produkt der Materie ist, also hat die Zoologie über die Klassifikation das Endurtheil.“ Dem widerspricht aber schon die allgemeinste Erfahrung: diese „Art“ Mensch erhebt sich als Art im Ganzen so hoch über die höchste Thierstufe, daß hier gar kein Uebergang und kein Vergleich mehr aufgefunden werden kann. Das zeigt sich z. B. an der Sprache. Wir wollen selbst das Ausstoßen einzelner Laute seitens der Thiere, die damit etwa andern Thieren ein Zeichen geben, ein Sprechen nennen; so folgen höher hinauf sofort die Sprachen der Wilden, von denen der amerikanische Sprachforscher Düponceau sagt: „Viele von diesen Sprachen scheinen ihrer Construktion nach eher von Philosophen in den Studierstuben gebildet, als von Wilden in Wäldern.“ Die Sprachen der Wilden sind poetischer und zugleich auch häufig formenreicher, als die gebildeten Sprachen; diesen stehn sie nur nach in Beziehung auf den engen Lebenskreis, den sie umfassen; so daß man in amerikanischen Sprachen z. B. über 200 Conjugationsformen zählt. Wo sind hier die Mittelstufen zwischen Affe und Mensch? —

Ferner unterwirft sich der Mensch die Thierwelt, die Pflanzenwelt, die anorganische Welt; er unterwirft seinem Denken selbst die Gesetze des natürlichen Geschehens und macht sie zu den Dienern seiner Zwecke; er verändert das Angesicht der Erde; er verschönt die Natur — er kann sie auch verderben. — Und daß auch die verkommenste Nation zu dieser Gattungsidee „Mensch“ gehört, an ihren unterscheidenden Merkmalen und an ihren Eroberungen Theil hat, das beweist der menschliche Verkehr, in welchem man zu den verkommensten Menschen, als zu ursprünglich gleichberechtigten Persönlichkeiten tritt. —

So wird es ewig seine volle Berechtigung haben, den Menschen principiell von seiner geistigen Seite her zu erfassen. Die Bibel hat es gethan: mit seinem Takt hebt sie in ihrer Schöpfungsgeschichte nur die Gottesebenbildlichkeit und die Herrscherstellung

des Menschen über die Erde mit klaren Worten hervor, während sie den Rang seiner leiblichen Organisation allein durch die Stellung im sechsten Tagewerke sinnig andeutet.

Capitel 16.

Die Seele.

Erst bei dem Menschen gewinnt die Frage nach der Seele ihre Bedeutung. — Das Thier hat auch eine Seele; es empfindet, es denkt. Mögen die Spuren des Denkens noch so gering sein im Verhältniß zu dem Denken des normalen Menschen, so sind sie doch immer groß genug, um nicht aus dem Instinkt, mit dem man gleich bei der Hand zu sein pflegt, sich ableiten zu lassen. Ueber diesen Punkt sind die Begriffe noch sehr unklar und die Urtheile sehr schwankend. Auf materialistischer Seite wird auf vereinzelte Thatsachen gepocht, um das thierische Denken so hoch als möglich zu heben. Auf antimaterialistischer Seite wird man dadurch scheu; man meint: wenn erst dem Thiere das Denken zugestanden wäre, so müßte man mit Haut und Haaren ins materialistische Lager desertiren. Die Bibel ist viel weitherziger: sie stellt das Thier dicht unter den Menschen und behauptet durchaus nicht, daß der Unterschied zwischen Thier und Mensch im Denken bestehe — vielmehr im göttlichen Ebenbilde. Der Christ hält den für bemitleidenswerth, den nur sein Denken vom Thiere unterscheidet. Der ewige Inhalt der Seelenthätigkeit bildet den Fundamentalunterschied nach der heiligen Schrift. Das Denken und Fühlen des Thieres bleibt specifisch thierischer Art.

Der Materialist leugnet die nicht atomistische Existenz der Seele, er sucht sie als eine Funktion des Leibes, des Gehirns zu begreifen; nach ihm ist der denkende Mensch nur die Summe seiner Sinne, die Summe von Eltern und Ammen, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung.

Er schließt ebenso wie bei der Frage nach Gott: ich habe den Körper durchforscht und nirgends eine Seele gefunden, also existirt keine.

Wir sahen früher, daß kein Organismus, nicht die einfachste Zelle, sich aus der mechanischen oder chemischen Aneinanderlagerung und Bewegung der Atome begreifen lasse; es würde durch sie nie zu einer organischen Verbindung kommen; es muß vielmehr eine Kraft angenommen werden, welche die Atome ihren (der Kraft) Zwecken dienstbar macht — eine organisirende, eine Lebenskraft in jedem organischen Gebilde.

Mit dem Thiere tritt aber ein Leben auf, das aus dieser organisirenden Kraft nicht mehr begriffen werden kann. Wir meinen zunächst die Empfindung der Sinne. — Das Thier, der Mensch sieht. Die Physik demonstrirt uns das Licht als eine Wellenbewegung; die Physiologie setzt uns weiter auseinander, daß die Empfindung des Lichts und der Farbe von einer Affektion besonderer Nerven herrührt, deren feine Enden sich als eine Nervenhaut, die Netzhaut genannt, ausbreiten. Wir hören von der Hornhaut, der Iris, der Pupille, der Krystalllinse mit dem humor aqueus und humor vitreus, hören von der Aderhaut unter der Netzhaut, die mit einem schwarzen Pigment überzogen ist, damit nicht durch Reflexionen im Innern des Auges die Reinheit der Bilder gestört werde; — aus demselben Grunde werden die Fernröhre innen geschwärzt. Und nun erfahren wir, daß auf der Netzhaut der mit Collektivlinsen versehenen Augen das Bild ganz auf dieselbe Weise entsteht, wie die Sammelbilder der gewöhnlichen Linsen; die von einem Punkte des Gegenstandes ausgehenden Strahlen, welche die Vorderfläche des Auges treffen, werden nemlich durch die durchsichtigen Medien des Auges nach einem Punkte der Netzhaut hin gebrochen. Der Sehnerv führt dann den empfangenen Eindruck, das Bild, weiter zum Gehirn.

Die Sache erscheint durchaus klar; — hat man doch eine ähnliche Construktion, wie die des Auges, an den Fernröhren, an der Camera obscura u. s. w. — nur freilich, daß hier noch ein Sehnerv mit ins Spiel kommt; aber was ist natürlicher, als daß man mit dem Sehnerv auch sieht? — Und doch beginnt gerade an

diesem Punkte das vollständig Unbegreifliche. Der Lichtstrahl ist eine Wellenbewegung; diese Bewegung afficirt durch Vermittelung der Netzhaut endlich den Sehnerv. Dieser aber besteht, wie alles Uebrige aus Atomen; der Lichtstrahl hat also die Atome des Sehnervs bewegt, und diese Bewegung mag sich auf andre Atome, die in ihrer Aneinanderlagerung wieder Nerven oder graue Substanz oder auch Muskeln oder sonst etwas bilden, fortsetzen, so lange sie will — es bleibt ewig bei der Bewegung der Atome und kommt nie eine Empfindung heraus. Daß sich auf der Netzhaut das Spiegelbild eines Gegenstandes bildet, dessen Strahlen ins Auge fallen, mag immerhin erklärlich sein; es ist das Bild einer Camera obscura. Jetzt hört aber alle Erklärung auf; denn ebenso wenig wie die Tischfläche eine Emfindung hat von dem Bilde, das sich auf ihr reflektirt, ebenso wenig ist es zu begreifen, warum gerade ein Nerv eine Empfindung von diesem Bilde haben soll. Worin liegt die Empfindlichkeit des Nervs? Der Nerv soll nichts sein als eine eigenthümliche Art der Atomen-Aneinanderlagerung; das Atom aber hat keine Empfindlichkeit; woher soll sie nun diesen Atomen des Nervs erwachsen? Hat die Materie nur anziehende und abstoßende Kräfte, so kann keine Combination von Atomen einen psychischen Proceß zur Folge haben.

Budge sagt in seiner Physiologie: „Nachdem das Retinabild empfunden worden ist, entsteht durch die Thätigkeit der Seele eine Vorstellung von demselben, indem alle die einzelnen empfundenen Punkte zu einem Ganzen vereinigt, demselben ein bestimmter Ort im Raume, seine Stellung zu andern Objekten, seine Größe, Gestalt, Körperlichkeit, Einheitlichkeit gegeben werden.“ Alles dies sind psychische Thätigkeiten, wie Budge nachweist. So z. B. bedarf es einer Erklärung, daß wir mit zwei Augen die Dinge doch nur einfach sehn. Nun „ist durch keine Beobachtung irgend ein Grund zur Annahme vorhanden, daß die Fasern beider Sehnerven so angeordnet wären, daß sie theilweise in irgend einer Weise verschmelzen; . . . es spricht für eine solche Hypothese auch keine Analogie. Hingegen giebt es Fälle derart genug, daß die Thätigkeit der Seele gleichartige, selbst ähnliche Empfindungen mit einander ver-

schmilzt, und daß es einer besondern psychischen Anstrengung bedarf, um solche wieder von einander zu trennen.“ —

Ebenso verhält es sich mit dem Gehörsinn. Die Physik belehrt uns wieder: Schall sei nichts anderes als eine Wellenbewegung, die das mit wunderbarer Feinheit gebaute Ohr trifft, bis sie sich endlich dem akustischen Nerv mittheilt, der vom Gehirn ausgeht. Wieder ist es unbegreiflich, wie die Wellenbewegung überhaupt soll zur Empfindung kommen; denn die Bewegung kann sich wohl ins Unendliche fortsetzen, aber nie eine Empfindung erzeugen. Außerdem „wird die Richtung und Entfernung des Schalls nicht gehört, sondern nur durch Urtheil erkannt;“ und „das einfache Hören mit zwei Ohren beruht wahrscheinlich gleichfalls auf einem Urtheile, hervorgegangen aus der vollkommenen Identität der Eindrücke auf beide Ohren“ (Budge). Endlich kann die Physiologie zwischen dem Sehnerv und dem Hörnerv nicht die geringsten Unterschiede entdecken; Nerv ist Nerv; warum erregt nun die Wellenbewegung dem einen das Sehen und dem andern das Hören?

Aehnlich geht es mit den übrigen Sinnen. —

Durch die Empfindung der fünf Sinne geht die Außenwelt ein in den animalischen Organismus. Die Empfindung schon ist nicht erklärlich durch Atomen-Aneinanderlagerung und Stoffwechsel; sie verlangt das Selbstgefühl als gegeben, das die Wellenbewegungen des Lichts u. s. w. als Momente in sich setzt und nach seiner eigenen Bestimmtheit sie bestimmt. Und doch ist die Empfindung, in der der Mensch sich receptiv verhält, noch die niedrigste der psychischen Funktionen.

Wie sollen nun außer dem Empfinden auch noch das Denken und Wollen, und das ihnen zu Grunde liegende Bewußtsein und Selbstbewußtsein aus den Atomen erklärt werden! C. Ludwig hat sie aus der Elektricität der Nerven erklären wollen, gesteht aber selber endlich die Unmöglichkeit zu. — Auch hier hat wieder Czolbe einen verzweifelten Versuch gemacht, das Bewußtsein materialistisch zu erklären. Es muß durchaus auf Atombewegung zurückgeführt werden. Man höre: das Bewußtsein ist „die in sich selbst zurücklaufende Bewegung. . . . Ob dies durch einen kreisförmigen Faserverlauf, durch die kugelförmigen Ganglienzellen, durch den in den

Nerven stattfindenden elektrischen Strom . . . oder in sonst einer physikalischen Weise geschieht, darüber läßt sich natürlich a priori nichts sagen." — Wie aber durch einen kreisförmigen Faserverlauf u. s. w. das Bewußtsein entstehen soll, ist rein unbegreiflich; denn der Faserverlauf könnte aufs vollkommenste kreisförmig sein, die Atome sich im schönsten Reigen drehen, so brauche ich durch diese Atombewegung ebenso wenig zum Bewußtsein zu kommen, als etwa durch den Kreislauf des Blutes. — Welch widersinniger Versuch! Wie kommt der Philosoph auf solche Sprünge? Wenn er die Seele leugnet, wenn er die Welt auf den Kopf stellen, den Geist zum Produkt der Materie, und das Gehirn, den Denkapparat selber, zum Produkt der Gedankenlosigkeit machen will!

Die Seele ist vielmehr der fortwährende Sieg über die Materie. Czolbe fühlt, daß dieser Punkt die Achillesferse des Materialismus ist: die Thatsache des Selbstbewußtseins. Kann diese nicht aus der Atombewegung erklärt werden, so bricht der Materialismus in sich selbst zusammen. Das ist an Czolbe zu rühmen: er sucht consequent zu sein und scheut sich nicht, wie er selbst sagt, „die Absurdität eines Prinzips in seinen nothwendigen Folgen eklatant zu machen."

Das Selbstbewußtsein, das identisch durch alle Stadien menschlicher Entwickelung hindurchgeht und nur durch Fieber oder Wahnsinn unterbrochen wird — wie will es der Materialismus erklären nach der Entdeckung, daß nach Verlauf weniger Jahre kein Atom des alten Körpers mehr geblieben ist, eine fortgehende Erneuerung, ein Stoffwechsel stattfindet? Unter all diesem Wechsel bleibt Eins identisch: das Selbstbewußtsein. Von dem ersten Erwachen des geistigen Lebens bis zu dem spätesten Greisenalter hin weiß sich der Mensch als ein und derselbe. — Wodurch wird dies einheitliche Selbstbewußtsein erzeugt? Durch die Atome nicht, denn sie wechseln. Oder soll aus diesem Wechsel der Atome das Beharrende hervorgehn? Aber der Wechsel ist das Nichtsein des Beharrenden; so müßte das Sein aus dem Nichtsein hervorgehn — was ein Widerspruch ist. Vielmehr „ob alles im ewigen Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist." Im Stoffwechsel verliert sich der Mensch, um desto energischer sein eigenthümliches

Selbst zu erfassen, als das im Wechsel Beharrende. Das ist der Lebensproceß auf seiner höchsten Stufe — die Lebenskraft wird zur Seele.

Die Seele läßt sich leugnen, wie die Lebenskraft und wie der Zweckbegriff: der Materialist umschreibt sie mit andern Worten. Treffend sagt A. Wachsmuth in seiner allgemeinen Pathologie: „Es ist lächerlich, allgemein von psychischen Erscheinungen zu sprechen und doch gegen das diese Erscheinungen zusammenfassende Wort „Seele" Bedenken zu erheben."

Und welche einigermaßen scheinbaren Gründe hat man — außer dem materialistischen Axiom, daß es nur Materie giebt — für die Leugnung der Seele? Man weiß, daß die psychische Thätigkeit irgend wie vom Gehirn abhängig ist und durch Verletzung des Gehirns an manchen Stellen wesentlich gestört wird, und man kennt keinen Gedanken ohne Gehirn. Hieraus aber zu schließen, daß das stoffliche Gehirn alleiniger Producent des Gedankens ist und nicht etwa nur Träger oder Substrat, ist eine große Kühnheit. Was würde man sagen, wenn Jemand behauptete: keine elektrotelegraphische Depeschen ohne Batterie und Schlüssel und Drath: also bewirken Batterie und Schlüssel und Drath allein die Depesche! Wo bleibt der Mann, der den Schlüssel regiert? Das Gleichniß hinkt, das Bild ist zu gering; denn die Seele steht nicht äußerlich dem Leibe gegenüber, sondern sie selbst ist die Bildnerin des Leibes und wächst mit seiner Organisation. In dem Embryo ist sie vorhanden, wenngleich ihr Bewußtsein schlummert, wie in dem schlafenden Menschen doch die Seele wohnt. — Wenn aber der Gedanke vom Gehirn abhängig ist — wie kann man sich verwundern, daß, wenn das Organ der Seele krankhaft ist, auch ihre Produkte krankhaft erscheinen? Jedoch ein Beweis für die Nichtexistenz der Seele liegt in dieser Abhängigkeit nicht im Entferntesten.

Auf solche luftige Trugschlüsse gestützt erhebt sich der Materialismus gegen den Glauben aller Nationen und aller Zeitalter, — soll man sagen mit kühner oder mit frecher Stirn? — als habe er eine Entdeckung von unumstößlicher Wahrheit gemacht. Und wird von ihm der Nachweis verlangt, wie denn die Nerven des

Gehirns den Gedanken erzeugen, so tritt er uns entgegen mit seinem ewigen: „wir wissen's nicht, die Zukunft der Wissenschaft wird es aufklären." Und doch soll man noch an ihre „exacten Resultate" glauben! Auf welcher Seite steht die Vernunft?

Ueber eine relative Unabhängigkeit der Seele von der Beschaffenheit des Gehirns liegen übrigens auch merkwürdige Beispiele vor. So erzählt Dr. Leubuscher in der Preuß. Ver. Zeit. 1846 Nr. 48 (mitgetheilt von Jul. Disselhoff: „die gegenwärtige Lage der Cretinen" u. s. w. 1857) von einer Frau, die bei erblicher Anlage zur Geisteskrankheit zuerst trübsinnig, dann tobsüchtig wurde; endlich — in der Provinzial-Irrenanstalt zu Hall — trat vollständiger Blödsinn ein. Einige Monate vor ihrem Tode erlangte die Frau nach einem Schwindelanfall wieder ihre volle Besinnung, die bis zum Tode immer freier wurde. Sie starb mit klarem Bewußtsein. Und was war der Sektionsbefund? „Höchst auffallend ist es, daß bei einem Zustande des Gehirns, der nach allen sonstigen Erfahrungen die Denkthätigkeit aufhebt, der eben diese Wirkung bei unseren Kranken unter höchst geringem Schwanken Jahre hindurch geäußert hat, der sechs Monate vor dem Tode den allerausgebildetsten Blödsinn zur Folge hatte, kurz vor dem Ende die Denkthätigkeit wieder zu ihrer Integrität zurückkehren konnte, eine Erscheinung, wofür der Befund in der Leiche irgend ein helleres Licht keineswegs giebt." Diese und andere merkwürdige Erfahrungen zeigen, daß gerade beim Tode am allerwenigsten die Nacht der Seele eingebrochen ist.

Hören wir noch, wie Liebig die Naturforscher geißelt, „welche sagen, der geistige Mensch sei das Produkt seiner Sinne, das Gehirn erzeuge die Gedanken durch einen Stoffwechsel und verhalte sich zu ihnen wie die Leber zur Galle; so wie die Galle untergehe mit der Leber, so gehe der Geist unter mit dem Gehirn. Wenn Sie die Schlüsse dieser Leute entkleiden von dem geborgten Flitter und Tand, von allen ihren Scheinbeweisen, die in der Wirklichkeit, in den Augen der Forscher und Denker nur beleuchteter Nebel sind, so bleibt übrig, daß die Beine zum Laufen und daß das Gehirn zum Denken da sei, und daß das Denken gelernt werden müsse, so wie das Kind das Laufen lerne; daß wir ohne Beine nicht gehen

und ohne Gehirn nicht denken; daß eine Verletzung der Fortbewegungswerkzeuge das Gehen, und eine Verletzung der Werkzeuge des Denkens das Denken ändert. Aber das Fleisch und die Knochen, woraus die Beine bestehn, bewegen sich nicht, sondern werden bewegt durch eine Ursache, die nicht Fleisch und Bein ist; sie sind die Werkzeuge der Kraft; die weiche Masse, die man Gehirn nennt, ist das Werkzeug der Ursache, welche die Gedanken erzeugt."

Wir haben in den folgenden Capiteln noch einige jener „Scheinbeweise" zu prüfen.

Capitel 17.

Die angeborenen Ideen.

Dem Menschen gegenüber schlägt in der biblischen Erzählung Gott ein Verhalten ein, das von seinem früheren gegen die übrige Schöpfung durchaus verschieden ist. Das „Es werde" und seine Folge: „Es geschah also" hört auf, und an ihre Stelle tritt ein: „Du sollst" und „Es geschah also." Gott stellt seinem göttlichen Willen einen creatürlichen Willen gegenüber, eine freie Willensentscheidung. Weil aber der Mensch ein Geschöpf ist, so ist auch seine Willensentscheidung nicht absolut, d. h. er kann nicht selbst die Norm seines Handelns setzen, so daß, wie er sich immer entscheide, die Entscheidung berechtigt wäre. Seine Willensfreiheit ist nur Ausfluß der absoluten Willensfreiheit, des absoluten Sichselbstsetzens Gottes: er empfängt seine Nerven von Gott — er hat ein Gewissen, das Organ, durch welches ein absoluter Inhalt von ihm aufgenommen wird, die Brücke, welche die Kluft zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer, zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen überbaut. Gewissen ist allgemein das Organ, durch welches jede Einsprache Gottes bei dem Menschen und des Menschen bei Gott vermittelt wird; es ist das gemeinsame Organ für das sittliche, wie für das religiöse Leben, die in ihrem letzten Grunde

Eins sind. Wir haben kein treffenderes Wort dafür als Gewissen — mag man es nun von Wissen oder von Gewiß herleiten. Dem deutschen Gefühl ist Beides verschmolzen: diesem ist das Wissen, welches der Mensch im Gewissen besitzt, das allergewisseste. Man mag das Gewissen als einen sechsten Sinn bezeichnen — wir können die schalen Witze des Materialismus über die sechssinnigen Menschen recht wohl ertragen und erlauben uns die Materialisten selber zu diesen zu rechnen.

Der Satz nämlich: nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu ist entschieden unrichtig. Für das Denken soll es nur ein Thor geben: das der fünf Sinne! Wenn dem so wäre — es gäbe kein Denken. Wir haben nachgewiesen, daß es kein Wissen giebt ohne Glauben; unsre jetzige Frage hängt mit jener oben erörterten eng zusammen: es giebt kein Wissen ohne angeborene Ideen. Der Materialist dagegen behauptet consequent, weil für ihn nichts anderes als der Stoff existirt: was man als angeborene Ideen bezeichnet, sei erst durch Uebung des Denkens, durch Vergleichen der sinnlichen Dinge entstanden.

Was der Materialismus gegen die angeborenen Ideen zu sagen hat, ist von Büchner's „Kraft und Stoff" in dem Capitel „Angeborene Ideen" zusammengestellt. Gerade dies Capitel freilich strotzt von Mißverständnissen und führt einen Kampf mit Bomben gegen Windmühlen. Büchner erzählt seinen Gläubigen von dem „französischen Philosophen Descartes, der annahm, die Seele komme mit allen möglichen Kenntnissen ausgerüstet in den Körper und vergesse sie nur wieder, indem sie aus dem mütterlichen Körper trete, um sich später nach und nach an dieselben zurückzuerinnern." Gegen ihn ist dann Locke aufgetreten mit seinem Satz: nihil est in intellectu, quod non ante fuerit in sensu. — Nun ist Descartes der Begründer der neueren Philosophie, aber nicht ihr Vollender; sondern nach Descartes und Locke haben sich noch manche andere Philosophen mit dieser Frage beschäftigt; selbst der philosophische Laie kann sich vorstellen, daß eine so schwierige Frage wie die nach den angeborenen Ideen nicht gleich von dem ersten Philosophen befriedigend gelöst werden konnte, und daß sein Gegner leichte Mühe hatte, ihn mit seiner Philosophie über den Haufen zu rennen.

Daß es aber z. B. einen deutschen Philosophen, Immanuel Kant mit Namen, gegeben hat, davon scheint der Materialist von reinstem Wasser nichts zu wissen; wenigstens thut er so.

Kant erkennt zwei Faktoren alles Erkennens an: die Sinnlichkeit und den Verstand; sie sind die beiden Stämme unsrer Erkenntniß. Begriffe ohne Anschauung sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind; und nun untersuchte er, was der apriorische (d. h. der unmittelbar gegebene, vorgefundene) Besitz unsrer Sinnlichkeit oder unsers Anschauungsvermögens ist und antwortet darauf: Raum und Zeit. Zweitens untersucht er den apriorischen Besitz unsers Verstandes und findet als solchen die reinen Verstandesbegriffe oder Kategorieen der Quantität, Qualität u. s. w.; d. h. dies sind die Formen menschlichen Denkens, die durch den Denkproceß nicht erst gewonnen werden, sondern für alles Denken fertig bereit liegen und denen deshalb eine nothwendige und allgemeine Gültigkeit zukommt. Wenn ich sage: alle Menschen müssen sterben, so fällt „alle Menschen" unter die Kategorie der Quantität. Ich sage nicht „Ein Mensch", auch nicht „zwei oder viele", sondern „alle Menschen"; und wenn ich sage: „sie müssen sterben", so fällt diese Aussage unter die Kategorie der Modalität. Ich sage nicht: „es ist möglich, daß sie sterben", auch nicht: „sie sterben", auch nicht „sie können sterben," sondern „sie müssen sterben." Unter die Kategorieen ordnen wir die Dinge nach nothwendigen Denkgesetzen, wie nach dem Gesetze der Identität und des Widerspruchs (jedes Ding ist sich selbst gleich und ist nicht sich selbst nicht gleich, während es von jedem andern verschieden ist;) und wie nach dem Gesetze der Causalität (jede Thätigkeit hat ihren Erfolg, und jede Wirkung ihre Ursache). —

Woher stammen diese Denkformen und -gesetze? Der Materialist antwortet: durch das Thor der fünf Sinne sind sie eingegangen; in der Berührung mit der Außenwelt vergleicht, urtheilt der Mensch. Aber wir haben schon gesehn, wie der Glaube an die Allmacht der fünf Sinne unfähig ist, den Proceß des einfachen Sehens und Hörens zu begreifen; jetzt soll nun gar das Unterscheiden, diese Grundthätigkeit der Seele, dem Menschen von der Außenwelt her zuwachsen, und die Gesetze und die Normen, nach

welchen dies Unterscheiden geschieht, dazu!! — während gar kein Denken ohne die Anwendung der Denkgesetze und Denknormen möglich ist, also diese vor allem Denken gegeben sein müssen. In der Sinnenwelt giebt es keine Urtheile, keinen Grund und keine Folge, sondern nur ein Nebeneinander und ein Nacheinander der Dinge.

Der gewöhnliche Menschenverstand hält es freilich für durchaus selbstverständlich, daß, wie man sieht, wenn etwas zu sehen ist und man ein Auge hat, man auch vergleicht, wenn etwas zu vergleichen ist. Was er gewohnt ist, bietet ihm kein Räthsel dar, und es erscheint ihm z. B. ganz in der Ordnung, daß das Weizenkorn eine Weizenähre treibt; denn dazu ist es da. So macht es der Materialist auch: die Dinge, die philosophischen Köpfen Staunen und Fragen erregen, sind ihm klar wie der Tag. Wenn nur das Gehirn in Ordnung ist, so müsse es doch mit einem Wunder zugehn, wenn kein Vergleichen und Urtheilen entstehen sollte. Der Materialismus kommt wieder an mit dem all seinem Denken zu Grunde liegenden Axiom: es ist so, also ist es so und also muß es so sein. Da hört freilich alle philosophische Speculation auf. Der Materialismus ist der Tod der Philosophie.

Freilich hören wir von Büchner, daß „die materielle Organisation des Gehirns das die geistige Entwickelung vor Allem Bestimmende ist.“ Er sagt uns aber leider nicht, worauf wir so neugierig wären, wie denn die materielle Organisation die geistige Entwickelung bestimmt. Daß das Denken vom Gehirn in Abhängigkeit steht, leugnet Niemand; wir verlangen aber nachgewiesen, wo denn im Gehirn die Voraussetzungen alles Denkens — die logischen Gesetze und Normen stecken. Denn ist das Denken nichts Anderes als „die Funktion des Gehirns“, so müssen die allem Denken zu Grunde liegenden Gesetze und Normen diesen Gehirnatomen immanent sein. Sie können den Atomen ebenso wenig zuwachsen wie jene die Atome beherrschende Kraft der Organismen; die Materie muß als vernünftig gedacht werden. Wenn der Materialist philosophisch zu denken gewohnt wäre, so könnte er nicht umhin, jene Gesetze und Normen als vor dem Denken gegeben — also als angeboren — anzuerkennen, und es handelt sich in dem Streit nur um die Frage, ob diese angeborenen Gesetze und Normen

als der immateriellen Seele anhaftend, oder als eine mit einem Mal im Gehirn auftretende Eigenschaft der Atome, besonders des Phosphors zu fassen seien, eine Eigenschaft, die sonst freilich — außer dem Gehirn — nirgends an den Atomen, auch nicht am Phosphor, zu entdecken ist.

„Wenn dem aber so ist, daß die Denkgesetze und Denknormen jedem Menschen angeboren sind — woher kommt denn die große Verschiedenheit der Urtheile und Ansichten, der Irrthum, der Zweifel?" — Wir antworten: diese haben in dem Willen des Menschen ihren Grund. Er ist freilich genöthigt zu unterscheiden; sonst würde er aufhören zu denken. Wie er aber unterscheidet, ist seine Sache. Er kann sorgsam oder nachlässig und oberflächlich unterscheiden; oder er urtheilt vorschnell, so daß er die in ihm vorliegenden Dinge wohl sorgsam unterscheidet, aber darüber die Unvollständigkeit des ihm vorliegenden Materials vergißt. Das Angeborensein der Denkgesetze und Denknormen bleibt doch bestehn. Diese setzt sich nicht der Mensch nach seiner Willkür, er erringt sie nicht durch sein Vergleichen, er findet sie unabänderlich gegeben vor.

Noch eine zweite Reihe von Kategorieen findet sich gleichfalls als gegeben vor; es sind die Denkformen des Guten, des Rechten, des Wahren, des Schönen. Hier tritt die Haltlosigkeit des Materialismus offen zu Tage: es giebt für ihn keine Ethik, keine Rechtsphilosophie, keine Wissenschaft, keine Aesthetik mehr. Man höre die Deduktion Büchners: „Wären die ästhetischen, moralischen oder metaphysischen Begriffe angeboren, unmittelbar, so müßten sie natürlich überall eine vollkommene Gleichförmigkeit besitzen . . . In der That aber sehen wir, daß dieselben im höchsten Grade relativ sind und daß sie . . . Verschiedenheiten zeigen, welche manchmal so groß werden, daß geradezu Entgegengesetztes entsteht." So in der Aesthetik: „Die Mode gefällt sich oft in den entgegengesetztesten Dingen. . . Die Chinesen finden es allerliebst, wenn eine Frau möglichst dick ist und kleine Füße hat, daß sie nicht gehen kann" u. s. w. Sofort folgert der Materialismus: weil es verschiedene Begriffe von Schön giebt, darum ist das Urtheil über das Schöne rein subjectiv, vornehmlich auf Gewöhnung beruhend. Also —

muß unumgänglich weiter gefolgert werden — kann es keine Aesthetik geben; denn sie könnte nie etwas objektiv, an sich Gültiges aussagen, sondern nur eine Darstellung rein subjektiver Erscheinungen sein. —

Sodann wendet sich Büchner zu dem Gebiet des Moralischen. „Völker im Naturzustand entbehren fast aller moralischen Eigenschaften. Bei den Indianern gilt ein gut ausgeführter Diebstahl für das höchste Verdienst. . . . Auch Mord und Blutrache sind bei Naturvölkern ganz gewöhnlich. . . Aber auch selbst bei den civilisirten Völkern sind die moralischen Begriffe bis in die äußersten Extreme verschieden.“ Sehr bezeichnend ist die aus Moleschott citirte Stelle: „Das Heidenthum pries den Haß der Feinde als höchste Tugend, das Christenthum verlangt Liebe auch für die Feinde.“ Büchner fragt dabei: „Welches von beiden ist nun moralisch?“ Es läßt sich eben vom materialistischen Standpunkt aus darüber nichts ausmachen, sondern es bleibt ein ewiges non liquet. Der Eine haßt seinen Feind, der Andere liebt ihn, wie er gerade beeinflußt ist, je nach der Construktion seines Gehirns. Eines ist ebenso richtig oder unrichtig, wie das Andere: wie etwa die Diestel Diesteln trägt und der Weinstock Weintrauben. Diesteln und Weinstock sind gleichberechtigt, und wenn etwa der Mensch für sich — subjektiv — den Weinstock vorzieht, so widerspricht dem der Esel, dem die Diestel besser zusagt. — Also kann es keine Ethik geben. —

„Von einer angeborenen Rechtsidee kann obendrein gar nicht die Rede sein. . . Gäbe es wirklich ein objektives Recht, wie könnte da ein Unterschied zwischen Recht und Gesetz sein?“ —

Mit dem Begriff des Wahren verfährt Büchner im Ganzen glimpflicher: die Wissenschaft soll noch aus dem allgemeinen Chaos des knownothing-thums gerettet werden. „Noch mehr verdankt endlich der Begriff des Wahren dem Fortschritt der Wissenschaften seine Entstehung“ (man staune: ehe es gelehrte Leute gab, fehlten den Menschen die Begriffe von Wahr und Unwahr! Dormitat bonus Homerus) „und allmälige Ausbildung; und wenn die Gesetze des Denkens unter Umständen eine gewisse unabänderliche Nothwendigkeit zeigen, so verhalten sie sich analog den Naturgesetzen über-

haupt und sind abhängig von bestimmten, faktisch feststehenden Verhältnissen.“ Büchners Räsonnement läuft darauf hinaus, daß Alles, was in den Bereich der Naturwissenschaften fällt, noch einigen Anspruch auf Wahrheit behalten soll. Woher, ist freilich nicht einzusehn. Denn die Verweisung auf die Analogie der Naturgesetze hilft uns nicht, weil diese selber nicht mit den fünf Sinnen wahrgenommen, sondern erst durch die Denkgesetze gefunden werden. Und wie die „Denkgesetze“ „von faktisch feststehenden Verhältnissen“ abhängig sein sollen, ist auch nicht einzusehen. Büchner verweist uns auf die Mathematik; aber wie sind die Denkgesetze von der Mathematik abhängig!? Sie finden nur auf die Mathematik ihre Anwendung und sind schon vor ihr da. — „Unter Umständen“ sollen die Gesetze des Denkens eine gewisse unabänderliche Nothwendigkeit zeigen. Welches sind denn diese Umstände? Denn offenbar kann man mit derselben Gründlichkeit, mit der Büchner gegen die Begriffe des Schönen, Guten und Rechten zu Felde gezogen ist, auch schließen: wo giebt es eine Wahrheit? Der Eine läßt die Sterne frei im Weltenraum schweben, der Andere an das Himmelsgewölbe angeheftet sein, und ein Dritter hält sie für Löcher, durch die ein hinter dem Gewölbe verborgenes Licht scheint. Also der Schluß: es läßt sich über das, was wahr ist, nichts ausmachen. — Schließlich prophezeit Büchner noch allen „philosophischen Räsonnements, die sich von dem Boden der Thatsachen und Objekte entfernen,“ ihren baldigsten Untergang; — leider seiner „empirischen Naturphilosophie“ auch; denn sobald er philosophirt, bleibt er nicht bei der nackten Thatsache stehn. —

Wir haben hier durchaus Darwinsche Dialektik: weil (nach Vogt) im Pariser Pflanzengarten oft 20 und 30 Arten von Weichthieren als Spielarten aufgeführt sind, die im brittischen Museum in London als wohl charakterisirte durchaus unabhängige Arten gelten — darum giebt es überhaupt keine festen Arten, alle Artunterscheidung ist willkürlich.

Aber gerade an dem Begriffe des Wahren sollte es doch endlich jenen Herren klar werden, daß sie mit ihrer ganzen Richtung sich auf einen Holzweg verirrt haben. Denn diese Leugnung der dem Menschen angeborenen Ideen vom Guten, Rechten und Schönen

hat auch die Leugnung alles Wahren zur nothwendigen Folge. Denselben materialistischen Behauptungen, die als unumstößlich zu erweisen sie alle ihre Kraft und Energie einsetzen, denselben Behauptungen ist aller Grund entzogen, sobald Jemand auftritt, der das Entgegengesetzte behauptet — mit demselben Rechte, wie dem Gebot der Feindesliebe, sobald Jemand Feindeshaß für berechtigt erklärt.

Welches Körnchen von Wahrheit steckt denn in diesem ganzen materialistischen Räsonnement? Die Wahrheit, daß der Inhalt des Guten und Rechten, des Wahren und Schönen nicht unmittelbar gegeben, sondern erst gefunden werden muß. Diese Wahrheit liegt aber schon in dem Worte „Idee" selbst. Denn Idee bezeichnet bekanntlich nicht einen vollständig gegebenen Inhalt, sondern im Platonischen Sinne die an sich gewissen, aus der Erfahrung nicht abzuleitenden Prinzipien des Wissens, angeborene Regulative unsers Erkennens. Was wahr ist, das wissen wir freilich nicht kraft unsrer Geburt, sondern durch Kampf und Arbeit muß es errungen werden; eben so wissen wir nicht, was schön und gut ist, sondern diesen Ideen will erst nachgejagt werden; das ganze Leben lang gilts hier zu fragen und die Antwort zu suchen — auch durch manchen Irrthum hindurch. Der Streitpunkt ist von Büchner ganz mißverstanden. Was als angeboren behauptet wird, ist nicht der Inhalt des Wahren, Guten u. s. w., sondern die Kategorieen unsers — im weiteren Sinne — sittlichen Erkennens. Und diese lassen sich ebenso wenig in den Atomen finden und aus ihnen ableiten, wie die Kategorieen unsers Verstandes; ihr Ursprung ist über allen Atomen erhaben; sie weisen auf eine Quelle zurück, die auch den Inhalt alles Wahren, Guten u. s. w. absolut bestimmt. — Hier bricht sich die Freiheit des Menschen Bahn, der sich über die Materie erhebt. Wer diese Freiheit des Menschen nicht kennt oder nicht zu schätzen weiß, — der muß die Thierwelt glücklich preisen, die sich nicht über Fragen der Aesthetik, der Ethik u. s. w. streitet, sondern sich blindlings der Natur überläßt! Wer den Geist leugnet, dem wird die Natur zur unerbittlichen Nothwendigkeit, und die Welt des Geistes zu einer trostlosen Willkür der Individuen. —

Sittlich gut und sittlich schlecht sind leitende Normen des menschlichen Unterscheidens. Es ist Thatsache, daß von den Menschen die Handlungen und Beweggründe der Menschen und die Menschen selbst nach den Kategorieen gut und schlecht unterschieden werden. Dies wäre nicht möglich, wenn nicht diese Norm dem Menschen ursprünglich innewohnte, ihm angeboren wäre. Denn in der Natur findet sich nichts sittlich Gutes und nichts sittlich Schlechtes; in ihr giebt es nur ein Geschehn — einen Atomenwechsel. Es ist richtig, daß der Mensch seine Begriffe von gut und schlecht vielfach durch Erziehung, durch Angewöhnung überkommt; es mag sein, daß einige Menschen das für sittlich gut halten, was ihnen Vortheil bringt, und für sittlich schlecht, was ihnen schadet; und doch wäre es nicht möglich, daß überhaupt nach dieser Norm geurtheilt würde, wenn sie nicht dem Menschen angeboren wäre. Im Gegensatz zu den materialistischen Satz, daß alles Denken nur durch die Sinne einziehe, muß vielmehr behauptet werden, daß nichts aus dem Menschen entwickelt werden kann, was nicht ursprünglich in ihm angelegt ist.

Es erhellt hieraus schon — da das Gute als Idee und nicht mit vollem Inhalt gegeben ist —, daß allerdings schwer zu sagen ist, was „gut" sei. Büchner macht die hämische Bemerkung: „Die Undefinirbarkeit des Guten ist eine bekannte Sache. Die Theologen haben sich in der Weise zu helfen gewußt, daß sie sagen; Gut ist, was den Geboten Gottes entspricht. Die Gebote Gottes sind aber natürlich von ihnen selbst gemacht." Kann man wohl leichtsinniger über die 1800-jährige Gedankenarbeit christlichen Lebens und christlicher Wissenschaft urtheilen? Doch „wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehn," sagt Göthe.

Wehe dem Volke, wehe den Einzelnen, die dieser ihrer Aufgabe vergessen: dem Guten nachzutrachten! Es kann geschehn. Gewiß! Denn wie gesagt, der Mensch kann in seiner Unterscheidung leichtsinnig, oberflächlich, voreilig zu Werke gehn, bis ihm das sittlich Gute mit der sinnlichen Lust identisch geworden ist. Das Individuum ist hier von dem sittlichen Standpunkte seiner Zeit und seines Volkes abhängig: der leichtsinnige Mensch wird in einer christlichen Umgebung noch immer auf einer höheren Stufe sittlicher

Unterscheidung und Erkenntniß gehalten, während der sittlich strebsame ernste Mensch, dessen Umgebung einer niederen Stufe sittlicher Erkenntniß angehört, erst von dieser aus seine eigene Arbeit beginnen muß. — Gleichgültig aber ist die Gründlichkeit und die Oberflächlichkeit des sittlichen Urtheilens keineswegs; jede Verschuldung auch auf diesem Gebiete rächt sich, wie die Erfahrung des täglichen Lebens zeigt. Der Mensch leidet nicht nur nach dieser Einen Seite Schaden, er sinkt im Ganzen, weil sein Mittelpunkt, sein Schwerpunkt sinkt — selbst bis zur völligen Abstumpfung und Verthierung. Oft bricht der offenbare Verfall noch nicht im Individuum selbst hervor; aber die zweite und dritte Generation, die in einer sittlich gleichgültig gewordenen oder verpesteten Atmosphäre groß gezogen ist, ohne daß kräftige Gegenwirkungen stattgefunden haben, sie sinkt unter.

Wenden wir dies Gesetz auf Völker an, und zwar nicht auf die modernen Völker der civilisirten Welt, da hier die gegenseitigen Einflüsse zu zahlreich sind, sondern auf die isolirt stehenden Völker der alten Welt oder der Neuzeit, mit oder ohne Cultur! Sie sind fast widerstandslos dem Impulse preisgegeben, der von ihrem Stammvater ausgegangen ist. Die Bibel weiß von dieser Macht: in dem Charakter des Stammvaters läßt sie den Volkscharakter sich spiegeln; so in der Linie des Seth und Kain; so in der Linie der drei Söhne Noahs; in dem Volke Israel selbst wiederholt sich diese Erscheinung.

Dazu kommt noch ein Zweites. Die Unterscheidung nach den Kategorieen sittlich gut und schlecht hat nemlich noch eine ganz besondere Eigenthümlichkeit. Während die Unterscheidung nach den übrigen Kategorieen (z. B. wenig Menschen, viele Menschen) einfache Unterscheidung bleibt, tritt das sittliche Urtheil sofort mit einem „du sollst" an den Menschen heran; aus ihm erwächst der kategorische Imperativ: was ich als sittlich gut erkenne, das soll ich auch selber als Richtschnur meines Handelns nehmen. Gerade aber dieser Umstand vermehrt die Verirrung des sittlichen Urtheils; denn es handelt sich nicht nur um ein Urtheil, sondern um eine Richtschnur; was ich aber nicht erfüllen will, bin ich nicht geneigt als gut anzuerkennen. Daher die bekannte Erscheinung, daß die

Menschen das sittlich Schlechte viel leichter an Anderen herausfinden, als an sich selbst.

Und endlich verlangt die Befolgung der sittlichen Norm eine Kraft; diese aber will, wie jede Kraft, geübt sein. Geschieht dies nicht von Kindheit auf, so wird es von Tage zu Tage schwerer, gegen die sittliche Schwäche anzukämpfen, und diese wirkt dann wieder verwirrend auf das sittliche Urtheil zurück. Es ist daher eine Zucht erforderlich, die das ältere Geschlecht an dem jüngeren übt; dann wird es aufwärts gehn. Wo aber jenes selber sittlich schwach geworden, da versäumt es die Zucht, und das jüngere Geschlecht entartet weiter. —

Wenn Büchner behauptet: „Die meisten Verbrechen, welche begangen werden, werden von Angehörigen niederer Stände verübt und sind fast jedesmal nachweisbare Folge mangelhafter Erziehung und Bildung oder angeborener Schwachheit der intellektuellen Kräfte", so ist das eine starke Uebertreibung, wie Jeder aus seinem Erfahrungskreise weiß. Das Richtige in dieser Bemerkung haben wir aber schon anerkannt: daß die Realisirung des Guten allerdings ein Urtheil verlangt. Demnach steht die Sache auch wieder nicht so, als das sittliche Urtheil mit deutlichem Bewußtsein allezeit erfolgen müßte. Das Kind kann einen feineren sittlichen Takt zeigen, als der logisch durchgebildete Mensch; das Kind fällt ein Urtheil in der Form eines Gefühls. — Daß die meisten Verbrechen von Angehörigen niederer Stände verübt werden, ist richtig, gehört aber streng genommen nicht in diese Frage; denn die Verbrechen fallen vielmehr unter die Rechtsidee. Dieser Unterschied existirt allerdings für Leute wie Büchner nicht, dem „die einzelnen Bestandtheile des Sittengesetzes sich bei näherer Betrachtung als Paragraphen des Strafgesetzbuches erweisen"; und diese Identifizirung mag richtig sein für Büchnersche Ethik: „aus deinen Worten wirst du gerichtet," aber nicht für das christliche Gebot, z. B. das der Feindesliebe. Die niederen Klassen aber kommen häufiger in die Versuchung, gegen das bürgerlicher Gesetz sich zu versündigen; auch verhindert oft in den höheren Ständen die Kenntniß und Umgehung des Gesetzes das straffällige Verbrechen. Mit der gerichtlichen Statistik ist über den Stand von sittlich gut

und böse innerhalb der einzelnen Klassen so gut wie nichts ausgesagt; vielmehr offenbart sich gerade am geistig befähigten und gebildeten Menschen am auffallendsten die Macht des freien Willens in ihrer Sünde. Wenn ein Voltaire am Hofe Friedrichs des Großen alle Tage eine frische Kerze sich zu ergaunern wußte, so ist das sittlich verwerflicher, als der Diebstahl des hungernden Mannes, der dafür ins Gefängniß gesteckt wird; und die sittliche Erbärmlichkeit solcher Handlungsweise liegt nicht in dem Urtheilsvermögen Voltaire's, der bekanntlich sehr scharf denken konnte, sondern in seinem Willen. Sie wollen nicht das Gute und darum erkennen sie es nicht, darum sind ihre sittlichen Begriffe närrisch geworden. Es bestätigt sich das Urtheil des Paulus über die Heidenwelt: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. . . Darum gab sie auch Gott dahin in die Gelüste ihrer Herzen!“ Aus der Superklugheit gerade, aus dem Sichstellen auf eigene Füße ohne den lebendigen Gott, folgt die Verwirrung der sittlichen Begriffe.

Capitel 18.

Die Gottesidee.

Die Idee des sittlich Guten weist zurück auf den absolut Guten, der sie gesetzt hat; mit jener hängt die Gottesidee aufs engste zusammen.

Derselben Unklarheit der Begriffe, wie bei der Idee des Guten, macht sich der Materialismus auch bei der Gottesidee schuldig. Er schließt: „Wäre die Gottesidee den Menschen angeboren, so müßte sie bei allen Völkern gleich sein.“ Büchner sagt: „Wäre wirklich die Idee eines höchsten persönlichen Wesens der menschlichen Natur durch überirdische Weisheit und in unverwischbarer Weise eingeprägt worden, so könnte es nicht möglich sein, daß dieser Begriff alsdann in so unklarer, unvollkommener, roher und unnatürlicher

Weise, wie in den Thierreligionen, zu Tage träte." Die Idee ist aber nur die Form, die ihren Inhalt fordert. Daß er irgend Etwas nicht richtig verstanden, daran hätte sich Büchner schon bei jenem Ausspruch Luthers mahnen lassen können, den er anführt, als ob Luther schon über Gott gedacht hätte à la Büchner: „Gott ist eine leere Tafel, auf der nichts weiter steht, als was du selbst darauf geschrieben." Luther meint in dieser Stelle nicht Gott — Gott ist ihm das Allerrealste und vom subjektiven Meinen Unabhängigste; — er meint die Gottesidee. Und diese ist freilich den Menschen angeboren. Dagegen hilft es nichts, auf die Thatsache zu verweisen, daß bei den verschiedenen Völkern die Vorstellungen von Gott Unterschiede zeigen wie Nacht und Tag, von den Fetischanbetern an bis hinauf zu dem Gott Christi. Das Gemeinsame der Gottesidee ist immer zu erkennen: der Mensch vermag nicht bei der nackten Erscheinung, bei dem, was durch die fünf Sinne eingeht, stehn zu bleiben: der Stein, das Thier, die Sonne, sie bleiben ihm nicht dieser Stein, den er werfen, dieses Thier, das er tödten kann, diese Sonne, die ihm Licht und Wärme giebt; sie verwandeln sich in seinem geistigen Schauen, weil er mit ihnen die ihm mit der Geburt gegebene Tafel der Gottesidee beschreibt. Das ist gerade die wundersame und aus den fünf Sinnen ihre Erklärung vergeblich suchende Thatsache, daß dem Menschen die Dinge nicht blos das sind, als was er sie sieht und empfindet, aß er vielmehr eine — oft immerhin phantastische Umwandlung mit ihnen vornimmt. Woher diese Phantasie? Nicht aus den fünf Sinnen; denn diese zeigen gerade ein anderes Bild, als die Phantasie. — Und ferner: nach welcher Norm verfährt in unserm Falle die Phantasie? Nach der Norm der Gottesidee. Wäre sie dem Menschen nicht angeboren — er könnte nie nach ihr verfahren, weil er sie nicht selbst erschaffen könnte, und die fünf Sinne auch nicht.

Oder sollte die Furcht auf den niedrigsten Stufen der Gottesidee ihren Ursprung gegeben haben? — wie etwa die Egypter das furchtbare Krokodil verehrten? Aber die Furcht läßt den Menschen fliehen oder Vertheidigungswaffen suchen; — zur Anbetung treiben kann sie ihn nur, wenn bereits die dominirende

Gottesidee vorhanden ist, die auch der Furcht ihren Inhalt verdanken kann. — Daß Glaube an Uebersinnliches existirt, ist der unumstößliche Beweis für die Existenz des Uebersinnlichen selbst. — Nach dieser ihm immanenten Norm verfährt der Mensch in seinem Denken; er füllt diese leere Tafel an mit seinem eigenen Inhalt: „in seinen Göttern spiegelt sich der Mensch.“ Das ist die Wahrheit in dem Irrthum Feuerbachs, wenn er sagt: „Der außer- und übermenschliche Gott ist nichts anderes, als das außer- und übernatürliche Selbst, das seinen Schranken entrückte, über sein objektives Wesen gestellte subjektive Wesen des Menschen.“ Jeder Irrthum nährt sich von der Wahrheit. Diese Wahrheit hat Paulus schon längst ausgesprochen, wenn er von der Heidenwelt sagt: „Sie wurden bethört in ihren Gedanken (in ihrer Vernunftthätigkeit wurden sie der Wahrheit entfremdet), und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert, . . so daß sie die Majestät des unvergänglichen Gottes vertauschten mit der Figur eines Bildes von einem vergänglichen Menschen und von den Vögeln und den vierfüßigen und kriechenden Thieren.“ Und als Grund dieser falschen, Gottes unwürdigen Vorstellungen giebt er an: „die Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten,“ so daß die Wahrheit nicht zu ihrem Rechte, zu ihrer Entfaltung kommen kann. — Die Fratze Gottes setzt das Bild Gottes voraus. —

Mit dem Geschick der Idee des Guten ist das der Gottesidee unauflöslich verknüpft. Das lehrt der verschiedene sittliche Standpunkt der Völker, der mit dem Stand der Gottesidee parallel läuft. (Wir wiederholen hier die frühere Bemerkung, daß dergleichen Wahrheiten für die Völkermassen gelten und nicht unbedingt für das Individuum, das besser oder schlechter sein kann, als sein Glaube.) Dieselben Waffen, die gegen die Gottesidee geschwungen werden, treffen auch — oder treffen nicht — die Idee des Guten. Wer diese festhalten will, muß jene bewahren. Gewissenlosigkeit führt zu Gottlosigkeit und sucht ihre Blöße mit Unglauben zu verdecken. Und die Gottlosigkeit hat zu ihrer nothwendigen Consequenz die Gewissenlosigkeit. —

Gegen die angeborene Gottesidee hilft auch nicht der Beweis, daß bei einigen Völkern sich keine Spur von Gottesverehrung findet, selbst wenn er geführt wäre; — was aber sehr schwer ist, da Wilde gegen Fremde mit ihren Heiligthümern oft sehr zurückhaltend sind. Es steht in der Macht des Menschen — so tief kann das Sinken in der Generationenfolge gehn — „die leere Tafel" leer zu lassen — ebenso wie die Tafel des Guten leer gelassen werden kann. Solche Völker sind darum auch auf die unterste Stufe der Menschheit gesunken — zu der Grenze der Thierheit; denn der Mensch ohne Gott wird zum Thier. Der Beweis aber, daß diesen Menschen die Gottesidee nicht angeboren ist, wäre nur dann geführt, wenn es feststände, daß sich ihnen kein Begriff von Gott beibringen ließe — dann wäre keine leere Tafel vorhanden. Den Gegenbeweis zu führen ist die Mission geschäftig, die, wenn immerhin noch wenige, doch einige Oasen in der Wüste des verwildertsten Heidenthums hervorgerufen hat.

Woher dieses versunkenste Heidenthum? Der Materialismus, insonderheit von der Darwinschen Hypothese aus, antwortet: „es ist die erste Stufe der Menschheit." Das Christenthum antwortet: „es ist ihre letzte Stufe." Das Christenthum läßt die Menschheit von oben beginnen, der Materialismus von unten her. Ihm läutert sich allmälig die Gottesidee zu reineren Vorstellungen, um endlich — nicht etwa zu ihrem reinsten Inhalt zu gelangen, sondern — um endlich von dem Materialismus als Selbstbetrug der Völker, als Humbug der Priester u. dgl. entlarvt und mit Koth beworfen zu werden. Das ist das Compendium der Religionsphilosophie des Materialismus! — Das Christenthum läßt die Menschheit mit dem reinen, wenn auch bis in seine Tiefen noch nicht durchschauten Gottesbegriff beginnen, bis zum Heidenthum in seinen verschiedenen Graden und Formen versinken, um aus ihm wieder aufwärts zu steigen. — Auch hier äußern sich die Consequenzen der entgegengesetzten Prinzipien. Das Christenthum sagt: „die Vernunft vor der Unvernunft;" und der Materialismus: „die Unvernunft vor der Vernunft" — bis endlich die Vernunft im Materialismus aufgeht, d. h. auch als Eins mit Unvernunft erkannt wird. —

Aber wir verlieren uns zu weit von den „exakten Resultaten“ der Naturwissenschaft und dürfen auf diese Fragen nicht näher eingehn. Doch der Materialismus hat uns auf dieses Gebiet genöthigt, da er nicht bei den „exakten Resultaten“ stehen bleibt, sondern sie zu Gunsten einer anderswoher gewonnenen Ueberzeugung zu verwerthen sucht.

Wir hatten früher nur nachzuweisen, daß die Naturwissenschaft dem Dasein Gottes nicht widerstreitet, ja dasselbe fordert; und jetzt: daß die Gottesidee im Menschen selbst sie verlangt. — Nur auf zwei Punkte möchten wir noch aufmerksam machen.

Es ist das Verdienst der exakten Naturforschung der Neuzeit, dem Phantasiegebilde des Pantheismus ein Ende gemacht zu haben.

Jene ist der entschiedenste Gegner des Pantheismus schon in Betreff des allgemeinen Ganges der Forschung. Die Naturforschung geht von dem Thatsächlichen aus, sie ist realistisch — wiewohl in ihren materialistischen Vertretern einseitig; denn diese verkennen die Realität des Idealen. Der Pantheismus dagegen stellt einen obersten Satz auf, von dem das ganze Weltschema emaniren soll; er zimmert der Welt ein Prokrustesbett, das ihr bald zu lang und bald zu kurz ist; denn auch der Pantheismus ist unfähig, die Freiheit zu begreifen, sowohl den freien Willen des Menschen, als auch die freie That Gottes. — Was nun die Gottesidee insonderheit angeht, so erschien eine pantheistische Anschauung bei einer dynamischen Auffassung der Natur noch haltbar: die Welt erschien als ursprüngliche Einheit, als Gott. Diese Atome der neueren Naturwissenschaft aber in ihrer Selbständigkeit und Abgeschlossenheit gegen einander können nicht als der Leib gedacht werden, in den sich Gott entlassen habe. Diese vielen Atome können nicht die Selbstentlassung des Einen Gottes sein. Gott muß vielmehr von den Atomen verschieden sein: er hat sie gesetzt, aber sich nicht in sie entlassen.

Ebenso wenig kann sich der Naturwissenschaft gegenüber der rationalistische Gottesbegriff halten, der durch jede neue Erkenntniß des Naturgesetzes immer weiter zurückgeschoben wird; er ist ein deus ex machina, der da eingreift, wo der Dichter dem Publikum eben nichts Besseres zu bieten weiß, so daß einem solchen Gotte

gegenüber allerdings der Versuch sehr erklärlich erscheint, die ganze Welt ohne ihn zu construiren und ihm höchstens noch die Bedientenrolle zuzuerkennen, daß er den Anstoß zur ersten Bewegung gegeben hat.

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

(Göthe.)

Der Naturwissenschaft gegenüber kann sich nur der Glaube an den lebendigen, Alles durchdringenden, Alles erhaltenden und Alles regierenden Gott der Bibel behaupten; an den Gott, der große Wunder thut, als dessen größtes Wunder die ganze Welt in ihrer Gesetzmäßigkeit und Ordnung und der Mensch in seiner sittlichen Freiheit unter dem heiligen Walten Gottes in der Geschichte erkannt wird. Diesen Gott drängt jedes neue Naturgesetz nicht zurück — es zeigt ihn nur erhabener in seiner Weisheit und in seiner Alles tragenden Allmacht.

Capitel 19.

Freiheit und Sünde.

Die angeborenen Ideen bilden die Voraussetzung für die menschliche Freiheit, die Grundbedingung jeder wahrhaft geistigen Entwickelung. Nur was der Mensch erringt, das besitzt er; darum ist ihm nicht unmittelbar der positive Inhalt jener Ideen gegeben. Die Grundformen des Unterscheidens verlangen ihren Inhalt vom Menschen; sie wenden sich an seinen Willen.

Der Materialist leugnet die menschliche Freiheit. Und dennoch sollte man meinen, daß sie ihm wenigstens in der materiellen Bildung entgegentreten müßte. Die Menschheit hat sich aus der Steinzeit emporgearbeitet zum Bronze-Zeitalter, weiter zur Eisenzeit und endlich zur Zeit der Eisenbahnen. Giebt sich hier nicht ein freier waltender Wille des Menschen, seine Herrschaft über die Natur kund? — Beileibe nicht! Denn sofort wäre das ganze materialistische System durchbrochen: der freie Wille ist nicht aus der Atom-Aneinanderlagerung zu begreifen; der Mensch darf sein Haupt nicht über das Meer der allgemeinen Naturnothwendigkeit erheben. Büchner sagt: „Der Mensch ist ein Naturprodukt, seinem körperlichen, wie seinem geistigen Wesen nach. Daher beruht nicht blos das, was er ist, sondern auch das, was er thut, will, empfindet und denkt, auf eben solchen Naturnothwendigkeiten, wie der ganze Bau der Welt.“ Das ist echt materialistisch geredet. Das Bewußtsein von Freiheit und freien Handlungen ist nichts Anderes, als eine großartige Täuschung, der die ganze Menschheit unterworfen ist. Es giebt nichts Anderes, als ein nothwendiges Geschehn von der chemischen Verwandtschaft an bis zum Gedanken: auch was du denkst, mußt du denken; ja auch wie du handelst, mußt du handeln! — Die Realität des freien Willens läßt sich nicht aufweisen wie ein äußerliches Faktum; denn die Freiheit ist eine innerliche That und Erfahrung: ich kann auch bei der scheinbar willkürlichsten Handlung noch die Behauptung aufrecht erhalten, daß sie nothwendig war; denn die Handlung kann nicht ungeschehn gemacht und unter denselben Umständen durch die entgegengesetzte Möglichkeit ersetzt werden.

Freilich scheint es doch den Herren bei solchen extremen Ansichten bange zu werden — um ihren eigenen Kopf und vielleicht auch um die Gunst des verehrlichen Publikums, das noch allzustark in dem Wahne befangen ist, täglich seinen freien Willen zu bethätigen. Oder ob die Herren die Inconsequenz wirklich nicht bemerken? — Genug sie lenken sofort ein und wir hören Redensarten, die nie über die Lippen eines echten Sensualisten kommen sollten. So lesen wir bei Büchner gleich wenige Zeilen weiter: „Es kann überall von Willkür und freier Entschließung nur in

einem sehr beschränkten Maße," also doch in irgend einem Maße — „die Rede sein." Ebenso gesteht Moleschott ein kleines Gebiet der Bethätigung menschlichen Willens zu. — Hierin steckt die ärgste Inconsequenz, denn mit jeder, auch nur der kleinsten Möglichkeit eines nicht absolut nothwendigen Geschehens ist der Zauberkreis des Materialismus durchbrochen. Sie kann unmöglich mehr aus den Atomen begriffen werden. — Unsere Materialisten von heute sind zu wenig philosophisch gebildete Köpfe, sonst würden sie mit ihrem Prinzip Ernst machen und mit Spinoza Alles, Alles auf die strengste Nothwendigkeit zurückführen. —

In Folge dieser Inconsequenz laufen nun alle ihre Expektorationen gegen die menschliche Willensfreiheit darauf hinaus, daß der Wille der Menschen kein absoluter ist, sondern seine Schranken hat, eine Behauptung, der am wenigsten das Christenthum widerspricht. So sagt Moleschott: „Ein freier Wille, eine Willensthat, die unabhängig wäre von der Summe der Einflüsse, die in jedem Augenblick den Menschen bestimmen und auch den Mächtigsten Schranken setzen, besteht nicht." Große Wahrheit! Der menschliche Wille ist nicht schöpferischer, sondern kreatürlicher Art. Nur schade, daß andere Menschen diese Entdeckung nicht dem heutigen Materialismus überlassen haben! —

Das Christenthum weiß den freien Willen zu begreifen. Die Organismen bilden die Vorstufe für ihn; in ihnen herrscht nicht mehr die Materie; sie ist nicht das Formgebende, wie wir sahen, sondern es herrscht im Organismus das organisirende Prinzip, das die Materie sich unterwirft. Freilich ist es auch wieder in seinem Resultate von der Materie abhängig, denn es findet die Materie vor; es ist nicht schöpferischer Art. Ebenso herrscht der freie Wille über seinen Stoff, über die gegebenen Verhältnisse, wenngleich er den Stoff selber und die Verhältnisse nicht zu schaffen vermag.

Auf den freien Willen hin ist die ganze Natur von ihrer untersten Stufe her angelegt. Die relative Selbständigkeit des natürlichen Geschehens findet hier erst ihr Verständniß. Es herrscht bei aller Gesetzmäßigkeit doch keine strenge Nothwendigkeit innerhalb der einzelnen größeren oder kleineren Gebiete der Naturordnung. Pflanze und Thier besonders — sie sind allerdings in gewisse

Schranken ihrer Art gebannt; aber diese Art selber ist biegsam. Hier herrscht eine Nothwendigkeit durchaus anderer Art, als in der mathematischen Regelmäßigkeit des Kreisens der Planeten um die Sonne. Pflanze und Thier sind bildungs- und verbildungsfähig, ohne daß deshalb eine Störung in die Natur einträte, wie wenn die Planetenbahnen eine Abänderung erlitten. Pflanze und Thier sind darauf angelegt, daß der freie Wille des Menschen auf sie wirken kann. „Der Mensch geht hervor an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend,“ wie der Psalmist sagt; er gestaltet den Erdkreis um, indem er ihn unterwirft in dem Reich des Anorganischen wie des Organismus. — Die Dehnbarkeit der Arten hat, wie wir gesehn, die Verwunderung der materialistisch gerichteten Naturforscher erregt und sie bis zur Behauptung einer Entstehung aller Arten auseinander getrieben. Daß es Kulturpflanzen und Kulturthiere giebt, heißt für das Christenthum nichts Anderes als: Pflanzen- und Thierreich lassen der Einwirkung menschlicher Freiheit einen großen Spielraum. Der Mensch kann der Pflanzen- und Thierart freilich nichts Neues anerschaffen, aber die in ihr angelegte Möglichkeit wird erst unter seinem denkenden und leitenden Einfluß nach allen Seiten hin entwickelt.

Alles weissagt und bereitet vor auf die freie That des Menschen der nicht mehr bloß auf das Suchen seiner Existenz angewiesen ist, der als der Erde Herr frei in ihr, d. h. ihren Gesetzen gemäß, aber über ihr waltet; der die Erde neu macht durch die Gestaltung seiner Gedanken, der auch lieben und sich verleugnen kann, — und das Alles nicht durch den Zwang der Nothwendigkeit, durch ein weiteres „Werde“ getrieben, sondern als freie Persönlichkeit, die sich ihrem Schöpfer gegenüberstellt.

So ist die Erdentwickelung zu begreifen. Der Materialist, der die menschliche Freiheit leugnet, erkennt auch in der übrigen Natur nur ein blindes Geschehen und kann durchaus nicht begreifen, warum überhaupt irgend eine Entwickelung zu einer höheren Naturordnung stattgefunden; denn er kennt den Schlußpunkt aller Naturentwickelung nicht: die menschliche Freiheit.

Wo keine Freiheit, da ist auch keine Sünde; denn die Sünde hat den freien Willen zu ihrer Voraussetzung: das Thier sündigt nicht.

Die Bibel läßt den Menschen von oben beginnen; aber in seinem empirischen Zustande ist er ein Sünder. Dieser Satz ist die Grundvoraussetzung der biblischen Heilslehre: sie sind allzumal Sünder; sie sind nicht, was sie sein sollen.

Der glückliche Materialist, wenn er es durch und durch sein könnte! Für ihn ist Buße ein überwundener Standpunkt, und Gewissensbedenken und Gewissensqualen ganz überflüssige Selbsttäuschung des Menschen. Die schlaflosen Nächte des Verbrechers, auch wo er den Arm der bürgerlichen Gerechtigkeit (die Büchnersche Quelle der Moralität) nicht zu fürchten hat, die Verzweiflung eines Judas und der übrigen Schaar der Selbstmörder, denen um ihrer Sünde willen das Leben zur Hölle geworden war, — jene Hölle, wie sie ein Dante geschaut hat — alles unnöthige Selbstquälerei und Phantasterei! Diese Menschen hätten nur die Weisheit des Materialismus zu besitzen gebraucht, so hätten sie ihr Leben ausgenießen können. — Das Christenthum bezeichnet einen solchen Zustand mit dem Namen der Verstocktheit; der Materialismus wird ihn die Ataraxie des von Gespensterspuk befreiten naturwissenschaftlichen Bewußtseins nennen! —

Die Sünde ist der Grund, warum der Mensch das Gute nicht als eine Norm in sich findet, die sofort ihre höchste Forderung geltend macht, sondern als eine nur unvollkommene. Es wäre ebenso gut denkbar, daß der Mensch erforderlichen Falles die zartesten Züge des idealen Musters schaute. Es wäre dazu keine systematische Kenntniß des Pflichtengebiets erforderlich, sondern ein aufs höchste gesteigerter sittlicher Takt, der gegebenen Falles instinktartig das richtige Urtheil fällt und vollzieht. — Warum ist es nicht so?

Die Bibel antwortet darauf: es ist so gewesen; es hat ein Paradies für den Menschen gegeben, wo er die Stimme seines Gottes untrüglich hörte. Zeugniß giebt dafür auch die Mythologie vieler Völker, die von einem goldenen Zeitalter reden, welches die Wiege der Menschheit umspielt hat.

Der Mensch ist aber gefallen, sobald die Willensrichtung nicht mehr auf Gott, sondern auf das Geschaffene ging. Seit der Zeit hört er diese Stimme Gottes nicht mehr rein. Und da der Mensch

nicht isolirt steht, sondern in engster Verbindung mit dem ganzen Geschlecht, so hat sich die Sünde wie eine ewige Krankheit — als Erbsünde — fortgeerbt; wir haben ihr Entwickelungsgesetz schon oben berührt. In einigen Völkern tritt sie mit geringerer, im andern mit größerer Schroffheit auf. Es giebt Umstände, die den Verfall begünstigen, und Umstände, die ihn hemmen oder die sündliche Entwickelung nach einer bestimmten Seite hin kehren. Sein Klima z. B. hält den Eskimo ab, in jene feinste Sinnlichkeit der Wollust zu verfallen, welche einige mittelafrikanische Völkerschaften selbst auf ihrer niedrigen Kulturstufe auszeichnet. — Mit der sittlichen Verwilderung verbindet sich auch eine Depression aller geistigen Kräfte, jedoch in verschiedenem Grade; denn es haben sich eingewurzelte geistige Nationalcharaktere festgesetzt, die sich so leicht nicht wieder verwischen lassen. Die geistige Begabung ist nicht abhängig vom sittlichen Standpunkt, sie wird aber durch ihn beeinflußt.

Der Verfall von Völkern aus einem bessern Zustande zur Wildheit läßt sich zum Theil noch nachweisen. So z. B. fanden die Missionare die Neuseeländer als Menschenfresser vor; diese wußten noch von einer gar nicht fernen Zeit zu erzählen, in denen ihre Vorfahren noch kein Menschenfleisch aßen. — Wie tief übrigens der einzelne Mensch selbst in kurzer Zeit sinken kann, davon liegen alltägliche Beispiele vor; wie aber selbst Völkerabtheilungen in kurzer Zeit verwildern können, davon erzählt Quatrefagos ein von Vogt mitgetheiltes, wenn auch in der Zeichnung etwas übertriebenes Beispiel. „Bei der Colonisirung von Ulster wurden durch die Verfolgung der Britten gegen die Rebellen in den Jahren 1649 und 1689 große Haufen geborener Irländer in die gebirgige Gegend vertrieben, welche sich von der Herrschaft von Flews östlich bis zum Meere erstreckt. Auf der andern Seite des Königreichs wurde dieselbe Rasse nach Leitrim, Sligo und Mayo vertrieben. Seit dieser Zeit waren die Leute beständig den schlimmen Wirkungen des Hungers und der Unwissenheit ausgesetzt. Die Nachkommen dieser Flüchtlinge lassen sich noch jetzt leicht von ihren Verwandten in Mrath und in andern Distrikten unterscheiden, die nicht in einem Zustande körperlicher Erniedrigung sind. Sie zeichnen sich aus durch offene, vorgestreckte Mäuler mit vorragenden

Zähnen und fletschendem Zahnfleisch, durch vorragende Backenknochen und eingedrückte Nasen und tragen die Barbarei auf ihrer Stirn. . . . Im Mittel etwa fünf Fuß zwei Zoll hoch, dickbäuchig, krummbeinig, Mißgeburten ähnlich, ihre Kleider ein Bündel Lumpen — so gehn die Gespenster eines Volks, das einst wohlgewachsen, körperlich geschickt und anmuthig war, in dem Tageslicht der Civilisation umher.“ —

Die Erbsünde hat sich das schauerliche Zeichen ihrer Existenz nicht nur in den Individuen, vielmehr in den Völkern und Rassen selbst errichtet. Sie alle seufzen unter einem Mangel. Aller Existenz ist unbefriedigt; für sie Alle bleibt das Gute eine immer aufwärts steigende und aufwärts zeigende Norm.

So leugnet die Bibel allerdings einerseits die Möglichkeit, daß der Mensch im gegebenen Augenblick, wenn er will, das Gute vollkommen realisire; denn sie faßt den Menschen nicht losgelöst von allen Banden, die sein Geschick wie sein Urtheilen und Handeln in die Geschicke und Urtheile und Thaten der engeren und weiteren Menschenwelt verweben; sie faßt ihn auch nicht frei von sich selbst, daß er wie ein Taumelnder bald nach der Seite des Guten, bald nach der Seite des Schlechten schwanken könnte nach seinem Belieben, sondern gebunden durch seine eigene Vergangenheit. Es giebt eine abschüssige Bahn des Bösen, auf der schließlich kein Einhalten mehr möglich ist; „die sinnlose Empörung des bösartigen Gemüths gegen das Gesetz ist die letzte gereifte Frucht eines pflichtwidrigen Lebenswandels.“ (Ideler) „Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.“ — Aber andrerseits betrachtet die Bibel den Menschen frei für seinen zeitweiligen Standpunkt zum Vorwärts oder Rückwärtsschreiten. Das „du sollst“ ist kein täuschendes Gaukelspiel, sondern der höchste Lebensernst; und das Ziel, zu dem es lockt, der höchste Lebenszweck.

Wir sind dem Materialismus auch auf dieses Gebiet gefolgt und fragen: Glaube gegen Glaube — auf welcher Seite steht Vernunft, Geschichte, Natur? Auf der Seite derer, welche die Freiheit und das Gewissen der Menschen für eitel Täuscherei erklären, und diese Täuscherei als ein unerklärliches psychologisches

Räthsel müssen stehn lassen? oder auf der Seite der Bibel, die beide Thatsachen anerkennt und zu erklären weiß?! —

Capitel 20.

Alter des Menschengeschlechts. — Diluvium.

Die Allgemeinheit der Erbsünde verlangt ihre Erklärung. Sie weist auf einen einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts zurück, in dem bereits der Sündenfall geschah. Würde dieser nicht angenommen, so müßte ein bei allen ursprünglich verschiedenen Menschenfamilien mit durchgängiger Regelmäßigkeit wiederholter Sündenfall statuirt werden.

Die Bibel faßt die Menschheit als einen einheitlichen Organismus auf und giebt ihr zwei Ausgangspunkte: einen physischen in Adam und einen geistlichen der Wiedergeburt in Christo. „Wie durch Einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und durch die Sünde der Tod, und so zu allen Menschen der Tod hindurchdrang, unter dem sie alle sündigten . . . ., wie durch Eines Ungehorsam die Vielen als Sünder dargestellt wurden, so werden auch durch den Gehorsam des Einen die Vielen als Gerechte dargestellt werden." (Paulus)

Die Bibel betont die einheitliche Abstammung der Menschheit so stark, daß sie selbst das Weib nicht selbständig geschaffen werden, sondern aus dem Manne hervorgehn läßt. In tiefen Schlaf ist der Mensch von Gott versenkt, da bildet Gott aus seiner Rippe das Weib. Wer vermag anzugeben, wie viel in dieser Erzählung nackte Thatsache und wie viel naive Ausprägung einer höheren Wahrheit ist? — In der Schöpfungsgeschichte des ersten Capitels der Genesis vermochten wir die Scheidung mit Hülfe der Naturwissenschaften zu vollziehn; aber bis in die Tiefen der Entstehung der geschlechtlichen Differenz ist noch keine Naturwissenschaft gestiegen.

So viel jedoch ist klar, daß diese biblische Erzählung die Grundmomente für die Stellung der Geschlechter zu einander enthält, welche nach der Erfahrung aller Nationen das edelste und wahrste Verhältniß zwischen beiden und das gedeihlichste Familienleben erzeugt. Das männliche Geschlecht hat den Vorrang, das weibliche ist ihm zur Seite gestellt (dies vielleicht die Bedeutung der Rippe); beide sind auf einander angewiesen, sie ergänzen sich. Das Weib ist ein Theil des Mannes selbst; es steht ihm näher als das Kind, das sich aus dem Mutterorganismus zur Selbständigkeit loslöst. — Dem Manne untergeordnet, ist doch das Weib seines Gleichen, ist sein Gegenbild. — Die geschlechtlose Fortpflanzung hat bei den niedrigsten Thierstufen geendigt; die geschlechtliche Fortpflanzung der höheren Thiere bereitet auf den Menschen vor. In der Fortpflanzung erscheint die Selbstsucht gebrochen: für ein anderes Leben arbeiten die Kräfte und Säfte des Leibes; — dies der Grund der natürlichen Liebe des Erzeugers zum Erzeugten. Der Mensch kann nur durch die Liebe zweier Menschen entstehn; eine doppelte Liebe ist der Grund seines Daseins. — Zugleich liegt in der Zeugung durch Vater und Mutter die Ursache zur mannigfaltigsten Ausgestaltung des menschlichen Wesens; denn der Erzeugte kann weder dem Vater noch der Mutter ganz gleich sein, sondern wird beiden ähnlich und von beiden verschieden. — Und endlich fließt aus der geschlechtlichen Differenz die größte Mannigfaltigkeit der natürlichen verwandtschaftlichen Beziehungen: der Mensch hat zwei vielfach sich verzweigende Reihen der Abstammung zu seiner Voraussetzung, und gründet in der Ehe eine über die natürliche Verwandtschaft erhabene Wahlverwandtschaft mit dem Gatten („darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen," Genesis 2) und durch den Gatten mit zwei neuen Reihen natürlicher Verwandtschaften.

Was sagt nun die Naturwissenschaft zu der gemeinsamen Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paare? Diese umfassende Frage hängt eng zusammen mit der andern nach dem Alter des Menschengeschlechts. — Wir erledigen letztere zuerst.

Mit Ausnahme des Alluviums ist die jüngste Erdschicht das Diluvium. Mit ihr pflegt man die geologische Gegenwart zu be-

ginnen, weil im Allgemeinen mit ihr die gegenwärtigen Thier- und Pflanzenarten erscheinen und endlich der Mensch selbst. Das Diluvium besteht aus Schichten von Lehm, Sand, Kies und Geröllе, die nur locker zusammenhangen. Es erscheint unter Verhältnissen, aus denen man auf eine gewaltsame, längere Zeit andauernde Ueberfluthung geschlossen hat. Man stellte diese Ueberschwemmung mit der biblischen Sintfluth, von der auch viele andere Völker (Griechen, Indier, Chinesen) zu erzählen wissen, zusammen und gab deshalb dieser Schicht den Namen Diluvium. Da sich aber keine Menschenknochen in dem Diluvium fanden, so gab man schon aus diesem Grunde den Hintergrund der Sintfluthsgeschichte auf und ließ diese nur noch als Mythe, die sich vielleicht auf eine partielle Ueberschwemmung bezog, stehn. Ueberhaupt war man geneigt, die Bildung der Diluvialschichten in eine viel frühere Zeit zu setzen, als die Sintfluth anweist. Diejenigen, welche die Erzählung der Bibel festhalten wollten, sahen sich daher genöthigt, Gründe für das auffallende Fehlen von diluvialen Menschenknochen aufzufinden und wiesen nach, daß allerdings die Natur ihrem Lieblingskinde durch größeren Phosphorgehalt einen schnelleren Verwesungsproceß zuertheilt habe, so daß Auffindung fossiler Menschenknochen nur unter Umständen zu erwarten sei, die eine lange Conservirung der Knochen besonders begünstigten.

Das war der Standpunkt der „exacten Resultate" der Naturwissenschaft in früherer Zeit. Die „exakten Resultate" ändern sich aber und führen zu andern Anschauungen. Jetzt ist die besonders von Agassiz begründete Theorie einer Eiszeit, welcher die Diluvialschicht ihre Entstehung verdankt, fast ohne Widerspruch verbreitet. Zu ihr nöthigen besonders die sogenannten Findlinge oder erratischen Blöcke. Es sind dies Felstrümmer, theils kleinere, theils riesenhaft große, die fast die ganze Hügelgegend zwischen den Schweizer Alpen und dem Jura überdecken und sich ebenso in den Ebenen Norddeutschlands, Polens u. s. w. finden. Diese Findlinge gehören aber ihrer Gesteinsbeschaffenheit nach nicht in die Gegend des Fundorts, sondern führen auf andere Gegenden als auf ihre ursprüngliche Heimath zurück. Jene Schweizerblöcke stammen aus den Alpen, diejenigen Norddeutschlands und Polens von Felsen

des scandinavischen Nordens. — Wie sind sie transportirt? Offenbar nur auf schwimmenden Eismassen. Man nimmt deshalb eine Glacial-Epoche an, deren Eis jene erratischen Blöcke getragen, sie bei seiner Auflösung zurückgelassen und zugleich jene Diluvialbildung an Sand, Kies u. a. abgesetzt habe. — Man kennt die Grenze dieses Eises ziemlich genau: es hat sich auf Nord- und Mittel-Europa, Nord-Asien und Nord-Amerika erstreckt. Auch auf der südlichen Halbkugel ist man ähnlichen Erscheinungen begegnet: in Patagonien und im südlichen Chili finden sich ähnliche Ablagerungen von Schutt und Blöcken. Agassiz behauptet nun, daß die ganze Erde zu jener Zeit von einer Eiskruste überzogen gewesen, die am Aequator durch einen engeren oder breiteren Gürtel in zwei Hälften getheilt wurde. Die Folge davon war die Vernichtung alles organischen Lebens und die Nothwendigkeit einer neuen Schöpfung, die auch Agassiz lehrt, der einen persönlichen Gott und sein wunderbares Walten in der Schöpfung anerkennt. —

Dieser Annahme widerspricht aber jene Beschränktheit der Glacial-Epoche auf die den Polen näher liegenden Theile der beiden Halbkugeln, ebenso wie sie der nahe Zusammenhang unwahrscheinlich macht, in dem die antediluvianische Fauna mit der postdiluvianischen steht. Auch Affen — deren antediluvianische Existenz früher bezweifelt wurde — sind in dem Diluvium nachgewiesen. Diese Epoche hat keine absolut trennende Bedeutung.

Erwägen wir nun so allseitig wie möglich die Gründe sowohl, welche gegen, als diejenigen, welche für die Identität dieser Glacial-Epoche mit der Sintfluth sprechen!

Gegen die Identität spricht zuerst, daß diese Epoche auf den, den Zonen näher gelegenen Theil der Erde beschränkt scheint, während die Bibel den Mittelpunkt der Sintfluth gerade in die Gegenden von Vorderasien verlegt. Aber man stelle sich den ganzen Sachverhalt vor: vorher hat ein mildes Klima geherrscht; die Eismassen führen große Blöcke aus den Gebirgen mit sich; zur Zeit der größten Ausdehnung ragten nach K. Vogt nur verhältnißmäßig wenige Spitzen der Alpen aus dem schweizerischen Eismeer hervor. Und die Alpen und Karpathen und alle Gebirgsgegenden Europas tragen nach Burckland in der Gestalt ihrer Anhöhen die-

selben Spuren davon, daß sie durch die Gewalt des Wassers (wir sagen: des Eises, nach der neueren Auffassung) gelitten haben, wie die Hügel der niedrigeren Gegenden der Erde. Woher nun diese Wassermassen, die nicht nur das ebene Land, sondern auch die Gebirge überflutheten? Und zwar fließen sie nicht schnell ab, sondern sie halten sich in dieser Höhe, bis sie zu Eis erstarren. Ist es denn unter diesen Verhältnissen denkbar, daß die Wassermasse wirklich nur soweit gereicht habe, wie die Spuren der Gletscher reichen, die sich ins Thal schoben, oder wie das Diluvialgebilde reicht? Es ist vielmehr klar, daß Wasserfluthen, welche vielleicht die höchsten Berge bedeckten und so anhaltend waren, daß sie noch in diesem ihrem Aufruhr und Tosen auf den Bergen selbst zu gewaltigen Eisgletschern erstarrten — daß solche Wasserfluthen sich noch weit über die niedrigeren Breitengrade müssen ergossen haben, wo sie freilich um der größeren Aequatornähe willen nicht zu Eis erstarren und daher auch nur geringere Spuren ihres kürzeren Vorüberrauschens hinterlassen konnten. Die südlicheren Länder mußten unumgänglich von diesen Fluthen auch erfaßt werden, aber sie blieben hier Wasser. —

Wie weit sich diese Ueberfluthung und diese Eiskruste ausgedehnt, und ob die Glacial-Epoche auf einem Theil der südlichen Erdhälfte zu derselben Zeit stattgefunden habe, wie auf der nördlichen, ist für uns gleichgültig; denn wir haben durchaus nicht auf der Allgemeinheit der Fluth über die ganze Erde, wie wir sie jetzt kennen, zu bestehen. Wenn nämlich die Bibel von einer Fluth über die Erde redet, so muß die Weite des Worts nach dem Sinne des Erzählers verstanden werden; dieser weiß aber z. B. von Amerika und Australien nichts. „Erde" bezeichnet in der heiligen Schrift durchaus nicht immer den ganzen Erdboden im geographischen Sinne, sondern häufig nur das Land Paläſtina; und ferner steht es im Sinne des griechischen οἰκουμένη und des römischen orbis terrarum: der den Römern bekannte, auch wohl die unterworfenen Länder allein umfassende Erdkreis. Ob Amerika und Australien unter Wasser gewesen sind, ist ganz gleichgültig; es handelt sich um die Vertilgung des Menschengeschlechts.

Ferner glaubt die Naturwissenschaft Gründe zu haben, die Glacial-Epoche in eine viel frühere Zeit zu verlegen, als diejenige ist, welche die Bibel ihrer Sintfluth zuweist. Wir werden auf diesen Punkt bei Besprechung der Funde von Menschenknochen im Diluvium näher eingehn, und wenden uns jetzt nur noch zu dem letzten Einwand, der von der heutigen Naturwissenschaft gegen die Identificirung beider Ereignisse erhoben wird: die Sintfluth der Bibel rausche schnell vorüber, während die Glacial-Epoche lange Jahrtausende gedauert habe. —

Auch bei dieser Frage fallen jene Funde von Menschenknochen ins Gewicht, auf die wir erst später kommen werden. Wir machen hier nur auf Folgendes aufmerksam:

Die Tertiärzeit, mit welcher alle Bedingungen für die Existenz des Menschen vorhanden und die Erdbildung im Wesentlichen abgeschlossen war, soll, nach der Meinung der Mehrzahl der Naturforscher, ganz allmählig im Laufe von Hunderten und Tausenden von Jahren in die Eiszeit übergegangen sein. — Diese Ansicht stützt sich im Allgemeinen auf das Lyellsche Axiom von der Gleichmäßigkeit und den ungeheuer langen Zeiträumen der Erdentwickelung, dem sich von vornherein die heutige Naturwissenschaft zuneigt, und im Besondern auf die Thatsache, daß die Flora und Fauna durch das Diluvium nicht erloschen sind, sondern sich aus der früheren Periode in die Jetztwelt hinübergerettet hat, so daß nach Lyell 90 bis 95 Procent jetzt lebender Arten sich in den Diluvialschichten finden, — was nicht möglich sein soll, wenn durch eine plötzliche Ueberschwemmung alles Leben vernichtet wäre. — Das Lyellsche Axiom haben wir schon früher erledigt. Was den zweiten Grund betrifft, so liegt hier eine sehr merkwürdige und bisher noch nicht erklärte Thatsache vor. Man vergegenwärtige sich, in welcher Weise die Naturforscher jene Diluvialzeit schildern! Vogt sagt, daß „zur Zeit ihrer größten Ausdehnung verhältnißmäßig nur wenige Spitzen der Alpen aus dem schweizerischen Eismeer hervorragten." Und ferner: „Es liegen überzeugende Beweise vor, daß diese letztere Periode mit einer bedeutenden Erkältung unsrer Erdhälfte Hand in Hand ging, welche sogar so sehr überhand nahm, daß zu einer gewissen Zeit fast die ganze Schweiz, Scandinavien, Hochschott-

land und ein großer Theil von Nordamerika mit Eis überdeckt waren.“ Ferner schildert er das Ende der Diluvialzeit folgendermaßen: „Das Meer schwoll, . . . die allgemeine Eisdecke schmolz, die höheren Rücken kamen zu Tage, indem sich die Eisdecke in einzelne Gletscher spaltete.“ Und weiterhin: „In der Höhe von 500 Fuß findet man noch Muschelbänke mit Muscheln, welche dem Eismeer angehören.“ — Man vergegenwärtige sich ferner die ungemeine Menge von Höhlen, besonders in England, Belgien, Frankreich, Deutschland, in denen sich der Knochenlehm findet, — so genannt, weil in ihm eine ungeheure Menge von Knochen abgelagert ist. Diese Knochen liegen ohne jegliche Ordnung zusammen. Einige machen nach Vogt den Eindruck, als hätten sie lange Zeit vor ihrer Einlagerung in die Höhle frei auf dem Boden, jedem Wechsel der Witterung ausgesetzt, sich befunden; während andere wieder den entgegengesetzten Eindruck machen, als ob sie noch mehr oder minder umhüllt von Fleisch in die Höhlen gebracht worden seien. Diese Thatsachen lassen auf gewaltige Wasserströme schließen, welche todte und lebende Thiere mit sich fortgeschleppt und endlich in die Höhlen abgelagert haben. — Nimmt man alle diese Ereignisse zusammen in Rechnung, so begreift man nicht, wie die Thierwelt — vorzüglich diejenige, die ein gemäßigtes Klima verlangt — sich hat forterhalten können, wenn die Eiszeit viele Jahrtausende gedauert hat. Ihre Forterhaltung ist ein Räthsel, das weder bei Annahme einer mehrtausendjährigen Eiszeit, noch bei Annahme eines kurzen Vorüberrauschens der Gewässer gelöst wird. — Daß aber die Epoche plötzlich hereingebrochen ist, das beweisen die deutlichen Spuren der Unregelmäßigkeit der Diluvialablagerungen im Gegensatz der regelmäßigen Schichtenlage früherer Formationen. Und daß ihr Hereinbrechen von einer bedeutenden Kälte begleitet war, das zeigen jene großen Landthiere, Elephanten und Nashörner, die man im Eise Sibiriens findet, mit ihren vollständig bis auf die Construktion des Auges erhaltenen Kadavern mit Fleisch, Haut und Haaren, deren Fleisch so gut erhalten war, daß die Thiere es noch begierig fraßen. Die Annahme Burmeisters, daß diese Thiere in den weichen Boden versunken und erst später, als die gefrorene Erdschicht in der Tiefe mit der Ver-

mehrung des Bodens durch neue Wasserabsätze gleichmäßig sich erhob," ins Eis gelangten, ist unzulässig; denn sonst müßte zur Zeit des milderen Klimas ein Verwesungsproceß eingetreten sein. Im nördlichen Eismeer am Ausfluß der sibirischen Ströme hat man ganze Inseln gefunden, gebildet von den angeschwemmten Ueberresten von Rhinocerossen und Büffeln. (Schubert.) — Es lassen sich geologisch gar keine Uebergänge zwischen dem milden Klima und der Glacial-Epoche auffinden, ja nur vermuthen; Alles weist auf ein unvermitteltes Hereinbrechen hin.

Dies plötzliche Hereinbrechen einer Katastrophe, wie es jene Mammuththiere im Eise Sibiriens beweisen, bildet nun ein sehr bedeutendes Moment für die Identität des geologischen Diluviums mit der biblischen Sintfluth. — Sodann erscheint nach den geologischen Ergebnissen die Erde in der Tertiärzeit durchaus fertig und bereit, Wohnort der Menschen zu sein. Das Diluvium macht den Eindruck nicht einer Weiterentwickelung, sondern einer gewaltigen Störung, ganz ebenso wie die heilige Schrift die Sintfluth darstellt. — Im Diluvium ferner, wie bei der Sintfluth, wird diese Störung durch gigantische Wassermassen bewirkt. —

Und endlich behauptet die Geologie, daß diese Glacialzeit keine eigentliche Epoche in der Geschichte der Erde, ja selbst nur der von ihr betroffenen Länder bilde; sie habe nicht einmal ihr Aussehn und ihre Fauna und Flora verändert. Nachdem die Gletscher sich wieder zurückgezogen, stellte sich dasselbe Verhältniß wie früher her, mit Ausnahme einiger erloschener Arten, die kein neues Leben wieder gewannen. — Ganz dasselbe behauptet aber auch die Bibel von ihrer Sintfluth; sie erzählt davon, daß durch jene große Wasserfluth (dies heißt auch das deutsche Sintfluth — nicht Sündfluth — ursprünglich) die Entwickelung des Thierlebens nicht unterbrochen worden ist. Diese Wahrheit liegt jener Erzählung von der Arche Noäh zu Grunde, die von den reinen Thieren je sieben Paar und von den unreinen je ein Paar aufnahm. Wir sind nicht verpflichtet für die buchstäbliche Richtigkeit dieser Erzählung einzustehn; wir erkennen aber in ihr jene Wahrheit und können uns der ganzen Schönheit freuen, die in jener naiven Darstellung von dem Gott liegt, welcher die Arche zuschließt und den lieblichen Geruch des Opfers Noäh riecht. Dies

alles deutet darauf hin, daß die Erzählung nicht als nackter Bericht aufzufassen ist, sondern noch eines höheren Verständnisses wartet. — Was aber die Angabe betrifft, daß das Wasser 15 Ellen hoch über die Berge ging, so bezieht sich diese Angabe natürlich nur auf die Gegend, in der Noah schiffte, und besagt, daß die Arche, die so tief ging, doch auf keinem Berge anstieß.

Welche Umstände nun haben diese Glacial-Epoche veranlaßt? — Alles deutet darauf, daß bis zu ihr hin weit nach den Polen hinauf ein mildes, wenn auch kein tropisches Klima geherrscht habe. Woher jene plötzliche Abkühlung? Die Geologie ist unfähig, auch nur die geringste Andeutung zur Erklärung aufzufinden; sie gesteht, daß ein plötzliches oder allmäliges Sinken der Temperatur bis zum Gefrierpunkt durch kein rein geologisches Phänomen sich erklären lasse. — Aber die Astronomie tritt helfend ein. Sie weist nach, daß die große Achse unserer Erdbahn sich dreht und zwar in einem Cyklus von 21000 Jahren. Von der Stellung dieser Achse hängt nun die jedesmalige Länge der Jahreszeiten auf der nördlichen und südlichen Halbkugel ab. Der Unterschied beträgt für jede Halbkugel sieben Tage mehr für Frühling und Sommer, und entsprechend sieben Tage für Herbst und Winter. Daraus ergiebt sich z. B. für die gegenwärtige Periode, wo der Südpol einen längeren Winter hat, als der Nordpol, daß der Südpol auch während der längeren Nächte mehr Wärme ausstrahlt; dadurch entsteht eine Aufhäufung des Eises am Südpol und eine Verringerung des Eises am Nordpol. Dies erweicht sich, bis plötzlich die Masse in sich zerbricht, Eisgang eintritt und der Schwerpunkt ebenso plötzlich auf die andere Seite der Erde übergeht und eine gewaltige Ueberschwemmung bewirkt, die alles organische Leben auf einem großen Theile der einen Erdhälfte zerstört. — Die tröstliche Aussicht auf solche Ueberschwemmung eröffnet sich unsrer nördlichen Halbkugel für das Jahr 6500 unsrer Zeitrechnung. Ganz dieselbe Ueberschwemmung mußte dann aber auch 21000 Jahre früher d. h. 14500 vor Christo stattgefunden haben; also zu der Zeit, in welche einige Geologen die Glacial-Epoche verlegen. — Der Fehlschluß in dieser Rechnung ist aber — abgesehn von andern Einwendungen — offenbar der: die Temperaturveränderung am Nordpol und Südpol tritt innerhalb 21000 Jahren viel zu

langsam ein, als daß ein plötzliches Aufbrechen des Eises und in dessen Folge eine plötzliche Verrückung des Schwerpunktes sich ereignen könnte; vielmehr muß sich ja das Aufthauen des Eises sehr langsam vollziehn und kann höchstens an den Küsten einige Niveauveränderungen veranlassen. — Diese Erklärung hat sich deshalb keines Beifalls unter den Naturforschern zu erfreun, und die Veranlassung der Glacial-Epoche in der Zeit der jüngsten Erdschichten bleibt in unerklärliches Dunkel gehüllt.

Wir haben jene Erklärung angeführt, um zu zeigen, wie ungemein räthselhaft jenes Diluvium, das die heilige Schrift auf einen göttlichen Willensact zurückführt, in seinen natürlichen Ursachen dasteht. —

Und fragt man endlich: woher kam diese Wassermasse? Die Geologie bleibt bisher jede Antwort schuldig. Die Bibel giebt uns wieder einen Fingerzeig: „es brachen auf alle Brunnen der großen Fluth.“ Diese Brunnen, denen die Bibel außer den Regengüssen die Ueberfluthung zuschreibt, haben ihre Bestätigung gefunden. Der Kurumanfluß in Afrika strömt als mächtiger Fluß aus seiner Mündung hervor; andere Flüsse verlieren sich in unterirdische Höhlungen. Die Fortpflanzung von Erdstößen auf sehr weite Strecken, wie bei dem Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755, das sich über 700000 Quadratmeilen verbreitete, wird nur durch Annahme von Hohlräumen in der Erde erklärt, die wahrscheinlich mit Wasser gefüllt und unter sich verbunden sind. Condamin hat durch Pendelversuche gezeigt, daß unter dem Hochthale von Quito sich eine Höhle befindet, die, wenn sie unmittelbar unter dem Boden liegt, 5/4 Kubikmeilen Rauminhalt einnimmt; wenn sie aber tiefer liegt, noch weit mehr. „Ein sinnreicher Physiker der neueren Zeit, G. F. Parrot, entwirft uns bei seiner Theorie der Erdbeben eine so großartige Vorstellung von der Geräumigkeit und der weiten Ausdehnung der unterirdischen Wasserbehältnisse, daß wir in diesen einen Bergungsort für wohl noch bedeutendere Fluthenmassen voraussetzen könnten, als die waren, welche bei der letzten großen Katastrophe wirkten. Denn ein Raum, der noch kaum dem 260ten Theil des Inhalts der Planetenkugel gleich käme, könnte schon 10 Millionen Kubikmeilen Wasser umfassen.“ (Schubert.) — Merkwürdig, daß wieder diese

alte Ueberlieferung Israels von der Existenz jener unterirdischen Wassermassen weiß und, von ihrem Aufbrechen die Sintfluth herleitend, der Naturwissenschaft den Fingerzeig giebt, in einem geologischen Phänomen den Grund der Sintfluth zu suchen!

Es ist richtig: diese Sintfluth läßt sich aus den Naturvorgängen, wie wir sie jetzt kennen, schlechterdings nicht erklären; aber ebenso wenig die geologische Glacial-Epoche, welche die Naturwissenschaft in ihrer Riesenhaftigkeit nur anzustaunen, aber nicht zu deuten weiß.

Capitel 21.

Fortsetzung. — Die ältesten Spuren von der Existenz des Menschen.

Aber freilich, man hatte in den Diluvial-Ablagerungen noch keine Menschenknochen gefunden. Auch schien der ganze Vorgang im Zusammenhang mit den jetzt ausgestorbenen diluvialen Thierarten, dem Mammuth, dem Höhlenbären u. s. w., derartig, daß man ihn lieber jenseits der Existenz des Menschen verlegt.

Nun sind gerade in der jüngsten Zeit Funde so merkwürdiger Art gethan, daß man die Existenz des Menschen vor jener Eisepoche nicht mehr leugnen kann.

Das Ergebniß dieser Funde wird freilich von dem Materialismus für sich stark ausgebeutet, um das Menschengeschlecht weit über die Sintfluthzeit hinaus, in eine Zeit, die Myriaden von Jahren von uns entfernt ist, zurückzuwerfen, so daß Adam nur noch als mythischer Stammvater der jüdischen und der mit ihr verwandten Nationen aus einer schon sehr späten und weit diesseits des geologischen Diluviums gelegenen Zeit gelten könnte. — Die Bibel nämlich rechnet von Adam bis auf Christum ungefähr 4000 Jahre, und von der Sintfluth bis auf Christum ungefähr 2500 Jahre. Eine ganz übereinstimmende Chronologie läßt sich nicht herstellen, ab-

gesehn davon, daß der samaritanische Text und die Septuaginta größere Differenzen darbieten, denen freilich eine bestimmte Absicht zu Grunde zu liegen scheint. Die Bibel will sich nicht als chronologisches Register verwerthen lassen, sondern nöthigt selber den Forscher zur Kritik; diese Dinge sind ihr ein Beiwerk. Wir sollen einmal nicht bei ihrem nackten Buchstaben stehn bleiben, sondern durch den Buchstaben als Führer den ewigen Gehalt aus ihr schöpfen. — Wären aber die neusten Zahlenangaben des Materialismus über das Alter der Menschheit richtig, so würde die biblische Anschauung von der Menschheit, ihrer Einheit und ihrer Geschichte total über den Haufen geworfen.

Zum andern suchen die Materialisten jene aufgefundenen Urmenschen recht tief, wo möglich bis an die Grenze der Affenwelt hinabzudrücken, um endlich dem Menschen-Affen um einen kleinen Schritt näher gekommen zu sein.

Beginnen wir mit den Funden aus den jüngeren Erdschichten und steigen hinab zu den älteren.

Zuerst die Pfahlbauten in der Schweiz, die man seit 1854 entdeckt hat! Man fand am Rande des Züricher Sees unter einem etwa 1 bis 2 Fuß mächtigen, gelblich grauen Schlamm in einer etwa 2 bis 2½ Fuß dicken sandigen Schicht Köpfe von Pfählen und Steinbeile, Keulen, Hammer, Geräthschaften aus Feuerstein und anderen Steinen; ferner Geräthe aus Knochen, Horn, Zähnen und Holz, rohe Gefäße aus ungebranntem Thon, eine Perle aus Bernstein, eine Stange aus Bronze, viele aufgeknackte Haselnüsse, Tannenreiser und Zapfen, endlich den oberen Theil eines Menschenschädels, sowie andere Theile von Menschengerippen. — Einmal aufmerksam geworden, hat man weitere Nachforschungen angestellt und in dem ebenen Lande der Schweiz zwischen Alpen und Jura in den Seen und Mooren — schließlich auch in Italien — fast überall Spuren alter Pfahlbauten gefunden, die in den Seen errichtet waren. Je nach den Geräthschaften aus Stein oder Bronze, die sich in den einzelnen Bauten vorfanden, (womit auch andere Kennzeichen, z. B. die größere und geringere Dicke der eingerammten Pfähle zusammentreffen,) unterscheidet man ein Zeitalter von Stein und Bronze. Jedoch gehn diese Zeitalter in einander über,

so daß sich Stein und Bronze zusammenfinden, während andere Bauten nur Stein oder nur Bronze enthalten. Eisen neben Bronze hat sich bisher nur im Steinberge am Bielersee gefunden. — Es deutet nichts darauf hin, daß die Stein-Menschen von den Bronze-Menschen, die aus andern Ländern gekommen wären, und wieder diese von den Eisen-Menschen besiegt und vernichtet wären. Freilich hat man viele Pfahlbauten verbrannt gefunden; aber daraus auf kriegerische Zerstörung zu schließen, ist voreilig, da solche Pfahlbauten bei ausbrechendem Feuer unrettbar verloren sein mußten. Außerdem hat sich auch noch aus der Richtung der Asche in einzelnen Fällen nachweisen lassen, daß der Brand zur Zeit eines Föhnsturms geschah. Alles deutet vielmehr auf eine ruhige Entwickelung vom Stein- bis zum Eisenzeitalter hin. Jene Menschen haben schon vom Steinzeitalter an nicht blos von der Jagd gelebt, sondern auch Viehzucht getrieben und ihre Hausthiere gehabt; sie haben die Aecker mit Getreide besät, selbst Obst kultivirt; auch Spuren von Weberei hat man entdeckt. Selbst die Stein-Menschen legen viel Spuren von Scharfsinn, Energie und Zähigkeit ab. Den Stein wußten sie ohne Hülfe metallener Werkzeuge zu bearbeiten und je nach seiner Natur zu verschiedenem Gebrauche zu benutzen. An den Steinen wurden Stiele von Holz und Hirschhorn befestigt, Hirschhorn und Knochen zu Instrumenten aller Art, zu Pfeilspitzen, Nadeln, Fischhaken verarbeitet, Zähne durchbohrt und, gleich Perlen an Schnüren aneinander gereiht, als Schmuck getragen. Die Analyse des in Meilen gefundenen Schädelstücks, des einzigen bis jetzt in einem Pfahlbau der Steinzeit gefundenen, ergiebt die gleichen Verhältnisse mit den jetzigen Schweizerschädeln, sowie mit Schädeln der Bronze- und Eisenperiode. Es ist also anzunehmen, daß die heutigen Schweizer von jenen alten Pfahlbauern der Steinzeit abstammen. Die Schweizer gehören aber dem großen celto-germanischen Volksstamme an, der wieder ein Zweig der indo-europäischen Völkerfamilie ist, die nach dem inneren Asien als ihrem Stammlande hinweist. — Die Bronze deutet auf eine Verbindung mit entfernten Ländern hin, etwa mit Belgien, weil zu dieser Legirung von Kupfer und Zinn, die Bronze heißt, nur das Kupfer in der Schweiz gefunden wird, das Zinn aber

anderweitig herbezogen werden muß. Diese Verbindung muß sich aber schon in der Steinzeit angebahnt haben. — Jedenfalls liegt die Steinzeit diesseits des Diluviums, die Eisenperiode dagegen ragt bereits in die historische Zeit herein. Das Alter der jüngsten Pfahlbauten wird auf ungefähr 2000 Jahre geschätzt.

Wenn man nun den Grundsatz der neueren Geologie, daß das Tempo der gegenwärtigen Entwickelung auch für alle Zeiten gelten müsse, ebenso auf die intellectuelle Entwickelung des Menschen anwendet — wie doch nicht mehr als billig, da der Geist nur Produkt der Materie sein soll, — so würden sich nach dem Maßstab unserer letzten 50 Jahre mit ihren Erfindungen von Eisenbahnen Telegraphen, Photographieen u. s. w. bei einem so energischen und strebsamen Völkchen, wie die alten Pfahlbauer gewesen sind, für die ganze Entwickelung von der Stein- bis zur Eisenzeit kaum ein Paar Jahrhunderte herausschlagen lassen. Wir erkennen aber an, daß, wie die physische Entwickelung die Grundlage der intellektuellen bildet und sich deshalb vor dieser in größerer Schnelligkeit entwickelt, um allmälig in ein langsameres Tempo überzugehn, — so die ersten Stufen geistiger Entwickelung verhältnißmäßig längere Zeit gebrauchen, als die folgenden. Aber in tausend Jahren läßt sich doch bei einem intelligenten Volke, das seine Viehzucht, seinen Ackerbau und seine Weberei versteht, schon auf einen kleinen Fortschritt rechnen, der in dem Worte „Bronze" und „Eisen" nur seinen Ausdruck findet, da ihre Kenntniß mehr auf zufälliger Berührung mit andern Bronze- und Eisenvölkern, oder auf zufälliger Entdeckung beruht, während andere Gebiete der Civilisation auch ohne sie fortschreiten können. Geben wir nun jedem Zeitalter 1000 Jahre — das ist doch wohl das Aeußerste bei Schweizerschädeln, die ja keine Papuaschädel sind! — so werden wir auf c. 2000 Jahre vor Christo zurückgeworfen.

Dies wäre eine geschichtliche Berechnung, die ganz gewiß Anspruch auf Beachtung hat den bisherigen geologischen Berechnungen gegenüber, von denen selbst ein K. Vogt zugiebt, daß sie auf sehr unsicherer Unterlage beruhn. Man hat das Wachsthum des Torfs, der diese Pfahlbauten überwuchert hat, zu Grunde gelegt. Vogt bemerkt aber: „Bis jetzt fehlen uns freilich zur Feststellung

des Maßes, in welchem der Torf wächst, jegliche Anhaltpunkte, indem die Berechnungen, welche man dabei hat aufstellen wollen, stets nur auf höchst schwankenden Grundlagen beruhn und um so unsicherer werden, als man häufig das Hereingleiten des Torfs und Aufschwellen von unten her fälschlicherweise als Wachsthum ansah." Daraus würde sich also die Möglichkeit ergeben, daß z. B. ein Geologe aus einer Torflage ein Alter von Myriaden berechnet, die einfach durch Hinübergleiten an ihre Stelle gekommen ist. — Ferner hat man das Alter aus den Anschwemmungen eines Wildbachs berechnen wollen. Vogt bemerkt aber selbst, daß diese „trotz aller anscheinenden Regelmäßigkeit niemals an und für sich regelmäßig sind; eine einzige außerordentliche Wasserfluth in Folge eines Wolkenbruchs kann in Einem Tage mehr Material beibringen, als viele Jahrhunderte regelmäßig fortgesetzter Anschwemmungen; und dieses Material wird sich ebenso regelmäßig nach den Seiten hin in Folge seiner Schwere ablagern, wie das nach und nach herbeigeschwemmte." — Was ist also auf Berechnungen zu geben, die das Alter der Steinpfahlbauten zwischen 6000 bis 11000 Jahre bestimmen? — Dagegen schreibt der berühmte Naturforscher Rud. Wagner den Pfahlbautenschädeln nur ein Alter von 2000 bis 3000 Jahren zu. Und der Archäologe Lisch in Schwerin, der in Mecklenburg auch Funde aus urgeschichtlicher Zeit gethan hat, setzt die Bronzezeit der celtogermanischen Bevölkerung in Mittel- und Nordeuropa um 1200 bis 1000 vor Christo. Und diese Berechnung stimmt gut mit der, die wir oben gemacht haben. — „Exakte Resultate," die auf ein übermäßig hohes Alter deuten, liegen gar keine vor; im Gegentheil spricht die Wahrscheinlichkeit für eine kürzere Zeit der Entwickelung dieser Perioden, derartig, daß sie innerhalb der biblischen Chronologie liegen, ja auch das geologische Diluvium näher an die Neuzeit heranrücken würden. — Es ist nämlich eine merkwürdige Thatsache, daß jenseits des Schädels von Meilen, der gleich das Gepräge eines heutigen Schweizers zeigt, sich keine Spur mehr von Menschen entdecken läßt. Will man daher nicht annehmen, daß die Schweiz Tausende und Zehntausende von Jahren unbevölkert gewesen ist, so muß auch

das Diluvium nicht allzulange jenseits des Beginns des Steinzeitalters gesetzt werden. Die Bibel aber setzt die Sintfluth spätestens um 2500 vor Christo. —

Wenn aber jene von Vogt selbst als unzuverlässig dargestellten Berechnungen, die den ältesten Pfahlbauten ein Alter von c. 10000 Jahren geben, wirklich richtig wären, so würde diese bis zum Gähnen langsame und langweilige Urentwickelung der Menschheit, die dagegen in den letzten Paar tausend Jahren Riesenfortschritte gemacht hat, entschieden gegen die Lehre von dem gleichmäßigen Tempo der Entwickelung zu aller Zeit Zeugniß ablegen. Es sind ja Schweizerschädel!

Aehnlich wie mit diesen Pfahlbauten verhält es sich mit den Kjökkenmöddinger oder den Küchenabfällen Dänemarks. — Auf mehreren Küstenpunkten des nördlichen Dänemarks nämlich, seltener von der Küste entfernt, finden sich Haufen von Muscheln von 3 bis 10 Fuß Mächtigkeit und über 1000 Fuß Länge und bis 200 Fuß Breite. Es sind keine natürlichen Muschelbänke; sie sind untermischt mit zerschlagenen Thierknochen, rohen Feuersteingeräthen, grober Töpferwaare, Kohlen und Asche. Offenbar haben hier Menschen gewohnt, die sich von Muschelthieren und Fleisch nährten, und deren Küchenabfälle wir hier vor uns haben. Die Röhrenknochen sind zerschlagen, um das Mark zu gewinnen. Das Fleisch wurde auf Steinheerden, in deren Umgebung sich noch Kohlen und Asche finden, gebraten oder gekocht. Unter den Geräthen haben sich einige gut, „zum Theil prachtvoll" (Vogt), aus Stein, Knochen und Holz gearbeitete, gefunden. Auch deuten Einschnitte in Knochen auf gut geschliffene Instrumente hin; so daß auch in der Zeit, in der man noch kein Metall kannte, im Norden unzweifelhaft schon ein bedeutender Grad von Kultur geherrscht hat.

Zur Bestimmung des Alters geben die Torfmoore Dänemarks einen Anhalt, in denen man zu unterst eine Fichtenlage trifft, auf der eine Lage von Eichen ruht. Fichten kommen gar nicht mehr in Dänemark vor, und Eichen selten. Das Vorkommen des Auerhahns in den Küchenabfällen deutet darauf hin, daß die Menschen, welche diese Abfälle hinterließen, der Zeit der Fichten angehört haben, deren der Auerhahn bedarf. Die Fichtenzeit kann man daher

mit der Steinzeit identificiren. — Menschenknochen hat man aus dieser Periode nur in Gräbern gefunden, die aus rohen Steinen zusammengestellt waren, so daß der Leichnam in liegender oder hockender Stellung hineingezwängt wurde. Die in ihnen gefundenen Geräthschaften zeugen für die Steinzeit. Die Schädel sind auffallend klein, sehr rund, das Hinterhaupt sehr kurz, die Augenhöhlen sehr klein, Nasenknochen stark hervortretend. Sie gleichen keinem andern europäischen Volke, wie Vogt behauptet, als den Lappen oder Finnen. — Von den Menschen der Bronzezeit fehlt jede Spur eines Knochens, vielleicht haben sie ihre Todten verbrannt. — Aus der Eisenperiode finden sich Schädel, die aber von denen der Steinzeit durchaus verschieden sind. Es scheint also, daß die Lappen oder Finnen der Steinzeit durch Einwanderer verdrängt sind. —

Die Berechnungen über das Alter dieser Küchenabfälle sind durchaus unsicher. Aber auch bei ihnen liegt der Zusammenhang mit der gegenwärtigen Menschheit klar auf der Hand. —

Ein merkwürdiger Fund ist ferner bei Chauvaux an der Maas gethan. Es liegen nemlich deutliche Anzeichen vor, daß hier Kannibalen ihre Mahlzeit von Kindern gehalten haben. Von Menschenschädeln wurde nur die seitliche Hälfte eines ganzen Schädels gefunden, und soll diese auf eine Menschenrasse deuten, die von der alten germanischen und celtischen Rasse durchaus verschieden und eher den Negern und Indianern ähnlich war. Jedoch werden wir auch hier noch nicht über das Diluvium hinauszugehn genöthigt; denn nach einigen alten Zeugnissen hat sich Menschenfresserei bis in die römische Zeit hinein in Gallien und Belgien erhalten. Und immerhin mag hier ein Menschenstamm gewohnt haben, der von den umwohnenden grundverschieden war, wie auch in heutiger Zeit noch kleine Menschenstämme, wie die Basken, rings von andern Nationen umgeben wohnen, mit denen sie keine nähere Verwandtschaft haben.

Endlich ist bei New Orleans in der Tiefe von 16 Fuß das Skelett eines Mannes unter den Wurzeln eines Cypressenbaums liegend vorgefunden, der der heutigen amerikanischen Rasse angehört. —

Wenden wir uns zu der Zeit vor dem Diluvium!

Daß überhaupt in den diluvianischen Ablagerungen Menschenknochen angetroffen werden, kann vom biblischen Standpunkte aus nicht verwundern; wurde doch gerade früher die Nichtexistenz fossiler Menschenknochen als Beweis gegen die biblische Sintfluth geltend gemacht. Auch daß der Mensch mit ausgestorbenen Thierarten, als dem Mammuth, dem Höhlenbären und der Höhlenhyäne, dem Nashorn mit knöcherner Scheidewand, zusammengelebt hat, widerspricht der Bibel nicht. Man hat nemlich gesagt: „Die Thierwelt, welche am fünften und sechsten Tage des Schöpfungsberichtes geschaffen wird, erhält den göttlichen Segen, fruchtbar zu sein und sich zu mehren, ihre Arten können daher nicht untergegangen sein. Die ausgestorbenen Arten müssen der Vorwelt angehören." — Es läuft bei dieser Behauptung die irrige Auffassung des Schöpfungsberichtes im Allgemeinen mit unter, als gäbe dieser uns eine Geschichte der Schöpfung. Hiervon abgesehn legen wir kein Gewicht darauf, daß gerade die höhere Thierwelt des festen Erdbodens am sechsten Tage keine Verheißung empfängt. Aber auch am fünften Tage wird nicht jeder einzelnen Art der Wasser- und Luftthiere die Verheißung gegeben, daß sie nicht untergehn soll, sondern der göttliche Segen gilt nur der Thierwelt im Allgemeinen und jeder der drei Klassen, in welche die naive Naturanschauung sie zerfallen läßt: es soll Alles von Thieren wimmeln, das Meer, die Luft und die Erde. — Und wenn es heißt: „ein jegliches nach seiner Art", so wird damit ausgesprochen (wie wir gesehn haben), daß jedes organische Wesen in die Schranken seiner Art gebannt ist. — Unser Interesse bei diesen Untersuchungen bezieht sich auf die Beschaffenheit der Funde und auf die Bestimmung ihres Alters. —

Wir beginnen mit den Schädelfunden, aus denen sich der Bildungsstand am besten erkennen läßt.

In der Nähe von Düsselthal, in der sogenannten Neanderhöhle, ist ein Menschengerippe aufgefunden, von dem wenigstens die Schädeldecke und einige andre Knochen vor der Zerstörung der Arbeitsleute gerettet sind; und zwar in einem Lehmlager, in dem selbst sich keine Knochen antediluvianischer Thiere finden. Andert-halb Stunden vom Neanderthal entfernt aber sind Mammuthreste

gefunden, und zwar in einem Dornaper Kalklager, das die östliche Fortsetzung des Neanderthaler Kalkzuges bildet und dessen Spalten mit ähnlichen, der Diluvialperiode angehörigen Lehmablagerungen angefüllt sind, wie der Neanderthaler Kalkzug. — Man sieht, es sind erst mehrere Schlüsse nöthig, um das Gerippe antediluvianisch zu machen. Und doch ist gerade dieser Fund der beste, um die Menschen jener Urzeit recht tief hinabzudrücken; nach Einigen würde der Schädel heut zu Tage der eines Idioten sein. — Vielleicht gehörte auch wirklich dieser Schädel einem Idioten seiner Zeit an und ist nicht mustergültig für die Rasse. Andere haben freilich ein besseres Resultat bei der Messung des Gesichtswinkels, die bei dem Zustande des Schädels mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, erzielt; und Rud. Wagner erklärt ihn für einen nur etwas abnormalen Schädel eines alten Holländers.

In einer Höhle bei Lüttich ist der Obertheil eines Schädels von den Augenbraunen bis zum Hinterhauptloch gefunden, unter Umständen, die zu beweisen scheinen, (denn die Beweise sind sehr schwierig zu führen,) daß er von dem Diluvium dorthin geschwemmt war. Seine Proportionen sind weit günstiger als die des Neanderschädels, so daß er, nach Huxleys, des englischen Materialisten, Meinung, sogar einem Naturforscher könnte angehört haben.

Im Departement Ariège sind in einer Höhle bei Lombrive zwei ganze Schädel gefunden, zusammen mit den Knochen von Rennthieren, Auerochsen und dem alten Bär. Von den Schädeln scheint der eine einem Kinde, der andere einer Frau zugehört zu haben, und beide zeigen edle Formen. Sie haben nach Vogt die meiste Aehnlichkeit mit den heutigen Basken.

Ferner sind in einem Ausbruchsblocke des Vulkans Denise bei Puy Menschenknochen gefunden, während in andern ähnlichen Blöcken, die von dem Ausbruch des jetzt erloschenen Vulkans herrühren, die Knochen des Mammuth, des Nashorns mit knöcherner Scheidewand u. s. w. entdeckt wurden. Lyell und Andere sind der Ansicht, daß die Decke der Lava über den Menschenresten späteren Ursprungs sei, als die über die Thierreste gebreitete. — Die wenigen erhaltenen Schädelknochen lassen übrigens auf eine Rasse

schließen, die im Allgemeinen von der heutigen europäischen nicht verschieden war.

Damit sind die Schädelfunde erschöpft, die uns die Rasse einigermaßen andeuten könnten. — Unser Resultat ist folgendes: der Neanderschädel ist sehr unsicher, sowohl was den Ort seines Fundes anlangt, als auch in Betreff der Schädelmessungen, und ebenso in Betreff seiner Fähigkeit als Vertreter einer Rasse zu gelten. Die übrigen Funde aber, wenn sie wirklich antediluvianisch sind, rücken den Menschen vor dem Diluvium nach dem Baue seines Schädels durchaus an die jetzige Menschenwelt heran.

Außerdem sind noch an manchen andern Orten Menschenknochen und Spuren von Menschenhand gefunden, unter Umständen, die jenseits des Diluviums hin zu weisen scheinen. So in der Nähe des eben genannten Lombrive Knochen von Menschen zugleich mit Knochen vom Höhlenbär und der Höhlenhyäne u. s. w.; ferner dreieckige Kieselsteinmesser, ein verarbeiteter Röhrenknochen des Höhlenbären, 20 bearbeitete Kinnladen von diesem; in der Grotte von Arcy bei Avallon eine menschliche Unterkinnlade und ein Zahn, zugleich mit dem Höhlenbären, dem Urochsen u. s. w. Viele Höhlen hat man gefunden mit Feuersteinwaffen, Aexten, Horninstrumenten, mitten zwischen Zähnen und Knochen der ausgestorbenen Thiere. —

Bei Aurignac im Departement der oberen Garonne sind vor einer Höhle gefunden Aschenhaufen und Thierknochen, Exkremente von Hyänen, c. 100 Steinmesser und Einschnitte in den Knochen, der bearbeitete Zahn eines Mammuth; und in dem Schutt der Höhle selbst einige wenige Menschenknochen, Steinmesser und Horninstrumente, Knochen von Höhlenbären u. s. w. Alles deutet auf einen Begräbnißplatz zusammen mit einer Feuerstelle. — Endlich die Geräthschaften aus Stein, die in den Schwemmgebilden der Somme zusammen mit Mammuthknochen u. dgl. gefunden wurden und zuerst wieder die Aufmerksamkeit der Forscher diesem Gegenstande zuwandten — Funde freilich, die gerade sehr stark angezweifelt werden.

Denn allerdings läßt sich an jedem einzelnen derselben viel bemängeln. So hängt bei der richtigen Bestimmung über das Alter

eines Fundes viel von der Beantwortung der Frage ab, ob diejenige Diluvialschicht, in der die Funde liegen, sich auch vollständig ungestört zeigt, ob also nicht vielleicht die Knochen und Geräthe erst aus späterer Zeit in diese Schicht hineingerathen sind. So ist gerade über die Ungestörtheit der Diluvialschicht, in der man die Funde an der Somme bei Amiens gethan hat, vielfach hin- und hergestritten. Und selbst wenn sich die Lage ungestört zeigt, so könnte es immer noch sein, daß eine neue Fluth, die Menschenreste führt, über die alte Lage hereinbrach, diese aufweichte und die Menschenreste zwischen die Knochen des Mammuth u. s. w. versenkte, ohne daß eine Spur dieser Aufweichung sich erhalten hätte..

Der Gesammteindruck aller dieser Funde aber spricht trotz aller Einwendungen im Einzelnen doch für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den ausgestorbenen Thierarten des Mammuth u. s. w. Auch das erhellt einigermaßen, daß der Mensch vor dem Diluvium ungefähr auf der Stufe, die man das Steinzeitalter zu nennen pflegt, gestanden habe. — Für weitergehende Schlüsse sind aber die bisherigen Funde durchaus ungeeignet. Denn was die Menschenrasse betrifft, so hat sich in demselben noch keine Mittelstufe zwischen Mensch und Affe entdecken lassen — mit Ausnahme des völlig vereinzelten und beweisunkräftigen Neanderschädels; die andern Schädel stehen der heutigen — und zwar der kaukasischen Menschheit nahe, wenn nicht gleich. Wenn aber nach den bisherigen Funden die antediluvianischen Menschen keine Spur von Kultur scheinen besessen zu haben, so ist daran zu erinnern, daß bei ihnen — so fern von der Menschheitswiege der Bibel — ein Rückschritt, eine Verwilderung kann eingetreten sein; wie dies der eine von den beiden Wegen ist, die der Abfall von Gott einschlägt: entweder eine gesteigerte Kultur, wie sie die Bibel in einigen Kainiten andeutet, oder Verwilderung.

Wie sehr Völker von einer höheren Stufe der Kultur herabsinken können, davon nur zwei Beispiele! Die Portugiesen fanden zur Zeit ihrer Entdeckungsreisen die Einwohner der Canarischen Inseln auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe. Während einige Stämme wenigstens mit Schürzen aus Fellen bekleidet waren, kannten an-

dere gar keine Bekleidung und lebten in Höhlen. Die Bewohner der einzelnen Inseln verstehn ihre nächsten Nachbarn nicht. Sie sagten aus, daß Gott sie auf diese Inseln gesetzt und dann verlassen habe. Die geringen Sprachreste erlauben den Schluß, daß es Berbern gewesen sind, die einst vom Festlande auf diese Inseln kamen. Aber jede Kunde der Schifffahrt waren ihnen abhanden gekommen.

Sofort nach der Glanzperiode Spaniens trat im 17. Jahrhundert ein unglaublicher Verfall ein. Die so reich ausgestatteten Provinzen des Südens verarmten mit solch reißender Schnelligkeit, daß es im Jahre 1640 kaum möglich gefunden wurde, ihnen eine Abgabe aufzuerlegen. Ganze Dörfer lagen verlassen, und in vielen Städten waren am Ende des 17. Jahrhunderts zwei Drittel der Häuser völlig in Trümmern. Das Volk verlernte den Bergbau, die Schiffskunde ging fast völlig verloren. Als im Anfange des 18. Jahrhunderts die Bourbonen den Thron bestiegen, fanden sie das Volk zu den gewöhnlichsten Handwerksarbeiten unfähig. Buckle sagt: „Hätte dieser Zustand noch Eine Generation fortgedauert, so hätte die wildeste Anarchie eintreten und alle Bande der Gesellschaft zerrissen werden müssen. Die einzige Möglichkeit, Spanien vor einem Rückfall in Barbarei zu retten, war das Eintreten einer Fremdherrschaft.“ Und dieser Verfall vollzog sich in ungefähr Einem Jahrhundert; und zwar bei einem Volke, das nicht von der civilisirten Menschheit abgeschnitten war!! —

Es erscheint ferner sehr erklärlich, daß durch das Diluvium hindurch sich nur die derbsten Zeugnisse der menschlichen Existenz gerettet haben. Und gerade bei den rohesten unter diesen ist es sehr fraglich, ob eine Menschenhand an ihnen gearbeitet hat, oder ob sie nur ein Spiel der Natur sind. Die sogenannten Steinäxte des Sommethales finden sich sehr zahlreich; aber trotzdem erregen sie die Aufmerksamkeit und Verwunderung der Arbeitsleute gar nicht; was nicht auffällt, wenn man die von ihnen bei Vogt gegebenen Abbildungen ansieht; es gehört schon etwas Phantasie dazu, um in ihnen Aexte zu erkennen. Außerdem hat man überall, wo man auf diese Reste gestoßen, in England wie in Frankreich, sie nur in Gegenden gefunden, in denen es Kreide und darum auch

14*

Feuersteinlager gab; hier gerade findet man diese vermeinten Messer und Aexte haufenweise und in andern Gegenden nicht! Außerdem finden sich sonst gar keine Geräthe zwischen diesen Aexten zerstreut, auch keine Menschenknochen, mit Ausnahme einer Kinnlade und eines Zahnes, deren Aechtheit auch nicht vollständig constatirt ist.

Alle diese Funde sollen nun nach der Behauptung der Materialisten ein außerordentlich hohes Alter des Menschengeschlechts beweisen. Die Berechnungen ruhen natürlich auf dem von uns bereits als unhaltbar anerkannten Axiom, daß das Tempo der Erdentwickelung zu allen Zeiten dasselbe sei. — Unter einander sind die Altersberechnungen wieder sehr verschieden: Einige lassen die gegenwärtige Zeit vom Diluvium an 10 bis 20000 Jahre währen, Andere 100000; nach den Schichten am Missisippi hat Dr. Dowler sie sogar auf wenigstens 158400 Jahre berechnet, und das dort gefundene Skelett soll dem gemäß c. 57600 Jahre alt sein; während die Diluvialschichten, in denen man in Europa Skelette gefunden hat, noch um vieles, unberechenbar vieles älter sein sollen. —

Welche Täuschungen — ganz abgesehen von dem Lyellschen Axiom — hier mit unterlaufen können, erhellt aus folgendem Beispiel. In Egypten, in der Nähe von Memphis, hat man Stücke von Töpferwaaren, gebrannte Backsteine u. s. w. bis zu einer Tiefe von 60 Fuß gefunden; und da jetzt der Nil in einem Jahrhundert höchstens fünf Zoll Schlamm anhäuft, so hat man auf ein Alter dieser Töpferarbeit von mindestens 12000 Jahren geschlossen. K. Vogt führt diese Berechnung noch als vollkommen beweiskräftig auf. Nun sind aber gebrannte Backsteine bei den alten Egyptern der geschichtlichen Zeit noch ganz unbekannt; sie bauen mit Backsteinen, die an der Sonne getrocknet sind. Wie sind aber die gebrannten Scherben 60 Fuß tief in die Erde hineingekommen? Nicht anders, als durch eine jener Erdspalten und Cisternen, die man gerade in der Nähe von Memphis häufig und bis zu 100 Fuß Tiefe antrifft. —

Ferner ist kürzlich ein marmorner Todtenkopf in der Nähe von Lüttich in einer Diluvialschicht mindestens 6 Fuß tief gefunden; er würde also den Beweis führen, daß die antediluviani-

schen Menschen bereits Schädel in Marmor ausgehauen hätten. Nach anderen Kennzeichen stammt er aber aus der Römerzeit. Wie er in das Diluvium gerathen, ist immerhin merkwürdig.

Vogt selber gesteht, daß „bis jetzt die Anstrengungen, welche gemacht worden sind, um einen chronologischen Zeitmesser für die Erscheinung des Menschen auf der Erde herzustellen, keine großen Früchte getragen haben.“

Sollte aber jenes amerikanische Skelett, das durchaus den Typus der heutigen Indianer trägt, schon c. 60000 Jahre alt sein, und die Schädel von Enges u. s. w., die doch den Typus der jetzigen Menschheit tragen, weit über 100000 Jahre, — wie weit müssen dann die Affen-Menschen und Menschen-Affen zurückliegen, aus denen nach Darwin die Menschheit hervorgegangen! Und welch eine ganz außer allem Verhältniß langsame Entwickelung müßten diese Menschen durchgemacht haben, — deren Schädel doch zum Theil unbezweifelt den Typus der kaukasischen Rasse zeigt! Wurde das Axiom von dem ewig gleichen Tempo in der Entwickelung der Natur (also auch des Geistes nach materialistischem Glauben) bei der materialistischen Berechnung der Pfahlbauten verletzt — hier wird es über den Haufen geworfen.

Die Geologie vermag vielmehr kaum irgend einen wesentlichen Fingerzeig zur Bestimmung des Alters der Menschheit zu geben; sie hat sogar sich selber in unlösliche Widersprüche mit ihrem eigenen Axiom verwickelt. — Verfolgen wir unsern historischen Faden weiter, der uns bis zum Diluvium führt, und zwar ungefähr in die Zeit, in welche die Bibel die Sintfluth verlegt, so können wir dem vorsintfluthlichen Geschlechte auf das allerhöchste einen Zeitraum von 1000 bis 1500 Jahren zusprechen, wenn die Menschheit nicht im entsetzlichsten Schneckengange ihre Entwickelnng soll begonnen haben. Darauf deutet auch das spärliche Vorkommen von Menschenknochen im Diluvium hin; während doch durch die jetzigen Funde bewiesen ist, daß Menschenknochen sich ebenso gut erhalten können, als die Knochen vom Mammuth, Hirsch u. s. w. Da von diesen sich Massen finden, von dem Menschen aber nur sehr spärliche Reste, so muß dieser verhältnißmäßig sehr sparsam in diesen Gegenden vorhanden gewesen sein, wird sich also schwerlich schon viele

Jahrtausende lang gemehrt haben. — Ueber obige Zahl hinauszugehn nöthigt uns nichts von wirklich exakten Resultaten der Geologie. Diese nöthigen uns nur, den Menschen als vor dem Diluvium existirend anzuerkennen, bestätigen also die Aussagen der Bibel.

Auffallend erscheint es, daß die Menschen vor der Sintfluth sich schon soweit über die Erde sollten ausgebreitet haben, daß man ihre Ueberreste in Europa antrifft. Die Bibel giebt uns aber eine Andeutung, daß diese Urmenschheitsgeschichte einen andern Anfang genommen hat, als die der Noahchischen Menschheit: während diese ihre Zerstreuung zu verhindern sucht, trennt sich Kain sofort von seiner Familie und tritt ein Wanderleben an. Es geht durch diese Urmenschen ein Zug, die Erde in Besitz zu nehmen kraft des göttlichen Segens: „herrscht über die Erde." Ihre Wanderung mußte auch durch das vor dem Diluvium allgemein verbreitete wärmere Klima begünstigt werden, von dem die Naturwissenschaft weiß. —

Eine Bestätigung erhält die Angabe der Bibel über das Alter des Menschengeschlechts auch durch die historischen Erinnerungen der ältesten Kulturvölker, die alle auf jüngere Zeit beschränkt sind, wenngleich sie sich ein weit höheres Alter zugesprochen haben. So reichen die chinesischen Geschichtsbücher bis zum Jahre 3082 v. Chr. hinauf, die zuverlässigen Nachrichten aber nur bis zum Jahr 782 v. Chr. Die Geschichte der Indier beginnt für uns erst um 300 vor Christi Geburt. Nach einem dunkeln Zeitraum ihrer Geschichte treten die Assyrier und Babylonier im Anfang des achten Jahrhunderts hervor. Auch die sichere Geschichte Egyptens reicht nicht weiter hinauf, als bis zu dem achten Jahrhundert v. Chr. (Schlosser), obgleich man auf die von anderen Forschern für höchst unzuverlässig erklärten Angaben des Manetho, eines egyptischen Priesters im dritten Jahrhundert v. Chr., gestützt, die erste geschichtliche Dynastie bis in das Jahr 3839 v. Chr. hinaufgeschroben hat. — Die Angaben der Bibel haben sich trotz Allem bisher als die ältesten und als die zuverlässigsten Geschichtsquellen bewährt.

Capitel 22.

Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paare.

Wir haben ein positives Resultat für die Zeit des Anfanges des Menschengeschlechts gewonnen. Es fragt sich jetzt, ob Ein oder mehrere, vielleicht viele Menschenpaare anzunehmen sind, von denen die heutige Menschheit abstammt.

Man behauptet, die israelitische Ueberlieferung setze selber schon Menschen voraus zu der Zeit als sie den Adam lasse geschaffen werden; denn Kain fürchtete sich, daß ihn todtschlüge, wer ihn fände; „also mußte es außer dem adamitischen Geschlecht schon Menschen geben." So triumphirt ein Vogt. Aber hier wie in anderen Fällen wird es klar: die Thorheit, die man in der Bibel findet, hat ihren Ursprung in dem Lacher und nicht in der Bibel Man sollte meinen, für einen Anhänger Darwins wäre die Antwort nicht schwer zu finden. Denn da nach Darwin die Arten der Thiere sich erst allmälig festgesetzt haben, also ursprünglich Abarten waren, Abarten aber heut zu Tage ohne die Nachhülfe des Menschen an Unfruchtbarkeit zu Grunde zu gehen pflegen, so muß, wenn trotzdem sich die Abarten erhalten und zu Arten befestigen sollten, eine sehr große Fruchtbarkeit für den Anfang angenommen werden. Diese Annahme erscheint zwar sehr wenig begründet nach Darwinscher Voraussetzung — woher sollte die große Fruchtbarkeit kommen, da es hergegangen sein soll von jeher tout comme chez nous? — aber sehr wohl begründet, wenn der erste schöpferische Segen noch auf der Thier- und Menschenwelt ruhte. So setzt auch die Bibel eine große Fruchtbarkeit der ersten Menschen voraus und deutet sie in dem hohen Alter wie in der schnellen Ausbreitung des Menschengeschlechts bis zur Sintfluth an. Doch bedarf es nicht der Annahme einer bedeutend stärkeren Fortpflanzung als heut zu Tage, wenn z. B. von den im Ganzen 400 Seelen zählenden Franzosen, die im Jahre 1671 nach Kanada zogen, gegenwärtig eine Bevölkerung von 700000 Seelen abstammt, trotzdem

Viele in blutigen Kämpfen gefallen sind. — Gerade aber jene Furcht des Kain beweist das Gegentheil: warum sollte gerade er, der Kräftige, Willensstarke, der sogar ein Städtegründer wird (mit seiner eigenen Familie — wobei an das hohe Alter der Patriarchen vor der Sintfluth zu denken ist), warum sollte gerade er sich fürchten wie „Peter in der Fremde?“ Vielmehr fürchtet er die Blutrache der eignen Familie. — Und wenn erst im 5. Capitel V. 4 der weiteren Söhne und Töchter Adams Erwähnung geschieht, so daß der Schein entsteht, als habe Adam bei dem Brudermord noch keine andern Kinder gehabt, so hat dies seinen natürlichen Grund darin, daß erst im 5. Kapitel ein Geschlechtsregister aufgestellt wird; vorher war nur die Geschichte des Erstgeborenen, seine Sünde und die Ersetzung des Erschlagenen durch Seth erwähnenswerth. — Hiermit erledigt sich auch die Frage, woher Kain ein Weib nahm? Die geschlechtlichen Verhältnisse und die Möglichkeit der Fortpflanzung innerhalb der Familie und daher die Begriffe von Incest (denn das Sittliche beruht auf dem Natürlichen) müssen in der Zeit der ersten jugendlichen Fülle des Menschengeschlechts nothwendig andere gewesen sein, als in den späteren Zeiten. — Solche alte Volksüberlieferung muß sinnig gelesen werden; sie setzt Manches voraus, was sie nicht bestimmt ausspricht.

Die israelitischen Schriften lehren die einheitliche Abstammung des Menschengeschlechts. Wie will hiermit der Vorwurf stimmen, das Judenthum des alten Testaments sei partikularistisch? Der Jehovah, der Offenbarungsgott, der in Israel sein Heil aufrichtet, ist diesem Israel kein anderer, als der Elohim, der Himmel und Erde geschaffen; und Israel kennt seine Bestimmung, das Heil der Heiden zu sein. Darum sucht es die ganze Menschheit in seinen Stammbäumen und Völkertafeln zu umfassen. Dieser Zug ist Israel allein eigenthümlich; den Heiden sind alle übrigen Völker Fremde, Barbaren, Feinde, um deren Geschick sie sich nicht kümmern.

Was sagt die Naturwissenschaft zu der einheitlichen Abstammung?

In früherer Zeit beriefen sich die Leugner der Einheit vorzüglich auf die verschiedenen Hautfarben der Rassen. Die Farbe

hat ihren Sitz nicht in der obersten Haut, sondern theils in den unteren, dichter zusammengedrängten Zellenkernen des Epitheliums, theils in einer Lage vieleckiger Zellen, die mit dem körnigen Farbestoff erfüllt sind. In ihnen ist ein Pigment enthalten, das (nach Vogt) bei den verschiedenen Rassen primär verschieden ist und zwar bei den einzelnen Individuen gestärkt oder geschwächt erscheinen kann, aber nicht leicht einen andern, als den nationalen Farbeton erzeugt. Allerdings verbleichen Afrikaner in der gemäßigten Zone nach mehreren Generationen, aber sie werden nie weiß, sondern behalten den nationalen Farbeton in derjenigen Milderung, welche das schwächere Licht hervorbringen kann, ungeändert bei. Weiße Nationen bräunen sich unter tropischem Sonnenlicht, aber sie werden in Afrika nicht schwarz und in Amerika nicht roth, sondern ihre dunklere Farbe ist eine einfache Steigerung der nationalen unentwickelt gebliebenen Grundfarbe. —

Bei diesem unverwischbaren Unterschied sollte man die Farbe für das charakteristische Kennzeichen der Rasse halten. Nach ihr hauptsächlich hat auch Blumenbach fünf Rassen, Cuvier dagegen drei angenommen, indem er die malayische und amerikanische Rasse nur für Abarten der kaukasischen, mongolischen und äthiopischen erklärte. — Die Hautfarbe würde aber nur als ein zufälliges und nicht wesentliches Merkmal gelten können, wenn nicht mit ihr andere tiefgreifende Unterschiede parallel liefen, also einen Zusammenhang mit ihr anzeigten. Es zeigt der Schädelbau eine große Mannigfaltigkeit, die sich aber auf drei Hauptdifferenzen zurückführen läßt: den ovalen, sphärischen und elliptischen Schädeltypus; womit auch sonstige Eigenthümlichkeiten des Kopfbaus zusammenhangen, indem besonders der Campersche Gesichtswinkel bei der ovalen Form 83 bis 85 Grad, bei der sphärischen 80 und bei der elliptischen nicht viel mehr als 75 zu betragen pflegt. — Doch fallen die Unterschiede nicht mit der Hautfarbe zusammen, und die Uebergänge sind sehr fließend. — Man hat deshalb in neuerer Zeit die Menschen nach der eigentlichen Schädelhöhle und den mittleren Hauptlappen des großen Gehirns in Langschädel (gentes dolichocephalae) und Rundschädel (brachycephalae) eingetheilt und in diesen Abtheilungen wieder nach der Stellung des Gebisses senkrechtzahnige

(orthognathae) und geneigtzahnige (prognathae) Nationen unterschieden. — Dann aber treffen z. B. in der Klasse der prognathen Dolichocephalen Chinesen und Japanesen zusammen nicht allein mit ostamerikanischen Völkerschaften, sondern auch mit Grönländern, Negern und Neuholländern. — Noch weniger durchgreifend sind die Unterschiede in Größe, Leibesstärke, Bau des Beckens u. s. w. —

Man sieht: die Eintheilung des Menschengeschlechts macht eigenthümliche Schwierigkeiten; daher man Rassen angenommen hat von 3 an bis in die 30er hinein; ja selbst viel mehr noch.

Die gewöhnliche Blumenbach'sche Fünftheilung ist (nach Burmeister) nicht blos physisch, sondern geographisch-physisch.

Wenn die Unterschiede so fließend zu sein scheinen und nur die Hautfarbe etwa feststehend — aber selbst diese hat ihre Uebergänge, wie z. B. die Hottentotten zeigen, die im Vergleich zu den Negern eine hellere, kupferbraune Farbe haben —, so steht der Beweis, daß das Menschengeschlecht nicht eine einheitliche Abstammung haben könne, auf schwachen Füßen.

Und er ist in der That durch die neueste Darwin'sche Hypothese gänzlich zusammengestürzt. Wenn es dieser nämlich keine Schwierigkeit macht, aus der einfachen Zelle das Infusorium, den Fisch, das Amphibium, das Säugethier, den Menschen im Laufe einer ganz allmäligen Entwickelung von Billionen Jahren entstehn zu lassen — was sind dann gegen den Unterschied von Fisch etwa, oder auch nur von Affe und Mensch gehalten die Unterschiede, die ein wenig Pigment in der Haut und ein Lappen des großen Gehirns zu Wege bringen? Wir sind freilich noch nicht im Stande anzugeben, durch welche Umstände diese kleinlichen Unterschiede hervorgerufen sind; aber eben so wenig lassen sich die Uebergänge vom Fisch zum Affen und Menschen nachweisen — nur im Allgemeinen behaupten, daß sie durch Vererbung individueller Variation, Kampf ums Dasein gegen Klima, Jahreszeit, Nässe u. s. w. entstanden sind; in diese selben Klassen werden sich auch die noch näher zu entdeckenden Gründe des Rassenunterschiedes einordnen. Man würde freilich zu erklären haben, warum die Papuas schwarz geworden sind, während die der Linie näheren Bewohner der Gesellschafts-

und Freundschaftsinseln gelbbraun blieben; und man wird nicht allein auf die Sonne rekurriren dürfen, sondern mancherlei andere, bisher noch nicht oder nur zum Theil entdeckte Einflüsse geltend machen müssen. Sollten für diese leichten Veränderungen nicht Tausende und Myriaden von Jahren genügen, so stehn ja Hunderttausende zur Verfügung! — Die materialistische Naturwissenschaft wird also ihren Einspruch gegen die Einheit des Menschengeschlechts aufgeben müssen. —

Doch wir haben zu früh triumphirt. Die Möglichkeit an sich muß vom Darwin'schen Standpunkte aus wohl zugegeben werden; aber man belehrt uns, daß andere Thatsachen der Annahme eines einheitlichen Ursprunges des Menschengeschlechts widersprechen. Wir halten uns an K. Vogt, der mit gewohnter Gründlichkeit nichts ausgelassen haben wird, was gegen den einheitlichen Ursprung spricht. — Er weist auf die Thatsache hin, daß, soweit die Ueberlieferungen bis ins graueste Alterthum zurückreichen, die wandernden Völker überall — einige kleine Inseln ausgenommen — schon Menschen antreffen. — Aber was beweist das? Nur, daß allerdings in historischer Zeit die Erde bevölkert ist. Und merkwürdig, daß auch auf der einsam gelegenen Osterinsel zwischen Polynesien und Südamerika sich keine Autochthonen entdecken lassen, sondern Malayen die Bevölkerung bilden, die auf eine Einwanderung von Australien her hinweisen. Es handelt sich in unsrer Frage gerade um die vorhistorische Zeit, die der Anhänger eines Steinzeitalters von Myriaden Jahren nicht allzu kurz sich vorstellt. In dieser vorgeschichtlichen Zeit aber herrscht eine Finsterniß, die nur durch die Fingerzeige, welche die ersten elf Capitel der Genesis geben, einigermaßen erhellt wird; sonst verläßt uns Alles, auch Pfahlbauten und Knochenabfälle; sie schweigen über unsere Frage.

Vogt behauptet ferner, daß mit Ausnahme weniger privilegirter Rassen, die sich über die ganze Erde ausbreiten können, die übrigen Menschenarten in mehr oder weniger enge Grenzen gebannt sind, indem z. B. bei europäischen Rassen, die in wärmere Klimate versetzt werden, die Zahl der Todesfälle stets die der Geburten übertrifft, sie also, wenn nicht aus dem Mutterlande Zuzug kommt, aussterben müßten. — Die Richtigkeit dieser Thatsache zugestanden,

so bedarf sie doch noch der Zuhülfenahme des Lyellschen Axioms, um zu beweisen, was sie beweisen soll; des Axioms nemlich, daß von jeher dieselben Verhältnisse, wie gegenwärtig, obwalteten. Daß dies eine durchaus ungegründete Annahme ist, haben wir oben gesehn. Wenigstens ebenso berechtigt steht ihr die andere Annahme entgegen, daß in ihren Anfängen die Menschennatur größere Kräftigkeit und Zähigkeit besessen habe, als besonders die unsrer durch Civilisation selbst bis in die geringeren Stände hinein verwöhnten und verweichlichten Europäer. Leute, die dem Naturleben näher stehn, ertragen auch heute noch den Wechsel der Temperatur und der Klimate vom Eismeer an bis zum Aequator viel leichter, als die mehr von den Genüssen der Civilisation gefangenen. — Also auch der zweite Gegengrund beweist nichts.

Vogt behauptet ferner, die Rassen seien im Laufe der Zeit constant geblieben, und führt zum Beweis Negersclaven auf 4000 Jahre alten egyptischen Denkmälern an, deren Gesichtszüge und Farbe ganz dieselben der heutigen Neger seien. Ebenso finden sich auf assyrischen und indischen Denkmälern die Rassencharaktere, die noch heute jenen Gegenden eigen sind. Was beweist das aber Anderes, als — was nicht geleugnet wird — daß es relativ feste Rassenunterschiede giebt? Ob diese aber autochthonisch sind, oder durch irgend welche Ereignisse sich im Laufe der Jahre erst festgesetzt haben, darüber sagen jene Thatsachen nichts aus. —

Ferner sucht Vogt die nachweislichen Veränderungen des Rassencharakters durch Wechsel des Wohnorts und der Lebensweise auf ein Minimum zu reduciren. Die Veränderungen, welche die Neger in den vereinigten Staaten erlitten haben an Haut, an Haaren, Backenknochen, Lippen und Nasen, werden als Abweichungen dargestellt, die dieselbe Rasse auch in ihrem Mutterlande erreicht. Die Umänderung der Engländer in die nordamerikanischen Yankees mit ihrem reducirten Drüsensystem, der trockenen Haut, der fahlen Blässe, der großen Entwickelung der Backenknochen und Kaumuskeln, wird als Gegenbeweis verworfen, weil die Engländer selber keine reine Rasse wären; trotzdem Vogt freilich zugiebt, daß hier eine neue Art in der Bildung begriffen ist. Das jüdische

Volk zeigt einen verschiedenen Typus: im Norden, in Russland, Polen u. s. w. hat es aufgeworfene Stumpfnasen, kleine graue listige Augen, mehr gedrungenen Körperbau, rundes Gesicht, breite Backenknochen und zeigt viel Aehnlichkeit mit manchen slawischen Stämmen; im Orient dagegen, in der Umgebung des Mittelmeeres, in Portugal und Holland trägt der Jude den eigentlichen orientalischen Typus. Woher dieser Unterschied innerhalb desselben Volkes? Vogt meint, der eine Theil stamme von den Proselyten ab, welche die Juden am rothen Meere gemacht hätten; oder von jenen Egyptern, die mit Israel aus Egypten auszogen. Wie unwahrscheinlich, daß während der ganzen Staatsgeschichte Israels diese zwei Nationalitäten innerhalb desselben Volkes unvermischt neben einander hergegangen wären, ohne daß sich von dieser Thatsache auch nur die entfernteste Notiz erhalten hätte; und daß diese zwei bei der Zerstreuung des Volkes auch nach verschiedenen Ländern gewandert wären! — Aber Vogt muß um jeden Preis die Constanz der Menschenrassen retten. Ein Darwinist als Vertheidiger des festen Menschentypus! Ein komisches Schauspiel! Saul unter den Propheten! Aber es handelt sich um die einheitliche Abstammung des Menschengeschlechts. Sie zu leugnen — dieser Preis steht höher noch als Darwin. So läßt man sich bei „exakten" Forschungen von gewissen vorgefaßten Meinungen leiten. — Vogt kommt endlich zu dem Schluß: „daß alle diese Veränderungen, die wir übrigens nicht völlig (sic!) in Abrede stellen, in keiner Weise die Verschiedenheit des Menschengeschlechts auch nur entfernt begreiflich machen könnten." Auch nicht nach Darwinscher Hypothese?!

Endlich bestreitet Vogt die gleiche Fruchtbarkeit aller Menschenrassen unter einander und ihrer Blendlinge. — Daß eine Mischung von irgend welchen bestimmten Rassen durchaus unfruchtbar sei, ist noch nicht bewiesen. Das einzige Beispiel bei Mischung von Weißen mit Australierinnen ist noch zu wenig begründet, während andere Mischungen, wie die der Neger und Europäer in Amerika, durchaus fruchtbar sind. Doch scheint so viel bewiesen, daß nicht alle Rassen gleich fruchtbar sich untereinander mischen; dies beweist aber wieder nur, daß feste Rassenunterschiede existiren, die dem Unterschiede von Arten ähneln; beweist aber — am wenigsten für einen Dar-

winisten — gegen die einheitliche Abstammung der Menschheit. Oder beweist für einen Darwinisten die Unfruchtbarkeit zwischen Wolf und Hund etwa, daß der Hund kein Sprößling des Wolfes sein könne?

Es kann durchaus kein entscheidender naturwissenschaftlicher Beweis weder gegen die Möglichkeit noch gegen die Wirklichkeit der einheitlichen Abstammung gewonnen werden. — Für einen echten Darwinisten ist es freilich sehr wahrscheinlich, daß, soweit in den früheren Perioden das Affengeschlecht sich ausgebreitet hatte, auch überall die Autochthonen ihm entsprossen sind.

Für die einheitliche Abstammung spricht erstens die eine Art, der alle Menschen angehören und deren Rassen nicht schroff geschieden sind, sondern feine Uebergänge darbieten, so daß sogar die Amerikaner, die der eine Naturforscher für eine besondere Rasse erklärt, von dem andern mit den Mongolen zu Einer Rasse vereinigt werden, weshalb eine durchgreifende Eintheilung noch nicht hat gelingen wollen. Die Züge einzelner Negervölker werden fast völlig europäisch; die edleren Aschantis haben einen griechischen Zug; jenseits des Kanals von Mozambik geht der Negertypus ins Polynesische und Malaiische über; u. s. w. Nirgends läßt sich eine feste Grenze ziehn. — Gäbe es Autochthonen, so müßte man wenigstens annehmen, daß das Menschengeschlecht nach der Einheit der Idee geschaffen wäre. Denn sonst ist gar nicht zu begreifen, woher diese Uebergänge, und warum nicht in den allerverschiedensten Ländern auch die allerverschiedensten Geschöpfe sich in Hinsicht ihrer geistigen Fähigkeiten auf die Stufe der Affen erhoben und von ihnen dann auch die allerverschiedensten Creaturen als Menschen entsprossen wären. Alle tragen denselben Arttypus. Nach Burmeister haben „alle Menschen gleich viele Theile, gleich viele Zähne, Zehen, Knochen, Wirbel, stimmen auch in den relativen Verhältnissen derselben unter einander, wenigstens in den Hauptsachen überein."

Ferner sprechen für die Einheit die schon berührten Thatsachen, die den Einfluß der Lebensverhältnisse, des Klimas u. s. w. als einen starken erweisen. Wir erinnern besonders an den Yankee und an jene Irländer, die in kurzer Zeit ihren höheren Typus verloren (S. 19). An den Negersklaven Nordamerikas will man,

auch wo sie reine Rasse bewahrt haben, eine Veränderung der Gesichtszüge und der Farbe bemerkt haben, wodurch sie ihren Herren ähnlicher werden.

Ferner spricht noch stärker für die einheitliche Abstammung die merkwürdige Uebereinstimmung der verschiedensten Völker in Bezug auf ihre ältesten Sagen. So weit wir sie kennen, träumen sie alle von einem goldenen Zeitalter der Götter, das mythologisch ausgebildet ist, hinter dem sich aber doch noch die Uebereinstimmung mit den vorsintfluthlichen Patriarchen hindurch erkennen läßt. Ebenso ist die Erzählung von der Sintfluth und dem Noah mit seinen drei Söhnen weit verbreitet, nur daß Noah, weil vor ihn das Zeitalter der Götter gelegt ist, zum ersten Menschen wird und mit dem Namen „Mensch" (biblisch „Adam") überhaupt belegt wird. — Auch eigenthümliche Sitten finden sich weit verbreitet; z. B. bei einigen Völkerschaften in Asien, in Afrika, in Amerika, ja selbst bei den Basken in Europa legen sich die Väter nach der Geburt eines Kindes als krank zu Bett, wie zu einer Andeutung, daß bei der Ursache der Geburtsschmerzen sich auch der Mann betheiligt habe.

Einen weiteren Anhaltspunkt geben die Sprachen. Einzelne große Sprachstämme sind aufgefunden: der semitische, der indogermanische, der malaiisch-polynesische, das einsilbige Sprachsystem Chinas, Tibets u. a., der amerikanische, der Negersprachstamm u. s. w. Zwischen allen diesen ist zwar unmittelbar die Verwandtschaft nicht herzustellen; aber es giebt Uebergänge sowohl in lexikalischer, wie in grammatischer Hinsicht, und zwar bei Wörtern und Wortformen, die nicht aus einer andern Sprache pflegen herübergenommen zu werden, sondern zu tief mit der Sprache selbst verwachsen sind; durch diese werden die Sprachstämme mit einander verbunden, in ähnlicher Art, wie die Rassen. — Dazu kommt aber die Eigenthümlichkeit, daß Rassenunterschied und Sprachenunterschied sich nicht decken. Z. B. die Eine kaukasische Rasse umfaßt die beiden sehr verschiedenen Sprachstämme des Semitischen und Indogermanischen. Die Abyssinier, die einen starken Negertypus an sich tragen, gehören der Sprache nach zu den Semiten. Türkische Stämme im Westen und Osten sprechen dieselbe Sprache; doch

gehören die einen der kaukasischen Rasse an, die andern der mongolischen. Wie ist dieses Durcheinander zu erklären, wenn nicht der Verschiedenheit eine Einheit ursprünglich vorangegangen ist? — Außerdem ist es sehr merkwürdig, daß die Neger, also gerade die niedrigste Rasse, die meisten radikal verschiedene Sprachen haben; während die höheren Rassen mehr die Spracheinheit bewahren, als ob die größere Sprachverschiedenheit auch mit einem tieferen Verfall zusammenhinge.

Endlich weisen die Völker selbst auf fremde Länder, aus denen ihre Vorfahren eingewandert seien; und zwar merkwürdiger Weise die afrikanischen Völkerschaften nach Osten, die Amerikaner, Chinesen u. A. nach Westen, während der Ausgangsort der kaukasischen Rasse anerkanntermaßen ungefähr in den Gegenden des Euphrat und Tigris gesucht werden muß. Die Gallas, nicht weit vom rothen Meer entfernt, wissen, daß sie über ein Meer gekommen sind. Die Aschantis behaupten, sie wären von Aethiopien ausgegangen, während die semitische Sprache der Aethiopen selbst nach Arabien hinüberweist. — Die Berbern in Nordafrika sollen aus dem westlichen Asien eingewandert sein; ihre Sprache weist auf Arabien hin; mit den erobernden Arabern haben sie sich leicht vermischt. Ein weitverbreiteter Stamm der Fellatahs erinnert in seinem Namen an die Plethi und Philister der Bibel. Von den amerikanischen Völkern wissen noch viele, daß sie über ein Meer gekommen sind. Ihre Verwandtschaft mit den Mongolen in Rasse und Eigenthümlichkeit ist so stark, daß man sogar die Abstammung der Mongolen von den Amerikanern behauptet hat. Die Ostasiaten bezeichnen wie die Mexikaner und Peruaner die Monatstage durch dieselben stereotypen Zeichen; die alten Tempel auf Yukatan stimmen genau mit den Buddahtempeln in Ostindien. — Daß die Amerikaner vom Norden her in ihr Land gekommen sind, darauf deutet der noch bis in die neueste Zeit fortdauernde Zug der amerikanischen Stämme nach Süden hin. Der Einwand eines Vogt, die Menschen hätten nicht über das Meer und durch die unwirthlichen Einöden Westamerikas kommen können, beruht auf großer Unkenntniß. Seit alter Zeit, ehe die Russen das östliche Asien erreichten, herrschte an der Behringsstraße ein reger Handelsver-

kehr zwischen beiden Continenten; und jene Einöden verdanken von ihren Schrecknissen viel der Phantasie Vogts. — Auch aus neuerer Zeit wissen wir noch von einer Wanderung: Grönland ist von den Eskimos erst im 14. Jahrhundert bevölkert. — Die Chinesen wollen von Westen gekommen sein; nach dem Kuen-lun Gebirge versetzen sie ihr Paradies und nennen es Thian-schan d. i. Himmelsberg. — Ja sogar die schwarzen Stämme des südlichen Asiens und Australiens weisen nach dem persischen Meerbusen zurück. Sie wohnen über die meisten Inseln Australiens ausgebreitet und finden sich im bengalischen Meerbusen auf den Andamanen und Nikobaren; mit ihnen verwandt sind wieder die Tanuben im Süden Indiens, die zu der alten, von den kaukasischen Indiern verdrängten Urbevölkerung gehören. Ein andrer Stamm von ihnen, der durch seine Sprache die engste Verwandtschaft verräth, findet sich wieder in Beludschistan.

Alles weist auf die Gegend des Euphrat und Tigris hin. Diese Thatsachen reden und können nicht mit irgend einer aprioristischen Behauptung niedergeschlagen werden.

Doch läßt sich nicht leugnen, daß die Gründe gegen die einheitliche Abstammung des Menschengeschlechts Erwägung verdienen. — Es sind nämlich tief eingreifende Rassenunterschiede vorhanden, die fast den Charakter eines Artunterschiedes annehmen: Varietäten derselben Art pflegen sonst untereinander eine verstärkte Fortpflanzung zu ergeben; zwischen den Menschenrassen nimmt sie ab, wenn sie auch nicht zu der Unfruchtbarkeit, wie sie der Mischung von Arten folgt, herabsinkt. Der klimatische Unterschied genügt auch nicht, um die Rassencharaktere zu erklären. So wohnen auf den australischen Inseln negerartige Völker dicht neben den Malayen und den Neuseeländern, die Einige sogar zur kaukasischen Rasse rechnen. Unter den Amerikanern giebt es fast schwarze, aber nicht unter dem Aequator, sondern in Californien. Auch ist es wohl sehr zu bezweifeln, daß Kaukasier endlich wirkliche Neger werden könnten unter dem Einflusse des afrikanischen Klimas, nicht blos in der Hautfarbe, sondern auch in der Schädelform. So zeigen auch Schädelmessungen, daß der Schädel der Yankees trotz ihrer übrigen Abweichungen ebenso groß ist wie der der Engländer. —

Diese Umstände sprechen gegen die einheitliche Abstammung allerdings, aber noch nicht für die Polygenesisten; denn nach ihnen sollte man gerade den Typus der Rasse für durchaus abhängig vom Boden, Klima u. s. w. halten. — Auch kann man wohl mit Burmeister fragen: warum, wenn die Heimath des Menschengeschlechts in Armenien etwa zu suchen ist — warum blieben nicht die Menschen in den gesegneten Fluren der Tropenzone bei einander, sondern wanderten selbst in die unwirthlichsten und eisigen Gegenden?

Hier liegen Unerklärlichkeiten vor, denen weder die Hypothese von der Einheit des Menschengeschlechts, noch die Annahme vieler Urmenschen volle Genüge thun kann. Gegen einige Thatsachen muß sich jede dieser Hypothesen versündigen.

Capitel 23.

Fortsetzung: Babel. Eden.

Vielleicht hilft uns wieder unsre alte israelitische Urkunde. Die Bibel erzählt: als die Menschen, die von Noahs Söhnen entsprossen waren, sich in der Ebene Sinear gemehrt hatten, befürchteten sie, über die ganze Erde zerstreut zu werden. (C. 11, 4 lautet wörtlich: „damit wir nicht über die ganze Erde zerstreut werden".) Sie fingen deshalb an einen Thurm zu bauen, der bis an den Himmel reichen sollte; da habe Gott ihre Sprache verwirrt und sie über die Erde zerstreut. — Herder sagt in seinem „Geist der hebräischen Poesie:" „Da muß was Positives vorgefallen sein, das diese Köpfe auseinander warf." Was ist es gewesen? Wir können aus dieser vorhistorischen Zeit nur Fingerzeige erwarten, da es sich der Bibel nur um die Grundzüge der Geschichte zwischen Gott und Menschheit handelt.

Die Sprachverwirrung und die Zerstreuung über die Erde werden gleichzeitig gesetzt; aus der Einen Menschheit gehn verschiedene Sprachen und verschiedene Nationen hervor. Die Volkssprache

erscheint hiernach, wenn nicht als constituirend für die Nationalität, so doch als der unmittelbarste Ausdruck des Volksgeistes. — Und so ist es in der That: jede tiefere Linguistik erkennt die Sprache als die Verkörperung des Volksgeistes. Und wenn in moderner Zeit ein gegenseitiges Erlernen der Sprachen und Herübernehmen von Ausdrücken stattfindet, so ist es ja (obgleich der Geist der Sprache sich viel mehr in dem Formalen bekundet) eine bekannte Erfahrung, daß hiermit auch die scharfe Ausprägung der Nationalitäten verschwindet: die Völker vereinigen sich zu einer Völkerfamilie. — Die Sprache ist also aus der Eigenthümlichkeit des nationalen Geistes hervorgegangen, und dieser nationale Geist ist das eigenthümliche Welt- und Gottesbewußtsein des Volks. Das Auseinandergehn der Sprachen muß daher ein Auseinandergehn dieses Welt- und Gottesbewußtseins gewesen sein. Und dieses wieder muß nothwendig bei einem Abfall von dem lebendigen Gott eintreten, und wo der Abfall stärker wird, sich auch äußerlich offenbaren. — Diese Sünde des Abfalls und des damit verbundenen Hochmuths stellt die Bibel in der Erzählung von dem Thurmbau zu Babel dar, dessen Trümmer längst untergegangen, von dem aber eine vor wenigen Jahren aufgefundene Inschrift Kunde giebt, in welcher Nebukadnezar sagt, daß er den alten Bau von neuem begonnen habe, den einst „die Menschen seit den Tagen der Fluth verlassen, indem sie ihre Worte in Verwirrung hervorbrachten. Das Erdbeben und der Donner hatten die Rohziegel erschüttert, die Backsteine der Verkleidungen herabgerissen, die Rohziegel der Grundmauern waren herabgestürzt und bildeten Hügel.“

Ehe sie den Thurmbau beginnen, verschwindet die Geisteseinheit, und ein Vorgefühl durchzieht die Menschen, daß ihre Einheit auch äußerlich wird zerbrochen werden. Statt dieser — weil die Sünde einmal vorhanden ist — naturgemäßen Entwickelung zu folgen, wollen sie ein Universalreich errichten — vielleicht unter einem geisteskräftigen Regenten, wie die Tradition den Nimrod als solchen sich denkt. —

Da greift Gott mit einem außerordentlichen Ereigniß ein. Welcher Art dies im Einzelnen gewesen, wird nicht berichtet. Nur der Erfolg war der: Sprachen und Nationen entstanden. — Mit

diesem Ereigniß mußte aber eine gewaltige psychische und — um des engen Zusammenhanges zwischen Leib und Seele willen — auch leibliche Umwälzung verbunden sein. Sie tritt nicht unvorbereitet ein — vielmehr ahnt die Menschheit schon die herannahende Umänderung der Dinge. Weil die Menschen ihr aber entgegen arbeiten, deshalb tritt sie in Form einer Katastrophe ein: Gott fährt hernieder. Denn des Menschen Wille kann die Durchführung des göttlichen Willens nicht verhindern, — wenn auch aufhalten und für sich selber erschweren. Es war eine Gerichtskatastrophe, die Einzelne gelinder, Andere härter treffen mußte, und zwar je nach dem Grade der Verschuldung. —

Und an diesem Punkte greift eine noch jenseits jener Völkersonderung liegende Prophezeiung ein: das Segen- und Fluches-wort des Noah. Es lautet: „Verflucht sei Kanaan. Einer der geringsten Knechte seiner Brüder sei er." — „Gelobet sei Jehovah, der Gott Sems. Und Kanaan sei sein Knecht." — Gott breite Japhet aus, und lasse ihn wohnen in den Zelten Sems. Und Kanaan sei sein Knecht." — Kanaan, ein Sohn Hams, wird für diesen geradezu genannt, weil seine Abzweigung zunächst mit der Heilsgeschichte Israels in Berührung kommen sollte. — Die Ableitung der Völker von diesen drei Söhnen Noahs nach der biblischen Völkertafel bietet Schwierigkeiten; aber in welche Finsternisse ist die Erforschung des Ursprungs der Völker auf geschichtlichem oder sprachlichem Wege noch gehüllt! Merkwürdig bleibt immerhin, daß die Namen der Nachkommen Japhets vielfach auf indogermanische Völker hinweisen; während der Name Ham (der Heiße) mit seinen Söhnen Kusch (Aethiopien), Mizraim (Egypten) und Put (südliches Libyen) nach Afrika zeigt; und dagegen als Hauptvertreter der Linie Sems die Israeliten und Araber erscheinen. — Und nun vergleiche man hiermit die Stellung dieser Nationen in der Weltgeschichte! Die Japhetiten haben sich ausgebreitet und sind der weltbeherrschende Stamm geworden. Aus dem Stamme Sems sind zweimal Religionen entsprungen: die jüdisch-christliche, die wieder in die jüdische und christliche zerfallen ist, und die muhamedanische; — Religionen, die an weltgeschichtlicher Bedeutung alle heidnischen Religionen weit hinter sich gelassen haben, selbst den

Buddhismus. Jehovah ist der Gott Sems: Die Offenbarung pflanzt sich in dieser Linie fort; hier ist der Stamm der Religion. Auch in dem Muhamedanismus zeigt sich die Triebkraft desselben Baumes, aber er ist ein verwilderter Ast statt des edlen, sorgsam gepflegten. — Von den Völkern Afrikas schweigt die Geschichte, mit Ausnahme Egyptens. Die Neger, zum Theil thierisch geworden, versinken unter die äußerste Knechtschaft grausamer Tyrannen oder der verfeinertsten Wollust trotz allem sonstigen Mangel an Kultur; und selbst das alte hochgebildete Volk Egyptens war in leibliche und geistige Knechtschaft gebannt. — Ham ist ausgestoßen, während Japhet und Sem jeder seine eigenthümliche Bestimmung haben, um sich endlich die Hand zu reichen: Japheth erhält von Sem den Gott Sems; er zieht ein in die Hütten Sems. Die christliche Religion der europäischen Völker ist semitisch, ebenso wie ihre Stiefschwester, der Muhamedanismus, sich besonders unter den Japhetiten ausbreitet und auf sie sich stützt. Erst sekundär kommt auch Ham wieder in die Berührung mit den Brüdern hinein. — Eine riesengroße Erscheinung, dieser Sintfluthenpatriarch, der eine Familie vor sich sieht und, die Grundzüge der späteren Geschichte der in Völker auseinandergegangenen Menschheit, welche selbst ihres gemeinsamen Ursprungs vergessen sollte, in seinen Söhnen schauend, mit prophetischem Worte sie zeichnet!

Diese Weissagung Noahs geht von der Voraussetzung einer zukünftigen Zertheilung des Menschengeschlechts aus. Da dieses zusammen bleiben will, so erfolgt die Katastrophe, die zugleich die Erfüllung jener Noachischen Weissagung anbahnt. — In dem Leben der alten Völker nun tritt — im Gegensatz zu der christlichen Aera — das Individuum fast ganz hinter dem Geschlecht zurück, und der Stammvater giebt den folgenden Generationen ihre Gepräge. Die Menschheit ist noch reicher an Originalen; diese setzen sich als Typen fest, so daß die Originalität verschwindet. Dies gilt leiblich und geistig; denn die der natürlichen Entwickelung Widerstand bietende Macht der Offenbarung Gottes in Christo ist noch nicht vorhanden. So giebt es ein hamitisches Geschlecht mit dem Gepräge des Ham, der mit verschärfter oder modificirter Eigenthümlichkeit in dem Kanaan und dessen Nachkommen erscheint u. s. w.

Auf diesem natürlichen Unterbau fußend vollzieht sich nun das Gericht Gottes in der seelischen, wie in der leiblichen Entwickelung. Daher die Rassen! — Es werden tiefgreifende Unterschiede in die Menschheit hineingelegt, die wohl erst in den späteren Geschlechtern in Folge des Klimas ihre volle Ausprägung finden, und die auch schon durch die vorgängige Entwickelung vorbereitet waren, die aber doch aus dem rein natürlichen Verlaufe der Dinge weder in ihrem Entstehen, noch in ihrer relativen Festigkeit bei Vermischungen erklärbar sind — wie die ganze Menschheitsgeschichte, die ganze Menschheit und die ganze Welt. Wie in dem Organismus eine die Stoffe beherrschende, sie vertheilende und verbindende Macht waltet, so zeigt sich hier ein hoher leitender Gedanke über der Geschichte. —

Es ist aber um dieses biblischen Grundes und der drei Söhne Noahs willen durchaus nicht nöthig, nur drei Rassen anzunehmen. Die Bibel läßt ja die Völker sich nicht sofort mit den Söhnen Noahs trennen; vielmehr verleben seine Nachkommen noch eine geraume Zeit miteinander, so daß eine Vermischung der drei Familien und eine große Mannigfaltigkeit gegenseitiger Zusammenhänge, auch mancherlei Wahlverwandtschaften selbst entfernter stehender Abzweigungen sich ergeben. Und hiernach — nach diesem Gesammtcomplex aller Beziehungen — gestaltet sich das Loos der Völker. Man darf daher auch nicht erwarten, die in den biblischen Geschlechtsregistern von Noah her zusammengestellten Völkernamen blos je nach der Nähe ihrer Verwandtschaft auch in demselben oder nahe verwandten Zustand der Leibesbeschaffenheit und der religiös sittlichen wie der sprachlichen Ausbildung anzutreffen; — durch Wahlverwandtschaften sind häufig andere und stärkere Beziehungen angebahnt. Die Naturwissenschaft hat auch hier durchaus freie Hand, die Rassenunterschiede zu erforschen und Grenzen, soweit sie es vermag, festzusetzen. —

Durch jene gewaltige That der Hand Gottes werden die Völker zugleich zerstreut. Ein Schrecken hat sie ergriffen; sie fahren auseinander, wozu schon früher ihre Verschiedenheit sie geneigt gemacht. Es erfaßt die Völker ein Wandertrieb — unerklärlich, wie in der geschichtlichen Zeit die Hunnen aus ihren asiatischen

Wohnsitzen aufbrechen und die Völkerwogen bis nach Frankreich und Spanien hin, ja bis nach Afrika hinüber, hoch aufbrausen lassen. Eine allgemeine Unruhe scheint die Völker ergriffen zu haben; ein geheimnißvoller Drang — einem Instinkt vergleichbar — treibt sie weiter, und aus diesem Völkerchaos bilden sich die Grundelemente einer neuen Zeit. In noch riesigerem Maßstabe müssen wir uns jenen Wandertrieb der Babelschen Völkerzertheilung denken; vorwärts rollen sich die Wogen, manche Generation lang, — sie wissen nicht wohin. Aber Einer weiß es: der, der einst das Menschengeschlecht hat Einem Blut entsprießen lassen und nun den Völkern die Grenzen ihrer Wohnstätte auf dem Erdboden anordnet, damit sie alle, jedes Volk auf seinem Wege, den Herrn suchen sollten und finden könnten (Apostelgesch. 17, 26. 27). Hier ist die Hand des leitenden Gottes deutlich zu erkennen: man denke sich die Negerrasse an der Küste des mittelländischen Meeres wohnend anstatt der griechischen und römischen Völker! Die heutige Naturwissenschaft lehrt, daß aus den Negern durch den bloßen Einfluß des Landes nie Griechen, sondern nur modificirte Neger geworden wären. — Zugleich verbindet sich mit dieser Zerstreuung die Erfüllung der schöpferischen Bestimmung und des dem Menschengeschlechte eingepflanzten Dranges, daß der Mensch die Erde beherrsche.

Würde uns die Bibel von einer ruhigen allmäligen Ausbreitung des Menschengeschlechts erzählen, dann würde man freilich nicht begreifen, warum die Eskimos in den kalten Norden gezogen sind, — woher die theilweise Durcheinanderwürfelung verschiedener Sprachstämme, — woher der tiefeingreifende Rassenunterschied, in dem sich aber Sprachen- und Körperbeschaffenheit nicht decken. Nicht „der Kampf ums Dasein", Klima u. s. w. hat jene Unterschiede hervorgerufen, sonst müßten sie durch einen entgegengesetzten „Kampf ums Dasein," verändertes Klima u. s. w. auch wieder aufgehoben werden; sondern sie sind von Gott gesetzte Unterschiede auf Grund der alten Einheit.

So erklärt sich z. B. der Befund der amerikanischen Rasse: sie ist Eine vom Norden bis zum Süden. Dies spricht entschieden gegen die Annahme von Autochthonen; denn man sollte auf diesem

lang sich hinstreckenden Ländergebiete vielmehr viele autochthonische Rassen erwarten, die sich dann je nach den verschiedenen Ländern unter den Tropen oder im hohen Norden, oder tief im Süden, an den Meeresküsten oder tief im Innern des Landes verschieden gestaltet haben würden; ebenso wie sich in der alten Welt das mannigfaltigste Völkergemenge zeigt. Dann aber spricht jene Einheit der amerikanischen Rasse auch entschieden gegen die Theorie der Monogenesisten von dem überwiegenden Einfluß des Klimas, der Beschäftigung u. s. w. auf die Rasse; denn hier ist die Rasse trotz des verschiedenen Klimas und Landes, das zu verschiedenen Beschäftigungen Anlaß bot, dieselbe geblieben. Die Lösung liegt nur in der Verwerfung von autochthonischen Rassen und gleichzeitiger Anerkennung der Rasse als eines relativ festen Unterschiedes, wie Beides die Bibel lehrt und andeutet. Wenn die Bibel die Einheit des Menschengeschlechts lehren wollte, so mußte sie nach den heutigen naturwissenschaftlichen und sprachlichen Ergebnissen zugleich lehren, daß die Rassen durch eine in Folge göttlichen Eingreifens eingetretene Katastrophe festgesetzt seien. Daß sie uns einen solchen Fingerzeig giebt, obgleich sie nichts von der heutigen Durchforschung der Erde weiß, ist dem prüfenden Menschen ein Beweis mehr, daß — um mit Herder zu reden — hier, in jener Erzählung von der babylonischen Sprachverwirrung, etwas Positives vorgefallen sein muß. Das ist keine Mythenbildung, die vorhandene Zustände sich zu deuten sucht; das ist Geschichte. —

Welche Rasse mag dem ursprünglichen Typus am nächsten stehen? Jedenfalls die, welche am wenigsten sich umbildet, während die andern eine Umbildung in sie hinein zeigen. Und dies ist nach den bisherigen Erfahrungen die kaukasische Rasse.

Noch manches Räthsel bleibt übrig, aber der Fingerzeig ist deutlich. Hier ist die wahre Harmonie zwischen der Einheit des Menschengeschlechts und seinem Auseinandergehn in Rassen; beiden Seiten wird hier Genüge geleistet; die Fäden der Naturwissenschaft laufen in der Bibel zusammen. —

Wir schließen mit dem edlen Worte Alexanders von Humboldt im Kosmos: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jener unerfreulichen Annahme von

höheren und niederen Menschenrassen. Es giebt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt; zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt." Wir unterschreiben den Sinn, ohne jeden Ausdruck uns aneignen zu können. Das Christenthum und seine Mission ist es vorzüglich, das diesen Gedanken der Einheit praktisch erfaßt. Wie es die Kastenunterschiede aufhebt, so auch die Rassenunterschiede. In seinen Schulen und Kirchen sitzen Schwarze und Weiße neben einander; beide lehrt es mit einander arbeiten; ja selbst auf seinen Synoden, auf seinen Predigtstühlen, an seinen Altären funktioniren Weiße und Schwarze gemeinsam; beide lehrt es erkennen und preisen den Einen Heiland. Denn „hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier." Ja auch den Unterschied der Geschlechter gleicht das Christenthum aus: „hier ist nicht Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu." —

Wie haben wir uns schließlich den Zustand der Urmenschen zu denken? Etwa in Analogie jener Steinmenschen? wie sie Vogt schildert: „Gleich den Thieren des Waldes fiel der Mensch seine Beute an, die er durch List, Schnelligkeit oder Gewalt bekämpfte. . . Er hauste wahrscheinlich in Nestern oder kunstlosen Hütten, etwas besser gebaut und aus Zweigen zusammengeflochten, als diejenigen, welche die menschenähnlichen Affen sich noch heute bereiten. Jener erste Mensch besaß kein Hausthier. Nirgends hat sich eine Spur von solchen vorgefunden; erst später zeigen sich Spuren, und zuerst scheint es der Hund zu sein, welcher sich dem Menschen anschließt"!? Er behauptet ferner: „diesem wilden Leben gegenüber mußten sogar die Zustände des sogenannten Wilden in der alten und neuen Welt als eine raffinirte Civilisation erscheinen." — Es sind das eben Behauptungen. Denn noch nirgends hat die Geschichte ein Beispiel aufgewiesen, daß ein rohes, barbarisches Volk durch sich selbst — ohne Anstoß und Anleitung von außen — sich auf die Stufe der Kultur emporgeschwungen hätte. Die Neger sind, soviel man von ihnen weiß, auf derselben Stufe stehn geblieben und haben zum Theil sogar Rückschritte gemacht. Vielmehr erscheint aller Erfahrung nach die

geistige Kraft als das erste Erforderniß alles Fortschreitens. Ist sie vorhanden, so kann sie entwickelt und aus der potentiellen Kultur die wirkliche hervorgerufen werden. Wo Rückschritte eintreten, da haben sie in sittlicher Verkommenheit ihren Ursprung. So geht eine Zeit hoher geistiger Kraft dem Verfalle Roms voran, der in sittlicher Kraftlosigkeit seinen tiefsten Grund hat. — Man muß wohl unterscheiden zwischen jenen alten Völkern, die noch nicht die spätere Höhe ihrer Kultur erreicht hatten, aber geisteskräftig waren — man denke an Abraham mit seinen Heerden im Gegensatz zur Pracht des Salomo — und den verwilderten Völkern, die durch sich selber nicht über ihren Zustand sich erheben können. Geistige Entwickelung und geistige Kraft sind zwei Dinge: jene kann gering sein, während diese groß ist; und umgekehrt kann ein hoher Grad von Kultur erreicht sein, und es fehlt die geistige Kraft. — Papuas sind geistig unkräftig und — wie Vogt selber im Interesse des schroffen Rassenunterschiedes statuirt — aus dem Schädel eines Papua kann nie der Schädel eines Kaukasiers werden. Nun drückt aber Vogt den Neander- und Engisschädel auf die Stufe der Papuas herab, sie sind ihm Adam und Eva, die Urmenschen; und doch sollen aus ihnen die Kaukasier sich entwickelt, sollen sie sich zu der Stufe der heutigen Menschheit emporgeschwungen haben; während es heut zu Tage kaum mit der größten Mühe gelingen will, den Papua nur ein wenig zu veredeln. Und jeder Kundige weiß, welch ein enormer Unterschied von Befähigung dazu gehört, selbst einen Fortschritt zu machen, statt einen gethanen Fortschritt sich nur lernend anzueignen. Mit dergleichen kruden Behauptungen schlägt Vogt allen Thatsachen und aller Erfahrung ins Gesicht. —

Die geistige Kraft der Urmenschen ist uns in dem großartigen Naturgefühl der Schöpfungsgeschichte selbst entgegengetreten, der gegenüber wir mit aller Gelehrsamkeit nur Epigonenarbeit liefern können. Hier spricht sich ein reiches, poetisch wahres Naturleben aus. — Und was die Sprache dieser Urmenschen betrifft, so können wir uns einfach auf ein Wort Wilhelms von Humboldt beziehn: „Selbst die Anfänge der Sprache darf man sich nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprüng-

lichen Berufe zu freier menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfnisse gegenseitiger Hülfsleistung beimißt und die Menschen in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann. Der Mensch ist nicht so bedürftig, und zur Hülfsleistung hätten unartikulirte Laute ausgereicht... Die Worte entquellen freiwillig, ohne Rath und Absicht, der Brust." Die Sprache ist eben ein Geschenk Gottes; sollte der Mensch sie erfinden, so mußte er erst denken; das Denken ist aber schon die innere, noch nicht auf die Lippen gekommene Sprache.

Was die physische Existenz des Urmenschen betrifft, so gehört ein starker Glaube, ein wahrhafter Köhlerglaube dazu, jenen Papua-Urmenschen Vogts das Zutrauen zu schenken, daß sie etwa aus dem Wolfe den Hund züchten oder gar aus der Gräsergattung Aegilops den Weizen ziehn, wie französische Gärtner des neunzehnten Jahrhunderts. Das ginge noch weit über die Erfindungen eines Watt, Stevenson u. A.; man bekommt vor solchen Neander- und Engisschädeln allen Respekt. Diese Papuas haben die größten Erfindungen gemacht; denn sofort sind Kulturpflanzen und Kulturthiere vorhanden, wo die Menschengeschichte beginnt; selbst in dem Steinzeitalter der Pfahlbauten findet sich Ackerbau und Obstkultur, ebenso wie Hausthiere. — Wollen wir diese Thatsachen vernünftig begreifen, so bleibt kein anderer Ausweg, als den, anzunehmen, daß der Mensch die für ein geisteskräftiges Naturleben nothwendigsten Kulturpflanzen und -thiere vorgefunden, während er später aus andern wilden Pflanzen und Thieren neue Kulturarten züchtete. Hätte der Vogtsche Urmensch die ersten Kulturpflanzen ziehen sollen, — kein Mensch hätte je Weizen gesehn! — Die alten Heiden hielten den Ackerbau für ein Geschenk der Götter; sie waren klüger als unsre heutigen Materialisten. Und nach der heiligen Schrift setzt Gott „den Menschen in den Garten Eden" (zu deutsch: Lieblichkeit), „daß er den Garten bauete," also Ackerbau treibe, „und bewahrete," nämlich vor der Verwilderung; denn jenseits der Grenzen dieses Gartens lauert die Unkultur, die von der Kultur in Eden aus soll überwunden werden. Die Kultur ist das Erste und die Verwilderung das Zweite für das Menschengeschlecht. — Wenn aber die Schädel und Lebens-

weise jener Menschen, von denen man Spuren in so großer Entfernung von der Wiege der Menschheit gefunden hat, wirklich der Beschreibung Vogts entsprochen haben, so gehören sie der Zeit des Verfalls an, der bei Einigen mehr, bei Andern weniger stark wird eingetreten sein.

Capitel 24.

Heiligung.

An jenes eben citirte Wort aus dem Kosmos reiht Alexander von Humboldt das Wort des Bruders: „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist . . ., so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben . . . ., die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe als Einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwickelung innerlicher Kraft, bestehendes Ganze zu behandeln.“ Hiermit ist das Christenthum porträtirt, welches die großartige Erscheinung bietet, daß es, ohne jener lauen Indifferenz zu verfallen, die schließlich mit der Pilatusfrage endigt: „Was ist Wahrheit?“, doch alle übrigen Religionen zu würdigen und das Individuum von seiner Nation und von seiner Religion zu unterscheiden weiß. Das Christenthum erst macht aber auch Ernst mit jener „Entwickelung innerlicher Kraft.“ Die höchste innerliche Kraft ist ihm die sittliche: der Größte ist nicht der Bezähmer wilder Bestien, nicht der Züchter von Kulturgewächsen, nicht der Beherrscher des Dampfes und des Galvanismus, sondern: „der sich selbst bezwingt.“ In dieser Aufgabe erst sind die Menschen wahrhaft einander gleich geworden, trotz aller verschiedenen Schädel und verschiedenen Kulturstufen. Es giebt für die ganze Menschheit ein hohes Ideal, das immer höher steigt, je näher man ihm kommt:

es lockt; aber es kann und muß erreicht werden auf dem Wege der Heiligung. — Die Menschheit ist eins in der Sünde, aber auch eins im Heil.

Wo nun von Gewissen und Freiheit und Sünde keine Rede ist, wie in der materialistischen Lehre, da weiß man natürlich auch nichts von Heiligung, sondern nur von der Natürlichkeit des Menschen: wie der Mensch ist, so ist er; und der ist der Vernünftigste und Glücklichste, der sich ganz unbefangen und ohne Widerstreben, ohne den Unsinn, Idealen nachtrachten zu wollen, seiner Natur, seinen Neigungen überläßt. Natürlich! aus der Thierwelt ist der Mensch emporgetaucht, und diese folgt unmittelbar ihren Trieben. Das Thier ist das Ideal der Menschen. Wo kann von Sittlichkeit noch die Rede sein? Sie erscheint höchstens als ein Anhang des Denkens: je weniger ein Mensch denkt, desto unsittlicher ist er; obwohl freilich diesem Satze die allgemeinste Erfahrung widerspricht; — man denke an Voltaire! Das Moralgesetz, ein den Menschen verpflichtendes Soll existirt nicht. Denn woher sollte es stammen? Die Thierwelt kennt kein Sollen, sondern nur ein Müssen und einen Kampf ums Dasein. In der Menschen-Thierwelt kann sich natürlich nur fortsetzen, was in jener angelegt ist. Das Sollen aber ist kein erhöhtes Müssen, sondern das gerade Gegentheil vom Müssen.

Wir sind hiermit bei dem praktischen Fundamental-Unterschied zwischen Christenthum und Materialismus angelangt. Wir sagen „Materialismus" und nicht „Materialisten"; denn freilich ist der Mensch oft besser, als seine Theorie; — es giebt eine glückliche Inconsequenz. Die Einflüsse christlicher Luft sind noch zu stark, als daß der Einzelne sich ganz ihrer erwehren und entledigen könnte; — nur einzelnen Propheten der Zukunft gelingt es vollständiger: sie decken ihre ganze Blöße auf. Es ist eine Ungerechtigkeit, den Menschen nur nach seiner Theorie oder gar nach den Consequenzen seiner Theorie zu beurtheilen.

Doch aber will das Prinzip einer naturwissenschaftlichen Richtung auch nach seinem ethischen Werthe gemessen sein; denn die Ethik hat die Physik zu ihrer Voraussetzung. Die Materialisten sträuben sich vergeblich dagegen; hier wollen sie mit einem Mal

auseinander reißen, was zusammengefügt ist und was sie sonst zu identificiren suchen: Leib und Seele. Die Ethik hat es mit dem Menschen zu thun und zwar mit dem concret gegebenen, dem ganzen Menschen. Wie der Mensch den Menschen und sein Verhältniß zur Welt, die Welt selber, auffaßt, danach wird er seine Ethik construiren. —

Dessen sind sich auch im Grunde die Materialisten wohl bewußt: ihr Glaube hat nicht blos eine erkenntnißmäßig theoretische, sondern eine durchaus ethisch-praktische Seite; er zerstört das Fundament nicht blos der christlichen, sondern aller unter den Völkern bisher in Geltung stehenden Ethik. Deshalb suchen die Materialisten sich auch irgendwie nach dieser Seite hin abzufinden und die Leute zu beruhigen. So ist es z. B. dem gewöhnlichen, nicht materialistisch erleuchteten Menschenverstande schwer zu begreifen, wie der Staat noch Diebstahl und Mord bestrafen kann, wenn diese Handlungen das nothwendige Resultat der Umstände sind, unter denen der Verbrecher gestanden hat. Hier löst auf diesem Standpunkte nur „der Kampf ums Dasein" die Schwierigkeit. In diesem Sinne feuerte schon vor Jahren, ehe der Darwin'sche Fund gethan war, eine zarte Frauenseele Moleschott an, getrost die Consequenzen seiner Lehre zu ziehn: es gäbe allerdings kein Recht, den Verbrecher einzusperren, aber die bürgerliche Gesellschaft stelle sich zu ihm, wie zu einem schädlichen Thier, das man unschädlich zu machen suche! (Wahrscheinlich ist umgekehrt der Mensch in der Meinung von Bären, Ratten und Mäusen ein sehr schädliches Thier; und wer hat Recht?) Sünde und Verbrechen sind theologische und juristische Täuschungen; die Strafe ist nichts anderes als „der Kampf ums Dasein," das Recht des Starken, — in diesem Falle: der bürgerlichen Gesellschaft. An die Stelle des Rechts tritt die brutale Gewalt, die dann freilich auch umgekehrt einmal von Seiten des Pöbels und der Verbrecher gegen die bestehende sociale Ordnung angewandt werden könnte. Beides ist gleich berechtigt.

Büchner spricht sein ethisches Glaubensbekenntniß mit den Worten aus: „das Streben nach Kenntniß und Wahrheit und die Ueberzeugung von der äußeren Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen

und moralischen Ordnung ersetzt ihnen“ (den Naturforschern materialistischer Richtung) „mit Leichtigkeit das, was die herrschenden Begriffe als Religion und Zukunft bezeichnen.“ — Bescheidene Menschen! mit Wenigem zufrieden! Freilich „das Streben nach Kenntniß und Wahrheit“ ist selber schon die Erfüllung einer hohen christlich-ethischen Verpflichtung; denn das Christenthum erklärt, daß der Mensch zur Wahrheit berufen ist und nur in ihr die Höhe sittlicher Freiheit erreichen kann: „die Wahrheit wird euch frei machen.“ Aber das Christenthum faßt die Berufung zur Wahrheit allgemein für alle Menschen, Büchner nur für den Naturforscher und sonstige große Leute: Wahrheit und (naturwissenschaftliche) Erkenntniß decken sich für ihn, und er vergißt Schiller's „wahres“, obgleich nicht durch chemische Analyse gefundenes Wort:

„Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen;
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wüthenden Jagd?
Dich zu fangen ziehen sie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.“ —

Das Christenthum kennt eine für alle Menschen gleich gültige und gleich erfaßbare Wahrheit — eine Wahrheit mit Geistestritt —; das Christenthum hat einen demokratischen Zug, es ist wahrhaft human. Die Wahrheit des materialistischen Naturforschers ist durchaus aristokratischer Natur, für die Wenigen; während für die übrige Masse allenfalls „die Ueberzeugung von der äußeren Nothwendigkeit einer gesellschaftlichen und moralischen Ordnung“ bleibt; und wem sie zufällig fehlt, gegen den muß sich die gesellschaftliche Ordnung wehren, wie gegen ein wildes Thier. Die Ethik geht bei der Polizei in die Schule. —

Aber selbst das „Streben nach Wahrheit“ läßt sich in materialistischem Sinne noch nicht einmal als etwas Ethisches fassen, sondern es sagt nur die Thatsache aus, daß zufällig die Atome im Kopfe des Materialisten sich so aneinander gelagert haben und in der Weise im Stoffwechsel sich ablösen, daß gerade jenes Streben und jene Ueberzeugung das Produkt davon ist. Es ist sehr richtig, daß der Materialismus nicht nothwendig zu unsittlichem Leben führt:

im Gegentheil: „das Produkt der leiblichen Funktionen" kann zufällig mit dem, was man sittlich gut zu nennen pflegt, übereinstimmen. — Daß dieses „Gute", wie jenes Streben und jene Ueberzeugung Büchner's, einen höhern Werth haben sollte, als die entgegengesetzten: das Streben, die Materie praktisch zu erkennen in ihren „reinen Erscheinungsformen", d. h. sich in Sinnestaumel zu begraben; und die Ueberzeugung, daß die Menschen sich ohne den Zwang der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Gesetze viel glücklicher fühlen würden, — das ist freilich nicht einzusehn ohne eine über dem Menschen existirende Menschenidee, ohne ein göttliches Ideal. — Und dergleichen entgegengesetzte „Bestrebungen und Ueberzeugungen" wuchern sehr leicht empor, wenn der Mensch — wie es nun einmal das Loos der großen Mehrzahl ist — im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brod verdienen muß, ein Loos, von dem auch das schönste socialistische System nicht erlöst. — Vielleicht hält ein Moleschott und ein Büchner die Monogamie oder Ehe überhaupt noch nothwendig zu einer „gesellschaftlichen und moralischen Ordnung"; die Affen haben auch eine gesellschaftliche Ordnung, wie sie Vogt in seinen Vorlesungen über den Menschen mit vielem Behagen schildert. In diesem Affenstaate herrscht keine Monogami, und das Staatsrad dreht sich doch; warum sollten sich die Menschen bei äffischen Obscönitäten nicht viel behaglicher befinden, als in der Zwangsjacke des jetzigen Schamgefühls? Giebt es in der Welt nur Einen Faust, der „in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften stillen" möchte? —

Aber zufällig lagern sich die Gehirnatome des Materialisten wieder so, daß er einen Eifluß auf die Gehirnatome des Andern zu üben, d. h. ihm ein anderes Streben und eine andere Ueberzeugung beizubringen versucht. Das ist Thatsache; von Berechtigung zu solcher sittlichen Einwirkung kann natürlich nicht die Rede sein; und des Andern Gehirnfunktion wird sich mit demselben Rechte solche Einwirkung verbitten. Georg Büchner läßt in „Dantons Tod" seinen Herault sagen: „Wir alle sind Narren und Keiner hat das Recht, einem Andern seine eigenthümliche Narrheit aufzudrängen und ihm ein Gesetz daraus zu machen." Und die Moral daraus? „In unsern Staatsgrundsätzen muß das Recht an die

die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seinen Naturtrieb geltend machen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an.“ So kehrt denn endlich der Mensch zur „reinen Natur“, zur viehischen Natürlichkeit zurück und verbessert den Fehler der Natur, durch den ihm seine Nervensubstanz die Vorstellung eines Sollens und einer Verantwortlichkeit erzeugt.

Doch Czolbe nimmt einen edlen Anlauf, die Moral zu retten. Er findet sogar Anknüpfungspunkte zwischen dem Materialismus und einem tieferen Christenthum, ja schließlich wird die Moral des Materialismus für noch edler erklärt, als die des Christenthums. Man sollte doch über eine so großartige Erscheinung wie das Christenthum ist, mit mehr Vorsicht und Bescheidenheit urtheilen! — Wir müssen dieses — an vielen Punkten das Christenthum arg mißverstehende — Produkt von Czolbes leiblichen Funktionen als solches gelten lassen, wenn gleich unsere eigenen leiblichen Funktionen es höchst auffallend finden, wenn Czolbe von einem „Ideal unserer selbst“ redet, „dessen Realisirung in Augenblicken ernster Selbstbetrachtung Wunsch, Sehnsucht, Bedürfniß wird.“ In Wahrheit! Kein Mensch kann voller Materialist sein. Ein „Ideal“? Woher? aus einer Vernunft, die vor dem Menschen und über dem Menschen existirte? Doch nein, es ist nach Czolbe auch nur ein „Produkt der Nervenschwingungen,“ dem jede Realität abgeht. — Hält er aber die Annäherung an dies Phantasiegebilde von Ideal für eine Verbesserung des Menschen, so ist er gründlichst von seinem Axiom der Stabilität abgefallen; denn nach ihm können wohl die einzelnen Atome in der Welt ihre Plätze wechseln, aber ein Neues, geschweige ein Höheres kann sich nicht bilden, auch nicht im Menschen und in der Menschheit. Die Flügel sind ihr beschnitten; ihr vermeintes freies, moralisches Thun wird anders, kommt aber doch über die ewig gleichen Grundformen nicht hinaus; es bleibt stabil, wie Czolbe selber endlich zugiebt. — Und wer in materialistischer Philosophie zu dieser Skepsis vorangeschritten ist, der giebt natürlich das Bemühen, jenem Phantasiegebilde von Ideal nachzu-

jagen, kläglichst auf. „Was ist, das ist," ist naturwissenschaftliches wie ethisches Prinzip des Materialismus.

Bei Büchner, bei Czolbe treffen wir auf Unbegreiflichkeiten, Inconsequenzen. Wie die materialistischen Grundsätze in der Naturwissenschaft auf die Ethik ihre unmittelbare Anwendung finden, das hat Max Stirner gezeichnet in seiner Schrift: „Der Einzige und sein Eigenthum." Atomismus und Darwinismus sind seine leitenden Gedanken, obgleich sein Buch mehr denn ein Jahrzehnt früher als das berühmte Darwinsche geschrieben ist. Wer sich am Consequenten freut, für den ist das ein Werk; wer sich aber über ein freches Bekenntniß der schamlosesten Grundsätze noch ärgern kann, der nehme es nicht zur Hand! — Wer ist „der Einzige"? Ist das der Mensch, die Menschheit? Nein, sagt uns Stirner; der Mensch ist ein Abstraktum, ein Gespenst. „Der Mensch" existirt nicht, sondern nur dieser bestimmte Mensch. „Der Mensch," dieser Gattungsbegriff, ist eine Idee, eine fixe Idee, die mit ihren idealen Anforderungen den Menschen, dies Concretum, peinigt. Alles aber, was „Idee," soll gründlich ausgefegt werden; die Materie allein soll leben! In ihr existirt aber nicht der Gattungsbegriff „Mensch," sondern Ich und wieder Ich, Ich in meiner konkreten Wirklichkeit, mit meiner Sinnlichkeit; Ich bin das einzig Reale — der Einzige. Darum: „Mir geht Nichts über Mich." — Also das Einzelsubjekt, das Atom, ist das absolut Geltende. Wie das Atom ewig ist, d. h. für sich absolute Geltung besitzt, (und nicht etwa von der schaffenden und ordnenden Vernunft nicht für sich allein, sondern für das Ganze geschaffen ist,) so ist der Einzelne für sich berechtigt, er ist Egoist; und tritt er in Verbindung mit Andern, so thut er es nur für sich und löst die Verbindung, sobald sie seinem Interesse nicht mehr entspricht, wie das Atom, von stärkerer Neigung gezogen, die alte Verbindung löst und die neue eingeht. — Mit scheußlichem Cynismus wird jede Tugend, alle Dankbarkeit, alle Liebe auf den Egoismus zurückgeführt. Dem Teufel erscheint selbst die Sonne schmutzig, wie Mephistopheles über Gretchen, die sich über des Geliebten Unglauben ängstet, zum Faust sagt: „Die Mädels sind doch sehr interessirt, ob Einer fromm und schlicht nach altem Brauch; sie denken, duckt er da, folgt er

uns eben auch. Du übersinnlicher sinnlicher Freier, ein Mägdelein nasführet dich." — Alles Egoismus! — Wir antworten: „Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!" —

Dieser Atomismus ist zugleich Darwinismus: die Art, die Gattung existirt nicht, sondern nur diese einzelnen Subjekte, die an sich nicht zusammengehören, sondern die nur der verbindende und scheidende Menschenverstand wegen mehrerer zusammenstimmender Merkmale zu einer sogenannten Art verbindet und unter eine Artidee stellt. Darum kann auch nur das Einzelwesen Rechte haben, aber nun und nimmermehr der Gattungs-, der Artbegriff, das Gespenst „Mensch." „Der Egoist," sagt Stirner, „lebt sich aus, unbesorgt darum, wie gut oder schlecht die Menschheit dabei fahre . . . Was, bin Ich dazu in der Welt, um Ideen zu realisiren? Um etwa zur Verwirklichung der Idee „Staat" durch mein Bürgerthum das Meinige zu thun, oder durch die Ehe, als Ehegatte und Vater, die Idee der Familie zu einem Dasein zu bringen? Was ficht Mich ein solcher Beruf an! Ich lebe so wenig nach einem Berufe, als die Blume nach einem Berufe wächst und duftet." Das nenne ich naturwüchsig; endlich die wahre Religion der fünf Sinne! Vollkommen richtig: der Materialist, der noch etwas Höheres kennt, als sich selbst, — Menschenwürde, Familie, Vaterland, der plagt sich noch mit Ideen, dem sind die Atome nicht Alles, der hat noch einen Gattungsbegriff und streitet gegen den Darwinismus. — Wir setzen nur noch den Schluß von Stirners Buch hierher — Blasphemieen abzuschreiben sträubt sich die Feder —: „Eigner bin Ich Meiner Gewalt, und Ich bin es dann, wenn Ich Mich als Einzigen weiß. Im Einzigen kehrt selbst der Eigner in sein schöpferisches Nichts zurück, aus welchem er geboren wird. Jedes höhere Wesen über Mir, sei es Gott, sei es der Mensch, schwächt das Gefühl Meiner Einzigkeit und erbleicht erst vor der Sonne dieses Bewußtseins. Stell' Ich auf Mich, den Einzigen, Meine Sache, dann steht sie auf dem Vergänglichen, dem sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt, und Ich darf sagen: Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt." Man glaubt eine Satire auf den Materialismus zu lesen, und doch ist es bitterer Ernst.

Bei dergleichen Grundaxiomen menschlichen Denkens bleibt es oft fraglich, was das Erste gewesen und das Zweite herbeigezogen: ob das naturphilosophische Axiom das ethische in seinem Gefolge hat, oder das ethische dem naturphilosophischen voraufgegangen ist. Die ethische Rückseite der materialistisch gerichteten Naturforschung ist die cynische Emancipation des Fleisches, ist der Materialismus der Bestialität. Hinter den ernsten Forschern nach Wahrheit oder wenigstens nach Erkenntniß steht Mephisto Stirner, die grinsende Teufelsfratze. — Wenn wir also von materialistischer Ethik sprechen, so handelt es sich nicht um eine beliebige Consequenzmacherei, auch nicht um eine Verdrehung der materialistischen Grundsätze, sondern um die einfache Uebertragung der Naturanschauung auf das sittliche Gebiet, — wie dieselbe Uebertragung auch auf dem Boden des Christenthums geschieht: aus seiner Naturanschauung erwächst seine Ethik.

Das Christenthum weiß, daß ein Jegliches geschaffen ist „nach seiner Art," um in der Harmonie des Ganzen als Einzelnes zu verschwinden und doch in dieser selben Harmonie sein eigenes wahrstes Glück zu finden. Insonderheit kennt es die Idee „Mensch" in dem Gedanken Gottes: „Lasset uns Menschen machen"; diese schwebt als Ideal über dem Leben, sie ist das eigentliche Ziel des Lebens. „Das ist der Wille Gottes: eure Heiligung". Der in ihn gelegten Norm des Guten soll der Mensch entsprechen, ihr Verständniß in sich wachsen lassen. Diesem Zweck ordnen sich alle andern Zwecke unter: er ist von absolutem Werth, alle übrigen empfangen von ihm ihre Begrenzung. Das Rechte, Schöne, Wahre empfangen von dem sittlich Guten erst ihre Vollendung. — Im Gegensatz gegen den Genuß fordert die Heiligung eine Losreißung des Herzens vom Irdischen, eine Entsagung, eine Selbstverleugnung; auf diesem Grunde erst erwächst das Glück des socialen Lebens in Familie und Staat. Die christliche Ethik lehrt die beiden Seiten menschlicher Existenz, als „Einzel-Ich" und als Glied der Gattung, mit einander verbinden: der Christ soll sich als Mittelpunkt der Welt betrachten (Alles muß zusammenwirken für ihn zum Guten, Röm. 8, 28), und zugleich an seinem bescheidenen

Plätzchen im Ganzen des großen Menschheitsorganismus aufgehn. —

Auf diesem Gebiet der Heiligung findet ein erhöhter „Kampf ums Dasein" und eine über-„natürliche Auslese" statt. Jener Darwinsche Fund hat seinen höheren Sinn. Ein Kampf beginnt nicht um die Existenz, das vivere, auch nicht um das bene vivere, sondern um das bonos vivere. In diesem Kampfe erst erfaßt sich der Mensch wahrhaft als freier Wille, als Geist. Der Untüchtige geht in solchem Kampfe unter, er ist unfrei, geistlos; er wird von den Versuchungen des Lebens geschwächt, von seinem Elend und seinen Aufgaben zu Boden gedrückt. — Der geistlich tüchtige Mensch dagegen ringt mit dem Leben, paßt sich ihm an, bis es selber ihm dienstbar wird; in den Stürmen erstarkt er und in der Noth reift er der Ewigkeit entgegen; er lernt es verstehn, wie in die heilige und heiligende Weltregierung Gottes auch die Noth dieses Lebens verflochten ist.

Capitel 25.

Naturverderbniß.

Von hier aus läßt sich die gegenwärtige Naturordnung als verderbt begreifen und zugleich als die beste für die jetzige Weltzeit. „Verflucht sei der Acker um deinetwillen!" Ein umfassendes Wort! Denn der Mensch bebaut nicht blos den Acker von Erde; jede Unterlage seiner Thätigkeit soll ihm nur zum Theil die erwartete Frucht tragen; auch mit Dornen und Disteln soll ihm die mühsame Arbeit vergolten werden. — Im Fluche Gottes aber ist ein Segen verborgen als süßer Kern. „Die Noth macht erfinderisch," sagt die Weltgeschichte und die tägliche Erfahrung; und „Noth lehrt beten," sagt die Bibel. Für das geistige und für das geistliche Leben des Menschen ist die Noth ein Sporn, dessen er in seiner Sünde bedarf. Der Erlöste betet und arbeitet, weil er

will; Beides ist ihm Genuß; der von der Sünde gefangene Mensch arbeitet — und betet wohl auch — weil er muß.

Daß eine ungeheure Masse des Elends in der Sünde ihren offenbaren Grund hat, ist ein Satz der allgemeinsten Erfahrung. Welchen Jammer richten Leichtsinn, Halsstarrigkeit, Trunksucht, Wollust mit all ihren Freundschaften und Verwandtschaften an! Und dieser Jammer prägt sich auch sofort in der Leiblichkeit des Menschen ab: in dem abgehärmten Antlitz, in den unedlen, trotzigen und verstellten Geberden, in dem unsicheren Gang und dem aufgedunsenen Kopf, in greisenhafter Jugend. — Und wie auch in die außerleibliche Natur die Sünde des Menschen zerstörend eingreift, das lehrt jene Ausrottung der Wälder, die, aus Nützlichkeits-Interesse von einem einseitigen, altklugen Verstande unternommen, mit wasserlosen Wüsten dem Menschen seinen Frevel vergilt; das lehrt das Beispiel des einst überaus fruchtbaren und jetzt in eine halbe Einöde verwandelten Palästinas. „Ein gerechter Gott hat . . das fruchtbare Land zur Wüste gemacht, um der Gottlosigkeit willen derer, die darin wohnten; aber es war diese wachsende Gottlosigkeit der Einwohner selbst das Werkzeug, wodurch die entsetzliche Umwandelung geschah.“ Nicht ungestraft greift der Mensch in die Harmonie göttlicher Naturordnung ein. —

Es bleibt aber noch eine Reihe von Naturereignissen verderblicher Art übrig, in denen sich der Einfluß der Menschensünde nicht direkt nachweisen läßt: Erdbeben, die ganze Städte umstürzen, Vulkane, die sie in ihrer Lawa begraben, Hagel und Schlossen, die des Menschen Aussaat verderben u. s. w. u. s. w. Vieles hiervon, das zunächst schädlich wirkt, erweist sich freilich bei näherer Betrachtung so reich an Segen, daß die schädlichen Wirkungen übervoll aufgewogen werden. Hier zeigt sich nun wohl eine Harmonie des Ganzen; aber der biblische Schöpfungsglaube kennt einen Gott, der dieselben segensreichen Wirkungen auch ohne die zum Theil zerstörenden Kräfte hätte erreichen können. Die verderblichen Naturerscheinungen, in denen die Natur ihr eigenes höchst kunstvolles Werk schädigt und vernichtet, sie scheinen eine Instanz zu bilden gegen den allmächtigen wie allweisen und alliebenden Vater im Himmel; hier scheint ein blindes Ohngefähr aus der scheinbar

höchst vernünftig angelegten Naturordnung hervorzulugen und darauf hinzuweisen, daß die ganze Naturordnung aus diesem blinden Ohngefähr zu begreifen sei. — Es stehn hier zwei Ausgangspunkte der Naturbetrachtung entgegen: die großartige Ordnung und die einzelnen Erscheinungen der Unordnung. Ist die Ordnung zu begreifen von der Unordnung aus, oder ist die Unordnung in der Ordnung aufzuheben, auch als Ordnung zu begreifen?

Wir haben gesehn, daß es eine volle Unmöglichkeit ist, den Organismus der Pflanzen und Thiere in ihren Arten, ja nur eine einzige Krystallform, geschweige die gesammte Harmonie des Weltganzen, aus einem blinden Zufall zu erklären. Wir müssen die Ordnung durchaus zum Ausgangspunkte nehmen und von ihr aus die Unordnung zu begreifen suchen.

Man gestatte ein triviales Bild: in einer großen Oekonomie gewahren wir die deutlichsten Anzeichen einer planmäßig geordneten Verwaltung von dem Besuchssaal an bis in den reinlichen Stall, ein harmonisches Ineinandergreifen der Thätigkeiten der verschiedenen Aemter, als deren Resultat uns das Nützliche und Schöne, eine befriedigte Existenz, entgegentritt. Jetzt gerathen wir aber in eine Abtheilung dieser Gebäude, in denen uns starke Zugluft empfängt, Fenster und Thüren stehen auf, ein feiner Staub durchdringt die Luft, die Geräthe stehen vor den Thüren, planlos über einander geworfen. Werden wir durch diese Erfahrung unser früheres Urtheil über die Oekonomie erschüttern lassen? Ich meine nicht. Der Eindruck dieser Ordnung ist zu überwältigend gewesen, als daß es uns einfallen könnte, diese Ordnung aus dem Zufall erklären zu wollen, der an dieser Stelle in der Unordnung sich eine Blöße gäbe. Wir werden umgekehrt genöthigt, auch die scheinbare Unordnung in die allgemeine Ordnung einzufügen: es wird gereinigt.

In demselben Verhältniß steht die scheinbare Unordnung der Natur zu der ungeheuren Fülle von Ordnung, die den denkenden Schöpfergeist fordert. Nur drängt sich dem Gefühl des Menschen die Thatsache der Unordnung weit stärker auf, als die Thatsache der Ordnung. Wer vermag den wundersam feinen Bau seines Leibes vom Knochengerüst an mit seinen Bändern bis zum Blut-

umlauf und dem feinen, unerforschten Nervensystem in seiner fortwährenden Selbsterhaltung und Selbsterneuerung durch den Stoffwechsel wirklich zu fühlen? Aber wir empfinden es, wenn uns der kleine Finger weh thut: hier ist eine Unordnung in die Ordnung getreten. Sollte aber wohl ein mit physiologischen Kenntnissen ausgestatteter Mensch auf den Einfall kommen, deshalb seinen ganzen Leib für ein Spiel der Unordnung, des Zufalls zu erklären? Ebenso geht es in der ganzen großen Natur; die scheinbare Unordnung ist ein verschwindend kleiner Theil gegen die großartige Ordnung der Natur von den Fixsternen an bis zum geringsten Gliede eines organischen Gebildes. —

Die Unordnung muß auch hier ihren Grund haben in einer höheren Ordnung. Die Naturwissenschaft begreift jene verderblichen Störungen als gesetzliche Vorgänge und hat an ihrem Theile ganz Recht; die Bibel leugnet das nicht. Es handelt sich aber in dieser Frage nicht um die Erkenntniß des Naturgesetzes, sondern um Beantwortung der Frage: warum eine solche Naturordnung? Diese Frage geht über das Gebiet der Naturwissenschaft weit hinaus; die Bibel giebt uns die Antwort: „um der Sünde des Menschen willen"; es wird auch gereinigt; die zerstörenden Vorgänge in der Natur sind Strafe und Segen zugleich. — Der rationalistische „liebe Gott" kommt freilich hier wieder zu kurz. Der Bibelgott aber, der wider die Sünde eifrig zürnt und sogar um ihretwillen in heiliger Liebe Christum ans Kreuz giebt, er lehrt die Natur verstehn. —

Die Bibel führt unter den Leiden der Erde noch namentlich zwei auf die Sünde zurück: die Wehen der Geburt und den Tod.

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß die höchste Lust des Empfangens mit den größten Schmerzen des Gebährens endigt. Dies Gebähren ist der einzige normale Lebensakt, der gerade im Zustande der Gesundheit, sobald keine Störung eintritt, mit Schmerzen, den Wehen, verknüpft ist: die zu leichte Geburt ist ein Zeichen von Krankheit. Warum hat nicht der weibliche Organismus, Darwinscher Theorie gehorsam, in den Tausenden oder, nach Lyell, in den Hunderttausenden von Jahren irgend einen Ausweg gefunden, um dem normalen Vorgang auch die Erscheinung des Normalen

zu geben? die Schmerzen zu beseitigen? Man sollte meinen, dies Kunststück wäre der klugen Natur mit ihrem Kampf ums Dasein und ihrer natürlichen Auslese leichter, als aus Affen Menschen zu machen. — In diesem Gegensatze von Empfangen und Gebähren läßt sich das Abbild des Familienlebens selber erkennen: sein höchstes Glück und sein tiefster Schmerz. — Näher aber scheint die Verbindung mit dem Tode zu liegen, der auch so oft an das Bett der Mutter tritt. Der dem Staube verfallene Mensch erreicht den Höhepunkt seines Lebens in der Zeit, wo er einem andern Wesen das Dasein giebt; von da an neigt er sich dem Ende zu. —

Das Leben ist der Güter größtes nicht; von allen irdischen Uebeln aber ist doch der Tod das schauerlichste. Man beachte hierbei zwei merkwürdige Punkte! Der erste ist: trotz des materialistischen Beweises, daß mit dem Tode das persönliche Leben des Menschen aufhört, und trotz der fröhlichen Materialisten-Hoffnung auf Unsterblichkeit — dieser Karrikatur des christlichen Osterglaubens —, daß nämlich die Atome des Leibes im Tode neue Verbindungen eingehn, in Pflanzen aus der Erde sprießen, endlich auch wieder Bestandtheile von Thier- und Menschenleibern bilden in ewigem, nichtsnutzigen, Kreislauf, — trotz all dieses materialistischen Hokuspokus bleibt selbst für den Materialisten das Sterben ein grauenhaftes Ding. Und zweitens weiß noch kein Mensch zu erklären, warum der Organismus des Leibes nicht ewig den Stoffwechsel fortzusetzen im Stande ist. Man höre die merkwürdigen Worte eines Physiologen wie Johannes Müller: „Die Frage, warum die organischen Körper vergehn, . . . ist eine der schwierigsten der ganzen Physiologie, und wir sind nicht im Stande, das letzte Räthsel zu lösen. Es würde ungenügend sein zu antworten, daß die unorganischen Einwirkungen das Leben allmälig aufreiben; denn dann müßte die organische Kraft von Anfang an abnehmen. Bekanntlich aber besteht sie noch zur Zeit der Mannbarkeit in solcher Vollkommenheit, daß sie sich in der Keimbildung multiplicirt. — Man könnte auch behaupten, daß die zunehmende Gebrechlichkeit im Alter durch die zunehmende Anhäufung gewisser Stoffe entstehe, deren Wahlverwandtschaft sich mit der Lebenskraft ins Gleichgewicht setze; allein auch dann müßte die Lebenskraft von Anfang an abnehmen. Wir sind hier blos im Stande, den Zu-

sammenhang der Erscheinungen mit der Entwickelung darzustellen." Dies thut Müller im Folgenden und schließt mit den Worten: „Dies sieht einer Erklärung gleich, im Grunde ist es aber nur eine Darstellung des Zusammenhangs der Erscheinungen, von welcher nicht bestimmt behauptet werden kann, daß sie richtig ist." Also Fortpflanzung so gut wie Sterben, Geburt und Tod in mystisches Dunkel gehüllt! Man hat noch nicht den Todeskeim im Organismus entdeckt; — merkwürdige Thatsache! Es mag noch gelingen, auch hier das Gesetz aufzufinden. Die Bibel selber lehrt den Tod als die Vollendung des rein natürlichen Kreislaufs, abgesehn von einer höheren Ordnung der Dinge, verstehn: der Staub kehrt zum Staube zurück. Immerhin aber scheint der Organismus der Möglichkeit nicht fern zu stehn, daß er ewig dauert. Die Bibel lehrt, daß der Tod um der Sünde willen — nicht in die Welt, sondern — über die Menschheit gekommen sei. Die Thierwelt bringt die Erde selber hervor; hier wirken nur geschaffene, natürliche Potenzen, und für sie gilt deshalb auch von vorn herein das natürliche Gesetz: du bist Staub und zum Staube wirst du zurückkehren. Für den Menschen aber sollte von Anfang an dies natürliche Gesetz keine Geltung haben; über dem vergänglichen thierischen Organismus sollte sich der unvergängliche Menschenorganismus erheben, wie sich der Organismus mit seinem Gesetz erhebt über die unorganische Materie mit ihrem Gesetz. Der Mensch wird nicht aus der Erde hervorgerufen; daß er ein Bild Gottes sei, wird als letzter Grund seiner Existenz angeführt. Das Irdische wird verschlungen vom Ueberirdischen, das Vergängliche vom Ewigen. — Der Mensch scheint freilich nicht bestimmt gewesen zu sein, ewig hier auf dieser Erde zu wohnen; die Bibel faßt vielmehr von vornherein auch das Wohnen im Paradiese als eine Prüfungszeit auf: er sollte nach seiner Bewährung in eine höhere Daseinsstufe entrückt werden durch eine Verklärung, ohne durch den Tod hindurchzugehn wie der auferstandene Christus in den Himmel entrückt wird. — Erst nach dem Sündenfall wird seine Bildung aus Erde stark hervorgehoben und hiergegen verschwindet die andere Seite, welche der erhabene Monolog Gottes ausdrückt: „Lasset uns Menschen machen!"

Man hat das Absterben aus dem Vorherrschen der selbstthätigen Richtung erklärt, aus einer Abnahme der Receptivität von außen her. Der Organismus verschließt sich gegen das allgemeine Leben und seinen ewig rauschenden Fluß; er verhärtet sich in sich, und, auf den lebendigen Wechselverkehr angewiesen, sinkt er von der Stufe des Organischen hinab zum Anorganischen: er stirbt. — Erklärt ist freilich hiermit noch nicht, warum das Vorherrschen dieser selbstthätigen Richtung eintreten muß; es ist kein Grund einzusehn, warum nicht ewig das richtige Wechselverhältniß von Receptivität und Eigenheit stattfinden könnte. Wer wird aber bei dieser Auffassung nicht an die Sünde erinnert, die man für mehr als ein bloßes Gegenstück hierzu halten muß: in der Sünde verschließt sich der Mensch gegen den Quell alles Lebens und erstarrt in sich — zum Tode. Indem der alternde Organismus den Stoffwechsel verzögert, indem er festhalten will, was er hat, geht er selbst zu Grunde: wer sein Leben in seinem gegenwärtigen Bestande erhalten will, der verliert es; und nur im ewigen Selbstverlieren findet der Mensch sich selbst. (cf. Luc. 17, 33.) Ein merkwürdiger Parallelismus!

Capitel 26.

Wunder. Weltregierung.

Wunder über Wunder sind uns im Verlaufe unsrer Naturbetrachtung entgegengetreten, Unbegreiflichkeiten, die nur durch die Annahme höherer übersinnlicher Gewalten sich erklären ließen. — Es liegt ein Fortschritt der neueren Zeit in der Erkenntniß, welche Inconsequenz man begehe, wenn man Wunder verwerfe und das Uebersinnliche festhalte; denn das Uebersinnliche ist ein Wunder d. h. etwas, was aus der Sinnlichkeit, aus der Materie, nicht zu be-

greifen ist. Der Materialist sucht daher überall, wo ihm Uebersinnliches entgegentritt, dies aus der Materie allein zu erklären, — freilich mit Hängen und Würgen, wenn nicht auf wunderbare, so doch auf höchst verwunderliche Weise — wie die Krystallisation, den Organismus u. s. w.

Insonderheit aber versteht man unter Wunder das Eingreifen einer höheren Hand in den selbständigen, gleichmäßigen Gang des Spiels der Atome, das, so wunderbar complicirt es auch sein mag, in ewiger Wiederholung sich abzuspinnen scheint. — Das Wunder ist die Vogelscheuche des Materialismus. Er flieht vor diesem Worte und braucht es selber, um andere Leute vom Christenthum und Glauben abzuschrecken.

Dem Materialismus fehlt freilich von seinem Standpunkte aus jede Anknüpfung für den Zweck des Wunders: die Atome sind ewig, ihre Verbindung vergänglich; wie sie sich verbinden, ist unwesentlich, gleichgültig; denn keine ihrer Verbindungen — weder die chemischen, noch die organischen, noch auch die Atomverbindungen, die den Menschen constituiren — haben irgend einen Zweck, wenn nicht den, daß überhaupt etwas geschehe. Wozu also irgend ein außerordentliches Geschehen, wenn die ordinären Verbindungen der Atome schon zwecklos sind? Und wenn es nur einen Atomenwechsel giebt, der sich nach immanenten Gesetzen vollzieht — wie sollte dann etwas außer oder über diesen Gesetzen Liegendes geschehn können?

Von diesem Standpunkt aus sagt Büchner ganz richtig: „Wie wäre es möglich, daß die unveränderliche Ordnung, in der die Dinge sich bewegen, jemals gestört würde, ohne einen unheilbaren Riß durch die Welt zu machen!“ Wenn jener Baum gerade diesen Auswuchs nicht hätte — es wäre das Ende der Welt; wenn das Horn jener Kuh einen Zoll länger wäre — die Welt würde aus ihren Angeln weichen; wenn mein Arm, zu dessen Aufhebung alle Atomcombinationen als zu ihrer Gesammtwirkung drängen, ruhen bliebe — die Welt müßte zu Grunde gehn! Richtig! Aber man muß den freien Willen mit in den Kauf geben. Wird nur die geringste Spur von freiem Willen anerkannt, so ist der materialistische Zauberkreis durchbrochen; denn freier Wille kann aus dem

Stoffwechsel nicht entstehn und nicht begriffen werden; er ist ein Uebernatürliches, ein Wunder. — Und wenn Büchner fortfährt: „Wie wäre es möglich, daß die unveränderliche Ordnung jemals gestört würde, ohne jede Wissenschaft als kindischen Quark erscheinen zu lassen!“ so ist das für den Materialisten auch wieder richtig: in der Geschichtswissenschaft z. B. darf nur die Folge dessen erkannt werden, was geschehn mußte; denn würde eine freie That in der Geschichte anerkannt, so würde sie den ganzen Zusammenhang unterbrechen, den Geschichtsforscher einer trostlosen Willkür überliefern und „seine Wissenschaft als kindischen Quark erscheinen lassen.“ —

Wir haben aber gesehn, daß die Natur selbst mit dieser Auffassung nicht stimmt; sie lehrt zwischen Gesetzmäßigkeit und Ordnung unterscheiden. Sie ist nicht ein mechanisches Uhrwerk, das sich alle Tage oder Jahre von selbst aufzieht, sondern eine Ordnung, wie ein geordneter Staat, in welchem Gesetze herrschen, die doch einen Spielraum für den freien Willen lassen, und in dem das Schwanken der Thaten zur Rechten und zur Linken hin immer wieder durch die waltende Ordnung ausgeglichen wird. Ein leitender Gedanke liegt der Natur zu Grunde, der sich aber in der mannigfachsten Weise verkörpert; sie duldet selbst Ausschreitungen über ihre Ordnung hinaus, führt solche aber immer wieder in ihre Ordnung zurück. Hier kann sich ein freier Wille bethätigen, der unter verschiedenen Möglichkeiten wählt, das Geschehen der Natur zur Erreichung seiner Zwecke ordnet und verbindet, der — mit Einem Wort — innerhalb der Naturordnung eine höhere Ordnung der Dinge errichtet.

Wird einmal ein Thun des freien Willens anerkannt, also ein übernatürliches Geschehen, ein Wunder, so ist freilich kein Grund vorhanden, von solchem freien Thun innerhalb der durch ihn gegebenen Gesetze gerade den Schöpfer und Ordner der Natur auszuschließen. Wie der Mensch frei handelt, d. h. die Kräfte der Natur in eigenthümlicher Weise disponirt zu seinen Zwecken: so — in höherer Weise — disponirt Gott das Geschehn in der Welt zu *seinen* Zwecken — und zwar alles Geschehn, auch die freien Thaten des Menschen: Gott regiert die Welt. — Den Anfang der Welt-

regierung macht Gott in der Erbauung der Naturstufen. Er disponirt die Atome in ihren natürlichen Verbindungen auf das Ziel der nächst höheren Naturstufe; in der relativen Selbständigkeit ihrer anorganischen und organischen Verbindungen führt er sein Ziel hindurch, regiert er. Das Ziel dieses Regiments ist auf der höchsten Naturstufe: die Heiligung der Menschheit unter Anerkenntniß ihres freien Willens von Seiten Gottes.

Ist dies Eingreifen, dies Regiment, Gottes unwürdig? — wie Materialisten behaupten, daß es zu einer kleinlichen Ansicht von dem Schöpfer führte, wenn er sein Werk nicht besser eingerichtet hätte und fortwährend nachhelfen müßte. „Ja", wenn die Natur ein Mechanismus wäre ohne Zweck und ohne einen freien Menschen. „Nein", weil sie etwas Höheres ist: ein Schauplatz freier Willensthaten. Umgekehrt fragen wir: wäre es eines Gottes würdiger, einen ewig gleichlaufenden, kunstvollen Mechanismus herzustellen, oder vielmehr in dem Schwanken selbständigen und freiheitlichen Geschehens sein eigen Ziel hindurchzuführen?

„Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen." —

Mit diesem Glauben streitet die Natur nicht; sie führt auf ihn hin, sie baut ihm die Unterlage, die wir besonders klar im vorigen Capitel erkannten bei der Frage: wie die störenden Naturereignisse in die überwältigend großartige Ordnung passen. Gott hat die Natur mit Rücksicht auf die Sünde geordnet zu einem Fluch und zu einem Segen.

Gott richtet sich nach dem Thun der Menschen in seinem eigenen Thun; ja in den Thaten der Menschen handelt Gott selbst, führt er seine Absicht hinaus. Gäbe es nur ein Thun der Menschen, so wäre es a priori wahrscheinlich, daß die Menschheit ewig auf demselben Standpunkt stehn bliebe, sich ewig im Cirkel drehte, wie junge Katzen um den Schwanz. Und das ist auch in der That die Geschichtsphilosophie des Materialismus. Oder aber: es könnte auch rückwärts gehn. Wer an einen Fortschritt, ein wirkliches Fortschreiten der Menschheit zu einem höheren Ziele hin glaubt, der muß an das Regiment Gottes glauben, an ein gegen-

seitiges Spiel der freien Gottes- und Menschenthaten, — oder seinem Glauben fehlt die Basis.

Richtet sich aber Gott in seiner Allwissenheit und Allweisheit nach den Thaten des Menschen, so richtet er sich auch nach ihren Gebeten; denn das Gebet ist nicht die kleinste That des Menschen. — Was versteht doch ein Materialist vom Beten! Büchner schreibt: „Der Christ und Muhamedaner glauben ihren Gott durch persönliches Zureden, durch Gebete, zu versöhnen, überall menschliche Schwächen, menschliche Leidenschaften, menschliche Genußsucht." Sieht hier nicht aus dem zerrissenen Naturphilosophen-Aermel die Lüderlichkeit des leichtfertigen Urtheils heraus? Daß dergleichen Motive viele Christen zum Beten treiben, ist bekannt; die christliche Religion selbst aber denkt höher vom Beten. Hatte Büchner kein neues Testament mehr, das an Christo, dem großen Vorbild, zeigt und lehrt, wie das Gebet nichts ist, als die allernatürlichste Aussprache des Menschenkindes zu dem himmlischen Vater, wie das Kind eines Menschen zu seinem Menschenvater redet? Hat er das „Vater unser" vergessen, das dreimal beginnt: „Dein Name," „Dein Reich," „Dein Wille"? Hat er in seinem Religionsunterrichte nicht gelernt, daß nach biblischer Lehre der Mensch seinen Gott nicht durch Gebete versöhnen kann? — Freilich richtet sich Gott nach den Gebeten seiner Kinder, wie jeder Vater in seinem Verhalten gegen die Kinder sich danach richten muß, je nachdem das Eine sich störrisch und stöckisch, und das andre herzlich entgegenkommend sich zeigt. — Gebete haben ihre Wirkung. Sie könnten es freilich nicht, wenn der Weltenlauf nur ein Mechanismus wäre. Daß er es sei, ist Axiom des Materialismus; die tiefere Naturbetrachtung leitet zum Gegentheil!

Die Weltregierung Gottes ist ein Wunder: sie kann aus der bloßen Erkenntniß der Naturgesetze nicht begriffen werden; Gebetserhörungen sind Wunder. Solch Wunder ist auch die oft augenscheinliche Bestrafung des Frevlers, dem etwa um seiner Lästerung willen die Zunge erlahmt — Ereignisse, in denen selbst das alte Heidenthum die Hand der waltenden Götter spürte. Solch Wunder ist die ganze Lebensführung des Menschen; der Christ weiß sich innerhalb der Naturgesetze, doch nicht unter die Macht der

blind waltenden Naturgesetze dahingegeben, sondern unter das Zusammenfügen des gesetzlichen Geschehens nach einem Plan; — er glaubt an die Fügung Gottes. „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen, ja selig und doch meistens wunderlich.“

Trotzdem bewegt sich dies ganze Regiment Gottes, soweit des Menschen Fassung geht, noch innerhalb der Grenze der Naturgesetze; seine äußerlichen Vorgänge lassen sich aus den Naturgesetzen erklären, wenngleich die freie Triebkraft Gottes und des Menschen hinter diesem Aeußeren, für die naturwissenschaftliche Erkenntniß unfaßbar, sich verbirgt.

Nun behauptet aber die Bibel, daß auch Wunder im engsten Sinne des Worts, Ereignisse, die dem gewöhnlichen Naturlauf widersprechen, geschehen seien. Was sagt die Natur und die Naturwissenschaft dazu? Wir haben uns nicht auf jedes einzelne Wunder der heiligen Schrift einzulassen; das würde uns auf das Gebiet der biblischen Kritik und Dogmatik führen. Wir haben hier nur zu fragen, ob solche Wunder überhaupt auf dem Boden der Natur als möglich angenommen werden können. — Aber streng genommen hat hier die Naturwissenschaft gar kein Wort darein zu reden. Denn ob Wunder geschehen sind, zu constatiren, ist vielmehr Aufgabe der historisch-kritischen Forschung; und wenn diese sie bejaht, so helfen alle Lamentos der Naturwissenschaft über „unheilbaren Riß“ und „trostlose Willkür“ und „vergebliche Arbeit garnichts.“ Wir kehren auch hier wieder den Spieß um: der Materialismus belehrt uns, „man soll nicht naturwissenschaftliche Wahrheiten mit moralischen Consequenzen bekämpfen“, und wir sagen: man soll nicht geschichtliche Wahrheiten mit dergleichen naturwissenschaftlich-moralischen Consequenzen bekämpfen. Die Naturwissenschaft hat die Natur zu beobachten und aus der Beobachtung die Gesetze herzuleiten; findet sich aber irgend Etwas, das mit ihren Gesetzen nicht stimmt, so darf sie nicht mit dogmatischen Sätzen, wie daß es keine Wunder gebe, fechten und das Thatsächliche leugnen — alle ihre Gesetze sind nur durch Induktion gefunden —; sondern sie muß entweder ihr Gesetz modificiren, oder anerkennen, daß es nur eine beschränkte, keine absolute Gültigkeit hat.

Der Uebergang von dem Gottes-Regiment zu dem Wunder im engsten Sinne ist sehr leicht. Denn wenn Gott alles Geschehen den Naturgesetzen untergeordnet hat, so ist doch offenbar, daß „ausgenommen ist, der ihnen alles untergethan hat." Naturgesetz ist der Ausdruck für das unter gleichen Umständen immer und überall gleiche Geschehn; es resultirt aus den Eigenschaften der Atome, ist der Ausdruck ihrer Eigenschaften. Wenn also irgend Etwas den Naturgesetzen entgegen geschähe, so müßte, scheint es, nicht blos das Gesetz aufgehoben, sondern die Eigenschaft des Stoffes selbst, also das Wesen der Elemente verändert werden. An den Glauben einer solchen zeitweisen Aufhebung der Natur der Elemente und ihrer Wiederherstellung in den früheren Zustand hindert denjenigen Nichts, der wirklich glaubt, daß Gott den Stoff geschaffen, seiner also absolut mächtig ist.

Aber wir bedürfen dieser Annahme noch garnicht einmal. Wir fordern einfach (mit Holtzmann), „man möge uns im Hinblick auf so manche, heute noch unerklärbare Erscheinungen des Natur- und Seelenlebens eine hinreichend beglaubigte Liste dessen vorlegen, was auf diesem Gebiet überhaupt möglich, was unmöglich ist." Diese Forderung wäre aber nur zu befriedigen, wenn das Regiment Gottes überhaupt eliminirt und die Welt in einem todten Mechanismus verwandelt werden könnte. Denn das Naturgesetz drückt aus, was unter „gleichen Umständen" geschieht. Nun bewirkt in einer gehörig construirten Maschine der zum Kolben tretende Dampf die Bewegung der Maschine; wenn aber die Steuerung den Zutritt des Dampfes verhindert, so arbeitet die Maschine nicht. Die Steuerung wieder hängt von dem Willen des Menschen ab, und dieser Wille des Menschen muß auch in Rechnung gezogen werden; er gehört auch mit unter die „gleichen Umstände", unter denen Gleiches geschieht. Und das ist der Fehler in der Rechnung der Materialisten, eine petitio principii, daß sie den Willen Gottes beim Wunder vergessen. Der Wille Gottes ist auch eine Macht! — und zwar combinirt er das Geschehen des Einzelnen so fein, daß doch innerhalb der Naturgesetze ein dem gewöhnlichen Gang der Dinge entgegengesetztes Resultat sich ergiebt. Wer will ihm die Grenze seines Regiments setzen? Nur wer ihn leugnet — und die

menschliche Freiheit dazu; wer Alles, alles Geschehen, auch das Denken unter das Joch einer absoluten Nothwendigkeit beugt! Wer hier in seinem materialistischen Damm nur die geringste schadhafte Stelle, nur noch eine Nagelprobe von freiem Willen läßt — dem bricht die ganze Wunderfluth in sein Gebiet hinein.

„Aber wäre nicht in der That das Wunder der Ausdruck einer göttlichen Willkür?" Allerdings, wenn es sich in der Welt um die bloße Existenz handelte, — gleichgültig, was und wozu sie existirt. Deshalb verfährt der Materialismus ganz consequent, wenn er sich vor dem Wunderbegriff entsetzt. Die Bibel aber kennt einen Zweck des Lebens, dem gegenüber das Leben selbst nur untergeordnet ist. Daher ist es für sie natürlich, wenn dieser Gott, um den höheren Zweck zu erreichen, in der Naturordnung Wunder thut: er verwebt sie in sein Regiment, darum tragen sie nicht den Charakter des Willkührlichen, sondern des Geordneten und Nothwendigen, der Heiligkeit. So erscheint denn auch das Wunder der Bibel nicht in den Zeiten des ruhigen Verlaufs, sondern in den Zeiten des Kampfs und der Entscheidung. Nicht die Urväter, wie Adam, nicht die Erzväter wie Abraham, Isaak, Jakob hat die Bibel mit der Glorie der Wunderthäter geschmückt — das wäre die Weise heidnischer Mythologie — sondern ein Moses, ein Elias und Elisa — Jesus selber endlich mit den Aposteln sind die Hauptträger des Wunders. Von dem Gesichtspunkt des überirdischen Zieles aus kann in dem Wunder nur derjenige Willkür finden, der auch das Regiment Gottes und jede Freiheitsthat eine Willkür schilt.

Wir stehn beim Wunder an der Grenze einer höheren Naturordnung, die in die jetzige herüberragt. Wer das Wunder leugnet, muß auf eine höhere Ordnung der Dinge, die über die gegenwärtige hinausragt, verzichten. Aber mit eben demselben Rechte würde Jemand, der kein organisches Wesen kennt, sondern nur das chemische Verhalten von Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Schwefel und der übrigen Elemente, die den menschlichen Körper zusammensetzen, leugnen, daß aus der Verbindung dieser Atome irgend etwas Anderes entstehen könnte, als die gewöhnliche, in den Retorten herzustellende chemische Verbindung; wie sollte ein Organismus, ein Mensch daraus werden! Seine Entstehung spräche

ja allen chemischen Gesetzen Hohn, es würde „ein unheilbarer Riß durch die Welt gehn, und das All einer trostlosen Willkür überliefert!“ — Nun ist die Stufe des Organismus aber erreicht, sie ist uns gewohnt geworden, also — muß es so sein, sagt der Materialist und findet nichts Absonderliches dabei! —

Capitel 27.

Der Ideal-Mensch.

Die Bibel erkennt in Christo das Wunder aller Wunder. In ihm concentrirt sich das Regiment Gottes, die Heilsgeschichte. Wir haben hier mit der Dogmatik nichts zu thun, wir haben nur die Beziehungen aufzuweisen, in der die Natur zu diesem Mittelpunkt der Geschichte zu Christo steht.

Die Entwickelung der Natur von den niederen Stufen an bis zum Auftreten des Menschen hin haben wir verfolgt. In der Schöpfung des Menschen kommt ein neues Princip über sie: das Ebenbild Gottes wird mit der Natur vereinigt, den Atomen aufgedrückt. So steht der Mensch wohl über der Schöpfung, aber doch in ihr; er ist ihr selber nicht gleichgültig: sie verlangt in ihrem Entwickelungsproceß nach ihrer Krone. Es besteht eine innige Einheit zwischen der Erde und dem Menschen, der von der Erde gemacht ist. Der Mensch bewahrt aber seine Krone nicht rein — er fällt. — Aber auf den Menschen zunächst, der dem Bilde Gottes getreu bleibt, ist die Natur angelegt. Jetzt bleibt der Mensch zwar Mensch, aber ein Mensch, der erst aus dem Falle wieder zum Ebenbilde Gottes soll erneut werden; und die Natur wird mit Bezug auf den sündigen Menschen verderbt.

Aber wenn es eine Entwickelung, einen leitenden Gott giebt, so kann mit diesem Sündenfalle des Menschen und mit diesem „Dienste der Eitelkeit“ seitens der Natur, wie Paulus sagt, nicht das letzte Wort gesprochen sein: die abwärts gebeugte Linie der Ent-

wickelung muß noch einmal emporgehn. Von welcher Seite soll der Anfang gemacht werden, von Seiten der Natur oder des Menschen? Offenbar des Menschen; denn auf ihn blickt die Natur, wie die Magd auf die Hände der Herrin. Nun genügt es aber nicht, dem gefallenen Menschen den Inhalt des Guten in einzelne Gesetze zu verfassen; denn da hinein läßt er sich nicht zwängen, und der Mensch kann ihn auch nicht fassen, wenn nicht die Befolgung der leitenden Norm des Guten ihn schon bis zur letzten Stufe gebracht hat. Das Gute ist vielmehr ein lebendiges Ganze; nur ein Menschenleben kann den ganzen sittlichen Gehalt principiell umfassen, von andern Menschen sehnend erstrebt und liebend umfaßt werden und seine Fülle in sie überströmen lassen. — So fordert die Naturentwickelung den Normalmenschen.

Die Natur oder die Menschenwelt in ihrer Natürlichkeit vermag ihn aber nicht hervorzubringen. Denn es ist die Eigenthümlichkeit des sittlichen Ideals, daß ihm keine noch so große Annäherung genügt; es verlangt die vollkommene Erfüllung, oder ist durchaus unbefriedigt. In ihrem natürlichen Verlaufe vermag aber die Menschenwelt, trotzdem es in ihr einzelne Höhepunkte giebt, nur ihr Gleiches, Sündhaftes, hervorzubringen; „was vom Fleisch geboren ist, ist Fleisch." Es bedarf einer Neuschöpfung Gottes. Die Welt muß wieder auf eine höhere Ordnung erhoben werden, wie einst aus der Ordnung des Chemischen zum Organischen. Wer den Organismus aus Mechanismus, wer das Leben aus dem Tode zu begreifen vermag, der nur kann auch Christum in gewöhnlicher Menschenweise geboren sein lassen. — Doch auch hier wie einst tritt das Neue nicht unvermittelt ein, sondern Gott disponirt und leitet das Geschehen in der Menschenwelt auf diesen Punkt hin, bis „die Zeit erfüllet ist", um dann schöpferisch einzutreten auf Grund der vorhandenen Ordnung. Aus dem Schoße der Jungfrau wird er geboren: er geht aus der alten Menschheit hervor, aber kraft eines neuen „Werde." — Wem die Natur in ihrer großartigen Entwickelung und Harmonie aus der Zusammenwürfelung der Atome begreiflich — d. h. in der That unbegreiflich — ist, für den wird auch die Person Christi eine rein natürliche Entwickelung bezeichnen. Wer aber den allwaltenden Gott in der Natur und auf jeder ihrer Ordnungs-

stufen schaut, der kann diese höchste Stufe, die der Mensch in Christo erreicht, nur begreifen durch einen neuen sekundär schöpferischen Akt Gottes.

Und zwar als Jude wird Christus geboren — für den Naturkundigen eine bedeutungsvolle Thatsache! Wir reden hier nicht von der religiösen Stellung Israels unter den Heiden kraft seines Jehovahglaubens und seines Gesetzes; wir haben nur die Naturseite dieses Volkes im Auge. — Nach der gewöhnlichen Ansicht nämlich zeichnet den Menschen vor den Thieren die Fähigkeit aus, daß er unter allen Himmelsstrichen leben kann. Dieser Satz ist richtig für das gesammte Menschengeschlecht, nicht aber für die einzelne Nation. Baudin hat nachgewiesen, daß alle bis jetzt untersuchten europäischen Rassen, die man aus gemäßigten in wärmere Klimate versetzt, nothwendig im Laufe der Zeit zu Grunde gehn müssen, wenn ihre Zahl nicht durch stete Einwanderung aus dem Mutterlande her erneuert wird, indem die Zahl der Todesfälle stets diejenigen der Geburten überwiegt. Eine Ausnahme macht von allen bekannteren Völkern nur eine einzige: die Juden nämlich, welche unter heißen, wie gemäßigten Himmelsstrichen auf beiden Erdhälften mit großer Leichtigkeit sich acclimatisiren und ohne Beihülfe der eingeborenen Rasse existiren können. Für den, der an die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts glaubt, eine höchst merkwürdige Thatsache: die physische Einheit erhält und repräsentirt sich unter demjenigen Volke, aus dem die Bibel den Gründer der neuen sittlich-religiösen Einheit des Menschengeschlechts hervorgehen läßt. —

Der Idealmensch hat in jedem Augenblick vollkommen seinen Platz dem göttlichen Willen durchaus entsprechend auszufüllen; er hat auch einen „Daseinskampf“ zu kämpfen: um das bonum vivere; er kämpft vollkommen siegreich; denn er ist der „Auserlesene“ des Menschengeschlechts. Nicht alle Seiten menschlichen Lebens kommen in ihm zu ihrer Entfaltung; aber nichts echt Menschliches bleibt ihm fremd, und die wahren Grundlagen jeder geistigen wie sittlichen Höhe sind in ihm enthalten.

Wie hat sich nun der Idealmensch des christlichen Glaubens zur Natur gestellt? Christus steht auf dem Boden der Naturbetrachtung des alten Testaments; das fühlt sich aus seinen Worten

heraus; mit klarem Zeugniß gründet er seine Grundsätze über die Ehe auf die Schöpfungsgeschichte (Matth. 19, 4 ff.). Er stellt sich als Vollender dessen dar, was im alten Testament, im Gesetz (oder den 5 Büchern Mosis) und in den Propheten angelegt ist; auch die Seite der Naturauffassung des alten Testaments findet in ihm ihre Vollendung: die Natur erfährt durch ihn ihre Verklärung.

Er hat allerdings Selbstverleugnung und Weltentsagung gefordert und ist auf diesem Wege vorangegangen; aber die „Welt“ ist ihm nicht die Natur: er hat keine Naturentsagung gefordert, er führt vielmehr zur wahren Natur zurück. Der Mensch soll, nach einem bekannten Ausspruch, das allersinnlichste Wesen sein. In einem Sinne können wir das Wort gerade für Christum uns gefallen lassen. Wir behaupten: nie ist so viel Natur durch das Thor der fünf Sinne in einen Menschen eingezogen, als in ihn. Zeugniß davon geben seine Gleichnisse, die ein tiefes Naturgefühl verrathen (auch darin ist er der zweite Adam!): von dem geheimnißvollen Windeswehn, von den Lilien des Feldes und den Vögeln des Himmels, von dem Ackermann mit seinem Samen und dem Fischer mit seinem Netz. Zeugniß sein Wanderleben durch Flur und Feld und über den See; Zeugniß auch die Nächte, die er im Freien durchbetet hat; Zeugniß Gethsemane! Die Natur hat ihn nicht zerstreut bei der stillen Einkehr zu seinem Gotte: derselbe Gott, der durch die fünf Sinne aus der Natur zu ihm redet, — derselbe hat seine heilige Liebe ihm tief im Grunde seiner gottmenschlichen Persönlichkeit ursprünglich und durch den Mund der heiligen Propheten Israels offenbart. Hier ist kein Zwiespalt: Eine große Harmonie durchzieht das All der Natur und das All seiner Seele. — Darum ist Christus kein düsterer Asket: der Wein ist ihm eine Gabe Gottes, und der Weinstock mit seinen Reben und seiner Frucht giebt ihm das Bild zu einer seiner tiefsinnigsten Reden (Joh. 15, 1 ff.). Das Fasten und Kasteien ist ihm und seinen Jüngern, im Gegensatz zu einem Johannes dem Täufer ebenso wohl wie gegen die pharisäische Art, als auferlegte Satzung fremd und nur als naturgemäße Aeußerung der trauern-

den Seele wohlbekannt (Marc. 2, 18 ff). Zur reinen Freude an der Natur giebt er vielmehr Anleitung und Vorbild.

Eine Ahnung von dieser Wahrheit hat auch Renan berührt, als er jene, — mehr schöne, als wahre — Stelle von dem Einfluß der Natur Nazareths auf den Bildungsgang Jesu schrieb. Nur ist die Harmonie großartiger, als Renan sie ahnt; sie ist unzerreißbar. — Bei Renan endigt sie mit schriller Dissonanz: in Gethsemane schweigt der Gott des Innern und nur die Sinnlichkeit läßt ihre begehrliche Stimme hören. Wie ganz anders hat ihn auf Grund der evangelischen Berichte die christliche Menschheit erfaßt! Aber Christo gilt die Natur rein in ihrer Erscheinung Nichts; mit der „Sinnlichkeit" hat seine Sinnlichkeit nichts gemein; hier ist ihre Höhe erreicht. Er fühlt der Natur an den warmen Lebenspuls, und ihn schlagen zu hören ist ein Jubel seiner Seele. Wie ihm die Materie nur das Erzeugniß des ewigen Geistes der Liebe ist, so vergeistigte sich auch die Materie in seiner Seele wieder. Er ist das Vorbild des wahrsten — wenn man will, des poetischsten — Naturgenusses. Und diese Einheit der innern und äußern Offenbarung Gottes in ihm ist der Christenheit die thatsächliche Bürgschaft von ihrer wirklichen wesentlichen Harmonie.

Hierin möchte die Thatsache ihre Erklärung finden, daß man in der alten Heidenwelt keinen Sinn für Naturschönheit hat. Weil nicht die selbständige innere Offenbarung Gottes zu ihrem Rechte kommt, weil der Mensch noch nicht „erwacht ist nach dem Bilde Gottes", so ist er noch nicht zu sich selbst gekommen, noch in die Natur versunken; während die Menschheit annähernd in Israel und vollendet in Christo zu sich selbst kommt. Man hat freilich darum die alte Heidenwelt glücklich gepriesen, daß sie in solchem Traumleben des herben Zwiespalts zwischen Idee und Sehnsucht auf der einen Seite und der nackten Wirklichkeit auf der andern nicht inne geworden sei, sondern ein kräftiges, in dem Gegebenen befriedigtes Naturleben führen konnte. Aber die Wirklichkeit des Verfalls der griechisch-römischen Welt hat sie aus ihrem Traume geweckt. Feuerbach sagt: „Den Alten war die Welt eine Wahrheit"; Mephisto Stirner setzt hinzu: eine Wahrheit, „hinter deren Unwahrheit sie zu kommen suchten und wirklich kamen". — Und geht ein Riß durch

die Welt der Ideen und die Natur — das Christenthum heilt ihn durch seinen Glauben und seine Hoffnung, durch seine Naturverklärung. In seinem Gründer findet es faktisch den Widerstreit geschlichtet. Und wenn im Christenthum eine düster schwärmerische, naturfeindliche Richtung dominirt hat, so hatte dies seinen natürlichen Grund in dem Rückschlag, der gegen die Richtung des Heidenthums und seiner Entartung in den Materialismus der Epikuräer und Skeptiker vornemlich erfolgte. Christus selber bildet die unbewegte Mitte in dem Schwanken zur Linken und zur Rechten. — Der Sensualismus hat auch eine Heilung des Risses gefunden: er schlägt die eine Welt in Trümmer, um die andere zu besitzen, — und doch nicht zu verstehn und endlich sie zu verlieren.

Weil Christus nicht in die Natur versunken ist, sondern die Natur in sich versenkt und verklärt, darum bricht die Macht des reinen Geistes über die Materie und der verklärende Lichtstrahl der zukünftigen Welt in seinen Heilungswundern besonders über die im Dienste der Eitelkeit gehaltene Natur hervor. Weil er fortwährend sein Leben dahin giebt, darum empfängt er es auch ewig zurück. Sein Tod ist nicht mehr das Natürliche, er ist die größte Unnatur; der Grund des Todes liegt nicht in ihm, sondern von außen her tritt er an ihn heran: er wird getödtet unter dem Druck der ihn verlassenden und verleugnenden, der ihn verhöhnenden und hassenden Menschheit. Aber darum muß er auch wieder von den Todten auferstehn. — Man könnte sich an der Unsterblichkeit seiner Seele genügen lassen — mag auch der Leib verwesen. Aber nein: die Natur ist seiner Seele nichts Fremdes; sie ist ebenso gut Offenbarung Gottes, wie die innere Stimme; er muß die Leiblichkeit wieder annehmen, wenn er die neue Krone der Menschheit sein soll, — freilich eine verklärte Leiblichkeit.

Ist dies Wunder wirklich geschehn? ist Christus auferstanden? Für den Glauben der christlichen Kirche ist es eine gewisse Thatsache; die Kritik der einen Richtung bejaht die Frage, die andere bezweifelt, verneint sie. Aber sofort erhebt sich für die negative Kritik die Schwierigkeit, das Entstehen der christlichen Kirche zu erklären, deren Thatsächlichkeit doch nicht wegzuleugnen ist. Welche Umänderung ist in der Seele der vor kurzer Zeit noch furchtsamen

und zerstreuten Jünger des Gekreuzigten geschehn, daß sie einmüthig in Jerusalem vor allem Volke Jesum bekennen als einigen Herrn und Heiland und selber Märtyrer für die Sache dieses Jesus werden? Die negative Kritik antwortet: sie haben an die Auferstehung dieses Jesus glauben gelernt. Aber woher ist dieser Glaube entstanden? Die alten Erklärungen aus dem Scheintode Jesu u. dgl. wollen nicht mehr Stich halten, denn sie strotzen von Unmöglichkeiten und müssen schließlich Jesu oder seinen Jüngern das Brandmal der Betrügerei aufdrücken, während ihr Leben und ihr Tod, ja die Weltgeschichte ihnen das Zeugniß der Wahrhaftigkeit gegeben haben. Gespenstererscheinungen wollen auch nicht mehr ziehn. Es bleibt nichts übrig, als auf die erhitzte Phantasie der Jünger zu recurriren, die eine Auferstehung wünschten und deshalb glaubten. Aber selbst angenommen, daß die durch den Tod Jesu wie aus den Wolken gefallenen Jünger zu solchen Phantasiegebilden die geeigneten Leute gewesen wären (in solchen Zeitläuften, wie die Jünger sie durchlebt haben, fühlt man nur zu grell den Abstand zwischen Wirklichkeit und Sehnsucht); angenommen auch, daß diese phantastischen Nebel nicht blos den Kopf Eines, sondern vieler, ja aller Jünger umdüstert hätten; angenommen auch, daß sie sich dieser Phantasie nie als Täuschung wären bewußt geworden, — so bleibt schließlich die trostlose Wahrheit der Geschichte, daß das allergrößte Factum der Weltgeschichte: die christliche Kirche und der Christenglaube mit allen seinen Bekennern und Märtyrern, dieser Glaube, der die Welt aus ihren Angeln gehoben hat — seine Veranlassung hat — in einer T ä u s c h u n g! Die Unwahrheit soll die Wahrheit, der Tod das Leben gebären, wie das Anorganische den lebensvollen Organismus! — Es geht eben hier, wie bei der Entstehung der Organismen und ihrer Arten: der Materialismus muthet seinen Jüngern viel stärkeren Glauben zu, als die Bibel ihn verlangt. Um der Unglaublichkeit willen wenden sich diese Leute nicht vom Christenthume hinweg, denn sie glauben mit Leichtigkeit viel Unglaublicheres. Zu solchen Unglaublichkeiten wird die negative Kritik getrieben, weil sie dem materialistischen Dogma von der Souveränität des Stoffes huldigt.

Wie die Natur, so wird auch die Geschichte damit ein unverständliches, ein tolles Chaos. —

Capitel 28.

Unsterblichkeit. Auferstehung. Weltverklärung.

Auf Christi Auferstehung gründet sich der Glaube der Christen an die eigene Auferstehung. Sie hat die Unsterblichkeit der Seele zu ihrer Voraussetzung.

Für den Materialismus ist die Seele nichts als die Funktion der leiblichen Organe. Wenn man eben von christlicher Weltanschauung herkommt, so hat diese Lehre etwas entsetzlich Trostloses. Man hat daher jener Lehre einen gemüthlicheren Anstrich zu geben versucht durch den Hinweis darauf, daß man fortleben werde im Andenken der Seinen: oder in den Folgen, den Früchten seines Lebens (die — beiläufig gesagt — häufig sehr trauriger und trostloser Natur sind); jedenfalls in den Körperatomen, die durch und nach dem Proceß der Verwesung in neue chemische, pflanzliche und thier-menschliche Verbindungen übergehn. Aber dies letztere Vergnügen genießen wir schon im Stoffwechsel bei Leibesleben und haben außerdem das Leben extra; also kann diese Art der Unsterblichkeit keinen Ersatz für das Leben bieten.

Für die biblische Anschauung ist die Unsterblichkeit der Seele ganz selbstverständlich. Man hat im alten Testament nach den Spuren des Glaubens an sie gesucht. Der Grund zu diesem Glauben wird auf der ersten Seite des alten Testaments gelegt: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Gott redet, macht persönliche Gemeinschaft mit ihm; ewige Beziehungen sind in ihn geschaffen; ein Inhalt aus der Ewigkeit wird ihm angeboten. — Diese Thatsache hebt auch Christus den Sadducäern gegenüber hervor in den Worten: „Ihr irret, weil ihr die Schriften nicht wisset . . . wie Gott zu Moses sprach: Ich bin der Gott Abrahams und der Gott

Isaaks und der Gott Jakobs. Nicht ist er der Gott der Todten, sondern der Lebendigen" (Marc. 12, 24 bis 27). — Wir würden den Herrn schlecht verstehn, wenn wir ihn diese Worte anführen ließen, wie etwa in einer schlechten Dogmatik ein Vers, aus dem Zusammenhang gerissen, zur Unterlage einer logischen Schlußfolgerung gebraucht wird. Des Herrn Worte sind inhalts- und lebensvolle Anschauungen. Das Leben der Erzväter schwebt vor seiner Seele, wie es so reich verläuft in der Wechselbeziehung zwischen ihnen und ihrem Gott. In dieser Wechselbeziehung hat er sich zu „ihrem Gott" gemacht, und dies Glaubensleben trägt die Ewigkeit in sich selber; — Gott ist der „Lebendigen" Gott. — Und in ganz derselben Thatsache findet auch der Christ die Unterlage für seinen Unsterblichkeitsglauben. Wo das Leben sich entfaltet in dem Wechselverkehr zwischen dem Menschen und seinem Gott, da ist das ewige Leben, das nie untergehn kann; „wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben." Dieses Leben strömt nicht in die Welt hinein sich aus; die wenigen Aeußerungen christlichen Glaubenslebens erschöpfen die Fülle des verborgenen Quelles nicht; dies Leben geht nicht im Stoff auf, wie es ihm nicht seine Entstehung verdankt.

Das ist der biblische Unsterblichkeitsglaube: er hat seinen vollen Inhalt. Die Frage um die bloß formale Unsterblichkeit, d. h. ob der Mensch an sich unsterblich ist, kümmert die heilige Schrift sehr wenig; sie bejaht dieselbe freilich, sieht aber in der Unsterblichkeit ohne Gott nicht ewiges Leben, sondern ewigen Tod.

Nun kommt aber die Naturwissenschaft, scilicet die der materialistischen Richtung, und zerstört uns mit ihren Beweisen aufs Bündigste das Zeugniß des Geistes. Denn — heißt es — keine Kraft ohne Stoff, die Seelenkraft existirt nicht ohne den Stoff, ergo: die Seele geht mit der Auflösung der Stofftheile zu Grunde.

Wir geben den Vordersatz zu, kehren aber die Folgerung um: keine Kraft ohne Stoff; da nun die Seelenkraft vorhanden ist und — wie gezeigt — die psychischen Erscheinungen aus den Atomen allein schlechterdings nicht zu begreifen sind: so muß es für die seelische Kraft auch eine seelische Substanz geben. —

Hat nicht die Naturwissenschaft selbst schon einen Schritt nach dieser Richtung hin thun müssen? Mit ponderablen Atomen kommt sie nicht aus; es erscheinen Kräfte des Lichts u. s. w., für die das ponderable Atom nicht mehr als Träger angenommen werden kann, also müssen für diese Kräfte imponderable Atome als stoffliches Substrat statuirt werden. Man statuirt sie, trotzdem man sich damit sofort in Schwierigkeiten verwickelt; denn sind diese Atome wirklich imponderabel, unwägbar, so haben sie keine Widerstandskraft. Diese constituirt aber gerade den Begriff der Materie; also mußten die unwägbaren Atome zugleich immateriell sein. Oder sollen sie allerdings eine, nur für den Menschen nicht wahrnehmbare Widerstandskraft besitzen? Dann ist aber nicht einzusehn, warum das ponderable Atom, das als einzelnes auch nicht wahrnehmbar ist, doch mit vielen andern zusammen gewogen werden kann, — die Aetheratome aber durchaus nicht. Trotz aller Schwierigkeiten nimmt man aber zu ihnen seine Zuflucht, weil man für gewisse Kräfte ihrer bedarf. — Ebenso schließen wir auch: so gewiß es Seelenkräfte giebt, die nicht an den Atomen ihr Substrat haben können, so gewiß muß es eine Seelenmaterie geben. — Welcher Art diese Seelenmaterie und wie sie mit dem Leibe verbunden ist — darüber mögen sich die Philosophen unterhalten, die vorläufig auch noch genug über die unerklärliche Weise der Verbindung z. B. des Wasserstoffs und Sauerstoffs zu Wasser zu grübeln haben. Die Naturwissenschaft fordert aber nach ihren eigenen, auf den Atomismus gebauten Principien unumgänglich die Annahme einer Seelensubstanz.

Ob das persönliche Selbstbewußtsein dieser Seelensubstanz, wie es im Menschen sich entwickelt, auch ohne die Verbindung mit dem Leibe fortdauern kann und wird, darüber steht der Naturwissenschaft schlechterdings keine Aussage zu, weil sie die Seele ebenso wenig wie die Aetheratome unter ihren Messern und in ihren Retorten gehabt hat. — Die bejahende Antwort ist Voraussetzung der biblischen Gedanken. Für das mit Gott vereinigte und erfüllte Selbstbewußtsein ist sie selbstverständlich: es fühlt sich selber groß genug für eine Ewigkeit, — freilich nicht in seiner abgeschlossenen

Selbstheit und Selbstsucht, sondern um der Fülle der Gottesliebe willen, die in sich aufzunehmen es gewürdigt worden. —

Aber dem vollen und gesunden christlichen Bewußtsein ist die Offenbarung Gottes in der Natur eine sehr große und werthvolle Offenbarung. Der Mensch in seiner Leiblichkeit ist ihm die Krone der Schöpfung. Der Christ ist sinnlich — wie Jesus Christus auch war. Darum verlangt ihn nach der Sinnenwelt zurück, und dem christlichen Bewußtsein ist der Zustand der von der Leiblichkeit getrennten Seele noch nicht vollendeten Seligkeit, sondern immerhin noch Todeszustand. Der Leib ist nach biblischer Naturanschauung — wie uns vorzüglich bei der Betrachtung des vierten Tagewerks entgegentrat, nicht nur eine Behausung der Seele, sondern es besteht zwischen beiden eine innige Harmonie, eine Einheit. Die Aeußerlichkeit des Leibes ist in ihren Grundzügen der entsprechende Ausdruck für die Innerlichkeit der Seele, die nach ihrer Aeußerlichkeit verlangt. Aus dem Worte Christi und aus der Thatsache seiner Auferstehung eignet er sich deshalb in froher und fester Zuversicht den Glauben an die Auferstehung des Leibes an. — Die rationalistische Unsterblichkeit der Seele dagegen ist unfähig die Natur zu begreifen, weil ihr die Leiblichkeit nur eine Last, eine Fessel ist für den im Tode seine Fittige entfaltenden Geist.

Aber wieder will uns der Materialismus diese Glaubenshoffnung rauben mit seinem mitleidigen Lächeln über die Beschränktheit, die nicht weiß, wie der Menschenleib schon bei Leibes Leben in fortwährendem Stoffwechsel begriffen sei. Dieser Leib wie er in die Erde versenkt oder verbrannt oder in den Tiefen des Meeres begraben oder von den Thieren gefressen wird, löse sich in seine Atome auf, die ganz neue Verbindungen eingehen, um vielleicht die Ritze einer Mauer zu verkleben oder wieder in einen andern Menschenleib überzugehn; und — bei der Auferstehung — wie werden sich die Menschen um die Atome streiten, die Vielen von ihnen einst zugehörten! Ja sie werden sich streiten, wie jene sieben Brüder um das Eine Weib (Marc. 12, 18 ff)! — „Ihr wisset nicht die Schrift!" — Im Grunde derselbe Einwand ist schon vor 1800 Jahren gegen die Möglichkeit der Auferstehung des Leibes erhoben worden; und Paulus beginnt seine Widerlegung mit dem Worte: „Du Unver-

ständiger!" 1. Kor. 15, 36, und macht dann darauf aufmerksam, wie das Samenkorn, das gesäet wird, nicht wieder aufersteht, sondern verwest. Also schon lange vor Auffindung des Stoffwechsels, kraft dessen die Verwesung des Leibes nichts Anderes ist als die Auflösung der alten und Eingehung von neuen Verbindungen dieser Körperstoffe, hat Paulus den grassen Gedanken einer Auferstehung desselben Stoffes abgewiesen. — In dem Samenkorn wohnt aber — so drücken wir den Gedanken des Paulus in der Form naturwissenschaftlicher Errungenschaften der Jetztzeit aus — eine beherrschende Macht, welche die Elementenatome der Erde, der Luft, der Feuchtigkeit an sich zieht und sich dienstbar macht, daß endlich ein viel reicherer Leib die Frucht von der Verwesung des Saatkorns ist. Mutatis mutandis — denn jeder Vergleich hinkt — heißt das für die Auferstehung des Leibes: in dem Leibe wirkt eine organisatorische (mit der Seele verbunden zu denkende) Kraft, welche die Elemente der Luft und der Nahrung sich dienstbar macht, sie ausscheidet oder für ihre Zwecke im Blut, in Knochen u. s. w. verwendet. Unter dem fortwährenden Stoffwechsel des Leibes, der in wenigen Jahren den Leib des Menschen vollständig erneut hat, ist sie das beharrende und beherrschende Princip. Diese Kraft ruht, wenn der Organismus des Leibes verfallen ist, zugleich mit der Seele; wie jede Kraft ruht, obgleich sie da ist, wenn ihr nicht die Bedingungen zur Kraftäußerung gegeben sind. Sie wird aber zu neuer Thätigkeit geweckt werden und unter einer höheren Naturordnung, als sie jetzt besteht, auch eine erhöhte Leiblichkeit sich schaffen, — wie das Saatkorn ein anderes wird in dem unfruchtbaren Jahre (der unter der Sünde gehaltenen Jetztzeit zu vergleichen), und erst im fruchtbaren Jahre seinen ganzen Inhalt entfalten kann. — Gerade die Lehre vom Stoffwechsel läßt die Materie des Leibes als das Untergeordnete, relativ Gleichgültige erscheinen im Vergleich zu der beherrschenden, durch Ausscheiden und Assimiliren neugestaltenden Formkraft. Tod zusammen mit Auferstehung sind der Bibel nur ein Stoffwechsel. Manche Seite des Leibes, die nur für die beschränkte Prüfungszeit ihre Bedeutung hatte, wird nicht wieder auferstehn; „sie werden nicht ehelichen noch sich ehelichen lassen, sondern sein wie die Engel im

Himmel" (Marc. 12, 25). In ewiger Jugend wird die erlöste Menschheit Gottes strahlen; oder — naturwissenschaftlich ausgedrückt — in ewigem Stoffwechsel wird sich der Mensch an die Natur verlieren, um sich ewig aus ihr zu erneuern; — er kann es, weil er sich ewig in Gott verliert und in ihm wiederfindet. (Luc. 17, 33).

Gegen diese Möglichkeit hat die Naturwissenschaft nichts, der Materialismus viel einzuwenden, weil er irret, darum, daß er nicht kennt die Kraft Gottes, die selbst noch eine höhere Ordnung der Dinge durch ein letztes schöpferisches „Werde" aus „Himmel und Erde" hervorrufen wird, damit „der neue Himmel und die neue Erde" der Vollendung geboren werde.

Die Bibel weiß von einer Weltverklärung. — Daß die Natur die Möglichkeit einer andern höhern Weltgestaltung nicht ausschließt, hat sie dadurch schon bewiesen, daß sie aus einer niederen Naturordnung zu höherer fortgeschritten ist. Ehe es organisches Leben auf Erden gab, herrschten dieselben Naturgesetze, aber es war eine andere Ordnung der Dinge, weil sie unter anderen Umständen wirksam waren; und ehe der Temperaturunterschied die Zonen getrennt hatte, herrschte eine andere Ordnung der Dinge, obgleich unter denselben Gesetzen. — So wird eine andere höhere Combination des natürlichen Geschehens unter denselben Naturgesetzen eintreten. Auf sie hin sind „Himmel und Erde" des ersten Verses der Bibel, die Atome, angelegt.

Ueber die Frage nach der Zukunft der Welt haben bisher nur vage subjektive Meinungen ohne Basis geherrscht — mit Ausnahme des christlichen Glaubens, der sich auf den Gott der Natur und der Bibel stützt. — Alte und moderne Heiden haben von einem Weltuntergange geträumt; das Ende sei ein ewiges Nichts, der Tod verschlingt zuletzt das ganze Weltall. — Andere huldigen der Ansicht, daß, wie die Welt aus dem Urzustande zu ihrer heutigen Fülle sich entwickelt habe, so sie auch noch ferner Fortschritte machen werde. Vielleicht gebiert auch nach ihnen die Erde noch herrlichere Wesen als die Menschen; vielleicht geht auch das ganze Menschengeschlecht unter. Sie kennen kein Ziel für die Entwickelung der Welt, darum ist es möglich, daß sie ins Blaue hinein

fortschreitet; möglich auch, daß es rückwärts geht: qui vivra verra. — Die Stabilitätstheorie eines Czolbe erklärt die Welt in ihren gegenwärtigen Ordnungen für ewig; sie ist nicht entstanden, darum vergeht sie auch nicht, es bleibt Alles beim Alten. Man verzichtet hiermit auf alles Denken und Begreifen; ohne Vergangenheit und Zukunft bleibt die ewige unverstandene Gegenwart. — Andre haben gemeint, unsre Erde könnte durch Zusammenstoß mit irgend einem andern Weltkörper, einem Kometen etwa, eine Katastrophe erleiden und in Stücke auseinander fahren, ohne daß das übrige Sonnensystem viel dadurch beeinträchtigt würde; — eine sehr unwissenschaftliche Meinung. —

Wissenschaftlichen Werth hat allein die Auseinandersetzung von Helmholtz. Er sagt: „Wenn sämmtliche Körper der Natur Eine und dieselbe Temperatur hätten, so würde es unmöglich sein, einen Theil ihrer Wärme wieder in Arbeitskraft zurückzuverwandeln. . . Aber die Wärme heißer Körper strebt fortwährend durch Leitung und Strahlung auf weniger warme überzugehn und ein Temperaturgleichgewicht hervorzubringen. Bei jeder Bewegung irdischer Körper geht durch Reibung oder Stoß ein Theil mechanischer Kraft in Wärme über, von der nur ein Theil wieder zurückverwandelt werden kann. . . Und wenn also das Weltall ungestört dem Ablauf seiner physikalischen Processe überlassen wird, so wird endlich aller Kraftaufwand in Wärme übergehn und alle Wärme in das Gleichgewicht der Temperatur kommen. Dann ist jede Möglichkeit einer weiteren Veränderung erschöpft, dann muß ein vollständiger Stillstand aller Naturprocesse von jeder möglichen Art eintreten; auch das Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen kann natürlich nicht weiter bestehn, wenn die Sonne ihre höhere Temperatur und damit ihr Licht verloren hat, wenn sämmtliche Bestandtheile der Erdoberfläche die chemischen Verbindungen geschlossen haben, welche ihre Verwandtschaftskräfte fordern. Kurz das Weltall wird von da ab zu einer ewigen Ruhe verurtheilt sein." — Die Ewigkeit der Atome endigt also in der Ewigkeit des ruhenden Chaos. Das Resultat ist gleich mit jenem Weltuntergang der Heiden. Dies das Ende! Wozu der Anfang? warum nicht verharrt im Chaos? warum dieser kurze Sinnentaumel des Lebens, der überreichlich aufgewogen

wird durch die Mühe, die Angst, die Schmerzen des Lebens und Sterbens?!

Für das Christenthum steht die Natur im innigsten Zusammenhange mit der Menschenwelt. Am siebenten Tage ruht Gott im Menschen. Die Sünde hat diese hehre Gottesruhe gestört und ihn in den Erlösungskampf hineingezogen. Er kommt zu seiner Ruhe wieder, wenn die erlöste Menschheit zu der vollen Ruhe der Seligkeit eingegangen und die in den Dienst der Eitelkeit gezogene Kreatur auch zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes wird erlöst sein.

Wie das geschehen wird? — ob auf dem ruhigen Wege der Entwickelung oder unter dem Sturm der Weltrevolution? Die Bibel behauptet das Letztere, und muß es, so gewiß ihr diese Weltverklärung nur den entsprechenden Naturproceß für die Wehen der geistigen Widergeburt bedeutet.

Und welcher Art die neue verklärte Ordnung der Dinge sein wird? Nur Andeutungen sind uns gegeben. Das wissen wir: die Strafe und Zucht des Leidens wird hinweggethan und die Thränen abgewischt werden von den Angesichtern der Traurigen. Was weissagend einst geschah, wird dann sich erfüllen: die Blinden werden sehn, die Lahmen gehn, die Aussätzigen rein sein und die Tauben werden hören. Der Tod wird verschlungen sein in den Sieg, und die Erlösten des Herrn werden wiederkommen mit Jauchzen.

Doch dieser neue Himmel und diese neue Erde, sie werden keinen Heidenhimmel und kein muhamedanisches Paradies sein, sondern die Harmonie der erlösten Natur mit den erlösten Menschen, „in welcher Gerechtigkeit wohnt." Von dem Geiste wird Alles durchdrungen sein; auch der zukünftige Stoffleib wird doch ein „geistlicher Leib" sein (1. Kor. 15, 44); denn sein irdisches und ungeistliches Widerstreben gegen die Herrschaft des Geistes hat aufgehört; die Harmonie der Offenbarung Gottes in der Seele, wie in der Natur und dem Naturleibe, ist vollkommen geworden.

Auf diese Seite ist der Blick des Paulus im Gedanken an die zukünftige Weltordnung gerichtet (1. Kor. 13, 8 bis 12): Prophetieen und Sprachen und Erkenntniß (diese in ihrer jetzigen stümperhaften Form) werden aufhören; denn das Alles ist Stück-

werk. Aber die Liebe wird bleiben; denn die Liebe (Gottes und in ihr des Nächsten) hat einen ewigen Gehalt; sie geht hinüber aus dem Jetzt in die Welt der Zukunft. Wie das Knabenalter ist das Jetztleben, — wie das reife Mannesalter das Leben der Zukunft. Den Gott der Liebe lernen wir jetzt kennen in einem Räthselwort, zu dem der Schlüssel noch nicht gefunden, dessen einzelne Theile hier und da noch nicht zusammenstimmen wollen. Doch wir sind auf dem Wege der Lösung. Dann aber wird Person gegen Person stehn — Mensch gegen Gott; und der Mensch wird Blicke in die Tiefen der Gottheit thun, wie Gott die Tiefe der gläubigen Seele durchdringt. — Dann wird Gott sein Alles in Allem, — ewige Freude des in der Liebe Gottes ewig jungen Herzens, und ewige Arbeit des Geistes in der Ergründung der vollkommenen Harmonie der innern und äußern Offenbarung Gottes.

Luftig ist diese Hoffnung? Ja sie scheint in der Luft schwebend, aber wie die wuchtige Krone des gothischen Doms ruht sie auf unerschütterlichen Fundamenten; und den Menschen von unten her erscheint sie klein. —

Schluß.

Wir sind durch die Natur gewandert. — Auf der Naturunterlage des menschlichen Daseins erbaut sich der Christenglaube. Die Natur fordert ihren Gott, den übernatürlichen Schöpfer, die leitende Vernunft. Die Natur ist auf freie That hin angelegt: auf die Thaten des freien Menschen und auf die Wunderthaten des freien Gottes. Die Natur ist auf den Menschen bezogen; er ist ihre Krone; mit ihm ist sie gefallen, und mit ihm reift sie einer höheren Ordnung der Dinge, einer Weltverklärung entgegen.

Die auch von einem Humboldt hoch gewürdigte Naturbetrachtung des 104. Psalms wird nicht blos ihren poetischen Werth — nein ihre Wahrheit behalten: Licht ist das Gewand Gottes, das ihn umhüllt und offenbart. Die Wasser sind vor seinem Schelten geflohn; das feste Land ist emporgetaucht, die bereite Wohnstätte für den Menschen. Für die Welt der Thiere und Menschen läßt er Brunnen quellen, tränkt er die Berge von oben her: für sie läßt er Gras und Saat, Wein und Oel und die Cedern des Libanon wachsen; für sie schafft er das Licht des Tages und die Finsterniß der Nacht. „So gehet dann der Mensch aus an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend!“ Der Mensch ist das Ziel der Natur, und er selbst hat eine Arbeit, ein Ziel: er unterwirft sich das Festland und das Meer. Aber bei all seinem Schaffen muß der Segen von oben kommen: „es wartet Alles auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit.“ — Auch von Störung und Wehe weiß der Psalmist, aber es ist der Herr, der

sein Angesicht verbirgt und die Berge anrührt, daß sie rauchen. Auch dafür kann der Dichter ihm singen sein Lebenlang, und des Herrn sich freun. — Es bleibt noch beim alten Spruch: „Es sind auch die Haare auf eurem Haupte alle gezählt;" und bei dem andern: „Er hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlecht auf dem ganzen Erdboden wohnet und hat festgesetzt bestimmte Zeiten und die Grenze ihres Wohnens; und „von den Juden kommt das Heil" und breitet sich aus, bis „auch die Kreatur selbst frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes." Und im Hinblick auf die Natur, auf ihren Zusammenhang mit dem geistigen Leben, auf ihre Vollendung, kann der naturwissenschaftlich gebildete Christ noch immer jubeln: „Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat: der dir alle deine Sünde vergiebt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit."

Wie lange kämpft schon der Materialismus gegen den Glauben! So lange es eine falschberühmte Philosophie und eine falschberühmte Naturwissenschaft gegeben hat. Der Glaube ist noch nicht gestürzt, er hat in den neuen Entdeckungen neue Stützen gefunden; — die Titanen kämpfen einen ungleichen Kampf mit dem höchsten Gotte. —

Wir haben den Materialismus in zwei Grundaxiome seines Denkens befangen gefunden, die aufs engste zusammenhangen. Zuerst: „die Unvernunft ist vor der Vernunft", — während doch nicht ein einziger Krystall ohne eine waltende Vernunft gefaßt werden kann. Aus der Unvernunft der Natur soll sich endlich die Menschenvernunft entwickeln. Darum kann es der Materialismus nie zur wirklichen Anerkennung der Vernunft als Vernunft bringen. Der thierische Ursprung klebt ihr ewig an: darum giebt es für diese materialistische Menschenvernunft keine Wahrheit, kein Recht, keine Schönheit — kein sittlich Gutes. — Der Mensch kann die leere Gottestafel seines Innern verleugnen, aber nur um einen theuren Preis: um den Preis, den Paulus angiebt: „da sie sich für weise hielten,

sind sie zu Narren" — heut zu Tage muß man hinzufügen: zu närrischen Affen — „geworden."

Und der zweite Grundgedanke, der den Sensualisten in seiner Naturbetrachtung leitet, heißt: „die Welt ist ein Mechanismus". Der Atomismus hat sein naturwissenschaftliches Recht, der Mechanismus nimmermehr. Die Welt ist ein organisches Ganze, das manche Störungen in sich leiden und überwinden kann. Die mechanische Naturbetrachtung vermag nichts zu erklären; sie beschreibt die Räthsel, kann sie aber nicht lösen. Ihr Ende ist der Tod des Denkens in der Stabilitätstheorie; der Mensch wird der Qual endlich müde, vergebens den Hals nach den Blättern des hohen Baumes der Erkenntniß zu recken. Das ist ihr Ende, trotzdem sie mit ihren Erkenntnissen lockt. — Die mechanische Naturbetrachtung verlangt ein unabänderlich nothwendiges Geschehen; darum ist sie auch der Tod des freien Willens. Die Freiheit des Menschen wird zu einer kolossalen Täuschung, obgleich der Ursprung dieser Täuschung selber ein unerklärliches Geheimniß vor den Augen des Materialismus bleibt. Wollte er den Schleier lüften, er würde hinter ihm die freie That des persönlichen Gottes entdecken, und mit dieser Entdeckung würde sich der Nebel der mechanischen Naturbetrachtung zertheilen. —

Woher stammen diese beiden Grundgedanken des Materialismus? Aus der Natur und ihrer Wissenschaft nicht! Doch können wir es den um die Wissenschaft verdienten Naturforschern aus dem Kreise der Materialisten glauben, daß sie der vollen Ueberzeugung leben, nur aus der Erforschung der Natur zu jenen beiden Grundgedanken gelangt zu sein. Es ist eine solche Ueberzeugung erklärlich bei dem plötzlichen Aufschwung, den die Naturwissenschaften genommen haben. Ueberall entdeckt der Forscher streng gesetzmäßiges Geschehen; die Fülle des Stoffs erdrückt ihn; er verliert den offenen Blick für andere Erscheinungen freien Lebens; er wird einseitig und sucht die Freiheit aus der Nothwendigkeit zu erklären, statt das gesetzmäßige Geschehen in der Natur aus der Freiheit zu begreifen. Und in diese Einseitigkeit seines naturwissenschaftlichen Erkennens wagt er alle übrigen Gebiete des Menschenlebens hineinzuziehen und über sie abzuurtheilen; er meint das Reich der Psychologie, der Theologie, der Religionsphilosophie, der Rechtsphilosophie, der Aesthetik, ja selbst der Geschichte erobert

resp. zerstört zu haben. Das Göttergleiche steht ihm in dem Wissen: eritis sicut deus, scientes. Aber weil er nun wissen will und nicht glauben — trotzdem er selber an seine Axiome glaubt —, so wird ihm nicht das höchste Wissen zu Theil: das Wissen von Freiheit und Gott.

Geister zweiten und dritten Ranges aber und die leichtbeflügelte Schaar der für das große Publikum schreibenden Literaten bemächtigt sich der Forschung und der Autorität jener Ersten zum Theil aus einem andern Motiv: es gelüstet sie nach dem Apfel der Sinnlichkeit. Und denen, die ihn vom Baume genommen und unter der ehrbaren Maske der Erkenntniß der Menge dargeboten haben, hatman von jeher applaudirt. Unter dem Namen der Wissenschaft, der Bildung, der Aufklärung wird die falsche Waare zu spottbilligem Preise feil geboten, und was den Naturforschern ersten Ranges noch problematisch ist, wird von denen niederen Grades und von den Literaten als festes Resultat, als neueste naturwissenschaftliche Errungenschaft ausposaunt. Manche wissen nicht, was sie thun, aber die Verschuldung des Leichtsinns und der Oberflächlichkeit kann nicht von ihnen genommen werden.

Ob dem Materialismus noch eine große Zukunft bevorsteht? Es wird ihm gehen wie der rationalistischen Richtung: in den obersten wissenschaftlichen Regionen wird er zuerst überwunden, aber zu derselben Zeit noch in den unteren Kreisen der Bildung Propaganda machen und vielleicht ein Werk anstiften, davor den Vätern dieser Richtung — wenn sie es erleben — die Haare zu Berge stehn. Denn das Motiv des lauten Applaudirens weissagt auf die Frucht der Richtung. — Der Mensch ist ein geborener Materialist; das Christenthum bekämpft den Materialismus von vorn herein und wird darum nie den Beifall der Menge finden. Die materialistische Lehre dagegen legt den theoretischen Unterbau für die praktische Gesinnung des natürlichen Menschen, sie kommt seiner Neigung entgegen; darum ist sie der Masse willkommen.

Die materialistische Auffassung hat eine große Wahrheit: wie sie den Menschen schildert, so ist, — nicht der Mensch, wie ihn Gott gedacht hat, sondern — der entgeistete Mensch: sinnlich, von der Sinnenwelt und für sie lebend; von Impulsen getrieben, die in der Welt außer ihm liegen, ohne festen Fuß in sich selber, und doch —

gerade weil er sich hin= und hertreiben läßt, — in dem Wahne der Freiheit sich schaukelnd. Die Schrift bezeichnet diesen Zustand mit den Worten: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes." — Sollte in diesem Menschen des Materialismus nicht Mancher, im Gewissen getroffen, sein eigen Bild schauen, beschämt bei sich einkehren, und den festen Grund seiner Menschenwürde da suchen, wo er zu finden ist, um auf ihm zu bauen? —

„Wer nicht wider uns ist, der ist für uns!" Die Periode, welche diese Ueberschrift trägt, scheint für Deutschland und für manches andere europäische Land eilend abzulaufen, um einer neuen Periode Raum zu machen, an deren Eingangsthor Christus schreibt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet!" Alles hat seine Zeit! In der Welt wissenschaftlicher Bildung ist gegenwärtig ein solcher Gegensatz vorhanden, wie er vielleicht noch nie dagewesen ist: die Einen verlangen es als eine Ehre, daß sie von den Gegnern verhöhnt werden. — Man wird nicht mehr eine Auswahl treffen können aus den christlichen Lehren nach Gutdünken: Wunder und Offenbarung verwerfen — und Gott behalten; Gott verwerfen — und die Willensfreiheit behalten und mit ihr alles Gute und Wahre; die Willensfreiheit verwerfen — und die Möglichkeit des Erkennens, den Verstand noch beibehalten. Dies Zerreißen beruht selber auf einer mechanischen Auffassung. Vielmehr: wie die Natur, so ist auch der Bibelglaube ein organisches Ganze. Er hat seinen Lebensmittelpunkt, sein Herz, in der Liebe Gottes, von der die Gnadenströme ausgehn als Natur und als Offenbarung in Christo. Sind in diesem Organismus nicht alle Theile gleich werthvoll mit dem Herzen, so sind sie doch dem Ganzen dienstbar und bedingen es in seiner Gesundheit: schneidet man Ein Glied ab, so ist das Ganze verstümmelt. — Es bricht die Zeit heran, daß es heißen wird: „Entweder — oder:" entweder das Ganze annehmen oder das Ganze verwerfen; entweder Alles haben oder Nichts; entweder ein Thiermensch sein, an die gemeine Sinnlichkeit verkauft, — oder ein Mensch Gottes.

Wir haben zu wählen. —

Inhalt.

Berichtigungen:

Pag.	17	Zeile	15	von	unten	lies:	kann erst im.
=	23	=	4	=	=	=	verfaßt.
=	30	=	15	=	=	=	Die Theologie, um Klarheit zu gewinnen.
=	33	=	18	=	oben	=	Kosmogonie.
=	43	=	7	=	=	=	hinein gedrängt.
=	63	=	9	=	unten	=	dem nicht materialistisch.
=	68	=	16	=	oben	=	ist an Einem.
=	75	=	2	=	unten	=	vornanfangen, und die Entwicklung.
=	76	=	14	=	=	=	genügen.
=	79	=	6	=	=	=	dem violetten, blauen.
=	85	=	9	=	oben	=	mit anbrechender Nacht.
=	85	=	10	=	=	=	an dem Thiere und an sich.
=	89	=	6	=	=	=	Sinne lieben.
=	97	=	3	=	=	=	ob Neptunismus oder Vulkanismus.
=	103	=	11	=	unten	=	hatte:
=	106	=	17	=	oben	ist	„vielmehr" zu streichen.
=	110	=	17	=	unten	lies:	Katastrophentheorie.
=	117	=	4	=	=	=	gestaltenden, nach einer Idee.
=	122	=	16	=	=	=	Priestleysche.
=	123	=	18	=	=	=	Harvey.
=	124	=	16	=	=	=	wurden.
=	131	=	19	=	=	=	Bronn.
=	142	=	6	=	oben	=	vermöchte.
=	151	=	12	=	=	=	Beckens.
=	167	=	8	=	unten	=	seine Norm von.
=	169	=	7	=	oben	=	nun untersucht er.
=	170	=	14	=	=	=	müßte.
=	170	=	2	=	unten	=	es handelte.
=	171	=	13	=	oben	=	so daß er die ihm.
=	177	=	19	=	=	=	dennoch steht.
=	188	=	14	=	unten	=	Quatrefages.
=	188	=	3	=	=	=	Meath.
=	193	=	1	=	=	=	Buckland.
=	200	=	14	=	=	=	verlegte.
=	210	=	9	=	oben	=	führte.
=	211	=	2	=	=	=	verstanden.
=	213	=	10	=	=	=	Engis.
=	217	=	7	=	=	=	Farbenton.
=	217	=	4	=	unten	=	und dem mittleren.
=	242	=	9	=	oben	=	Wer sich an consequentem Denken freut.
=	255	=	16	=	unten	=	kann? — Gott richtet sich.
=	256	=	13	=	=	=	und „vergebliche Arbeit" nichts.
=	263	=	12	=	oben	=	hier ist nicht „die Tiefe der Sinnlichkeit", hier ist ihre Höhe erreicht.
=	273	=	12	=	unten	=	kein Heidenhimmel.
=	274	=	4	=	=	=	sie schwebt in der Luft, wie
=	276	=	12	=	=	=	Grundaxiomen.
=	278	=	2	=	oben	=	weil er nur wissen.

Zollmann, Theodor

Bibel und Natur in der Harmonie ihrer Offenbarungen. Gekrönte Preisschrift

Hamburg 1869